

Das Schwarze Auge

DAS REICH DER RACHE

BERNHARD HENNEN



DREI NÄCHTE IN FASAR –
3. TEIL



Aventurien

heißt die phantastische Spielwelt voll kühner Abenteuer, Magie und farbiger Exotik, erschaffen von einem Spezialistenteam und ausgebaut von Tausenden begeisterter Spieler.

Es ist der Schauplatz des heute größten deutschen Fantasy-Rollenspiels

Das Schwarze Auge

Die Romane der gleichnamigen Serie lassen uns diese Welt noch viel unmittelbarer und plastischer erleben.

Nachdem Omar jede Spur der Tänzerin Melikae verloren hat, verdingt er sich in der Armee des Kalifen, um in seiner Verzweiflung den Tod in der Schlacht gegen die Al'Anfaner zu suchen.

Melikae aber ist in die Hände des Magiers Abu Dschenna gefallen, der, von Rachsucht und Machtgier getrieben, keine Moral mehr kennt und dem Wahnsinn nahe ist...

Heyne Fantasy
Originalausgabe
Best.-Nr. 06/6014

ISBN N 3-453-10954-6
DM 12,90/ÖS 95,-



9 783453 109544

DM 12,90

EIN HEYNE-BUCH



BERNHARD HENNEN

DAS REICH DER RACHE

DREI NÄCHTE IN FASAR
TEIL 3

*Vierzehnter Roman
aus der
aventurischen Spielewelt*

herausgegeben
von
ULRICH KIESOW

Originalausgabe

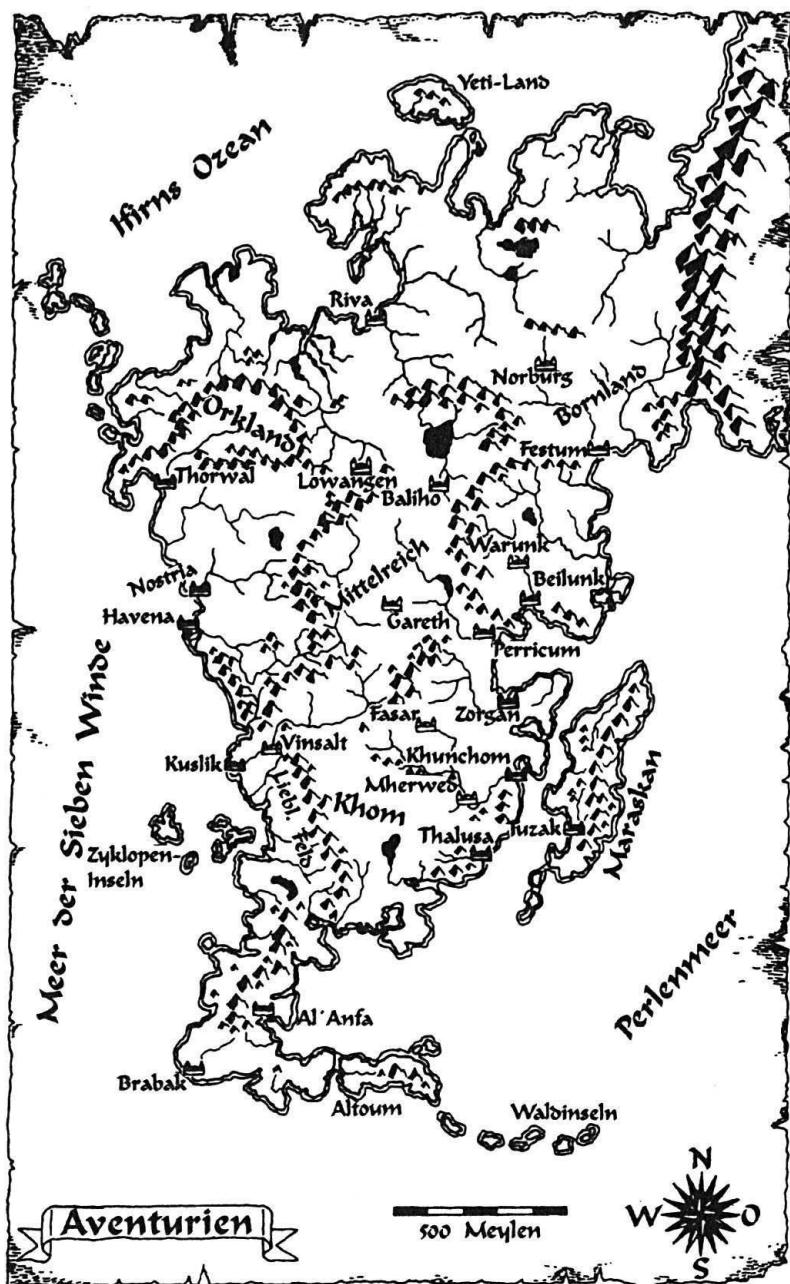


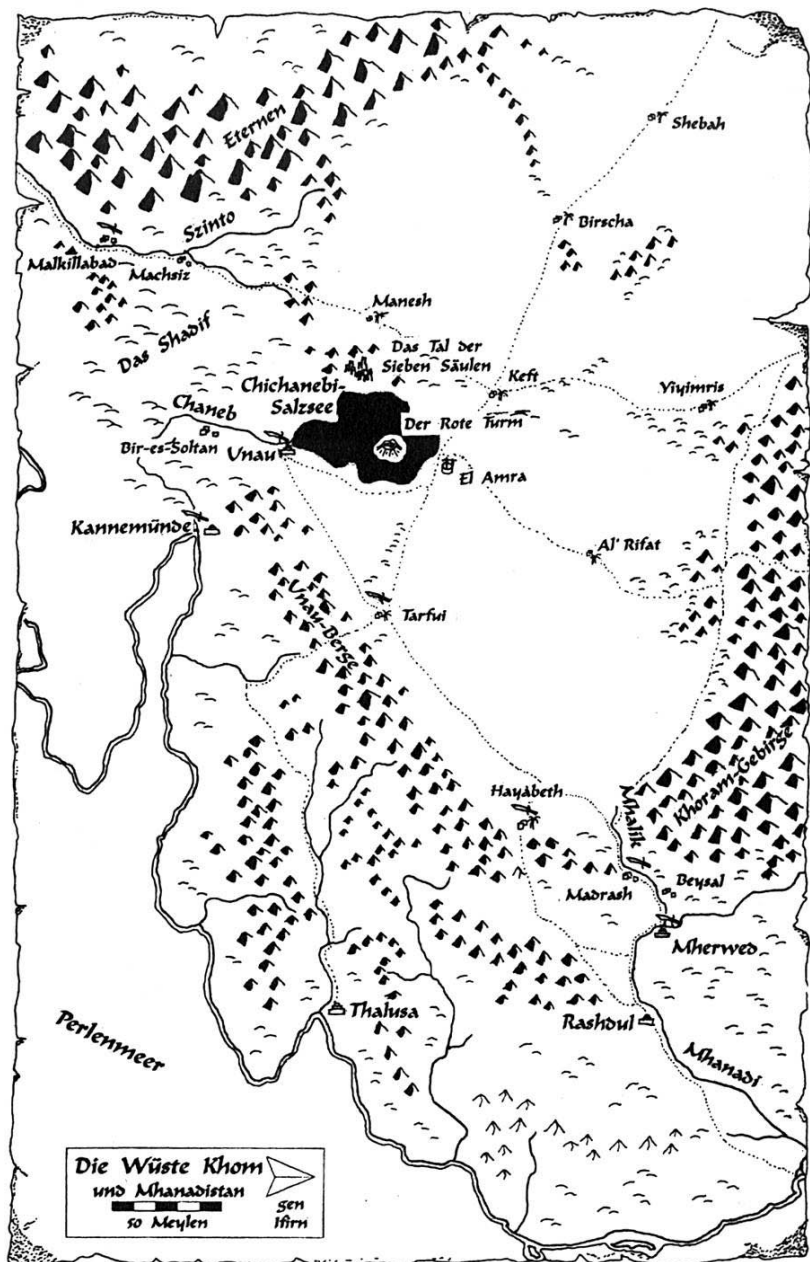
WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/6014

*Für ein Lächeln
und ein paar verträumte graugrüne
Augen geschrieben.*

Redaktion: Joern Rauser & Friedel Wahren
Copyright © 1996
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München,
und Schmidt Spiele + Freizeit GmbH, Eching
Printed in Germany 1996
Umschlagbild: Ruud van Giffen
Kartenentwurf (Seite 6/7): Ralf Hlawatsch
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg
ISBN 3-453-10954-6





VON DEN ERZÄHLUNGEN DER ERSTEN UND ZWEITEN NACHT

Es begab sich aber am zweiten Nachmittage vor dem Tage des Zorns in dem Sommer, da sich zum zweihundertzweiundfünfzigsten Male die Offenbarung Rastullahs jährte, daß ein Fremder in den Stunden der Gluthitze in den Basar von Unau trat, um den Männern und Frauen nahe der Gasse der Kupferschmiede ein Märchen zu erzählen. Er wußte zu berichten von Melikae, der Tochter des reichen Kaufmanns Abu Feisal, und dessen Sklaven Omar, der der schönen Sharisad in Liebe verfiel. Zu jener Zeit, da der große Löwe von Unau manch Ungemach über die Handelsherren brachte und die Stämme der Wüste das Umland der Sultansstadt zu meiden begannen, da errettete Omar seinen Herrn vor den Klauen des Ungeheuers. Es war dies die erste That jenes Kriegers, der in späterer Zeit einmal die Morgensonne des Kalifen geheißsen wurde.

Zum Dank für sein Leben schenkte Abu Feisal seinem Sklaven die Freiheit und gewährte ihm einen Wunsch, doch als der Tapfere es wagte, nach der Hand von Melikae zu fragen, da ließ der reiche Kaufmann ihn in Ketten schlagen und bestimmte seinen Retter dem Schwert des Henkers.

Melikae, die von dieser wundersamen Geschichte gehört hatte, befreite Omar noch in derselben Nacht, und gemeinsam mit der Dienerin Neraida und dem Leibwächter Fendal flohen sie über den trügerischen Salzsee hinweg bis tief in die weglose Wüste. Abu Feisal aber rief in seinem namenlosen

Zorn den verruchten Magier Abu Dschenna herbei und befahl ihm, die verlorene Tochter zurückzuholen. Den Sklaven Omar aber sollte der Gottlose in der Wüste dem Tode überlassen.

Kraft seiner Magie gelang es dem Zauberer, die Verliebten in der Wüste zu finden, doch durch das selbstlose Opfer des treuen Fendal der das Herz eines Löwen besaß, entgingen die Liebenden den Nachstellungen des Zauberers.

Als aber Abu Dschenna ein zweites Mal die Kräfte der Magie zu Hilfe rief, um seinen Opfern nachzusetzen, da ward sein niederträchtiges Treiben von Erfolg gekrönt. Gefesselt ließ er Omar in den Weiten des Sandmeeres zurück, damit die Sonne ihm das Leben nehme, denn er hatte der Sharisad geschworen, daß er nicht Hand an ihren Geliebten legen werde, wenn sie ihm freiwillig ins Haus ihres Vaters folgte. Neraida aber war ob der Nachricht vom Tode des mutigen Fendal so betrübt, daß die Trauer ihr die Sinne verwirrte und sie für lange Zeit weder zu einem Menschen sprach noch Notiz nahm von denen, die sie überreden wollten, ihr Schweigen aufzugeben.

Als Abu Dschenna endlich mit seinen beiden Gefangenen das blühende Unau erreichte, da herrschten dort helle Aufregung und tiefe Trauer, denn die Armee des Kalifen war ausgerückt, und auch Abu Feisal war dem Ruf der Schwerter gefolgt. Doch sie alle fielen der Heimtücke des Patriarchen von Al'Anfa zum Opfer, dessen Heerscharen wie die Heuschrecken über das Land der Ersten Sonne herfielen.

Melikae aber, die den Mord an ihrem Geliebten rächen wollte, klagte Abu Dschenna vor dem Wesir Jikhbar ibn Tamrikat an und behauptete, der Schwarzmagier habe sich

an ihr vergangen. So wurde denn Abu Dschenna zum Tode verurteilt. Indes gelang es dem Ruchlosen, auf geheimen Wegen aus dem Kerker zu fliehen. Melikae aber hatte ihren guten Namen verwirkt.

Selbst ihre Dienerin Neraida wollte, als sie wieder zu sich fand, von ihrer Herrin nichts mehr wissen, und als Unau von den Soldaten der Ungläubigen belagert wurde, da floh sie mit einem Kasimiten aus der Stadt, um jene Felsplatte, der Rastullah einstmals seinen Fuß eingepreßt hatte, vor den Händen der Ungläubigen zu retten.

Melikae aber öffnete den Eroberern widerstandslos die Tore ihres Palastes, und – glaubt man allein der Geschichte der ersten Nacht – so verriet sie ohne Gewissen ihre Tugend und schenkte sich den wilden Heidenkriegern, doch verschlungen und trügerisch sind die Fäden, die ein guter Märchenerzähler miteinander verwebt, und so zeigte sich in der zweiten Nacht, daß Melikae allein deshalb das Vertrauen der Eroberer zu erringen versuchte, um jene Heidenführer, die in ihrem Palast das Quartier aufschlugen, in den Tod zu schicken. Bis vor Tar Honak, den Heerführer der Ungläubigen, brachte die Sharisad ihr verzwicktes Intrigenspiel; in ihm aber fand Melikae ihren Meister. Er durchschaute ihre Taten und schickte ihr fortan allein solche Gäste, deren Ableben auch in seiner Absicht lag. So wurde Melikae im guten Glauben zum Werkzeug des Eroberers, und es sollte lange dauern, bis sie sein Ränkespiel durchschaute.

Omar, von Abu Dschenna in der Wüste ausgesetzt, wurde von Gwenselah errettet, einem verschleierten Krieger, der dem geheimnisvollen Volk der Beni Geraut Schie angehörte. Der Fremde nahm sich des Novadis an und lehrte ihn das

Schwert mit einer Meisterschaft zu führen, die nur die wenigsten Krieger jemals erreichten. Neraida aber, die ein zweites Mal auf den Salzsee geflohen war, wurde eine Gefährtin des kasimitischen Scheichs Said ben Sahir. Dank ihrer Kunst vermochten die Rebellen um Said immer wieder ihren Verfolgern zu entgehen, indem sie sich unter der Führung der Salzgängerin auf die trügerische Kruste des Cichanebi retteten. So wurden sie zum Schrecken der Ungläubigen, bis zu jenem verfluchten Tage, an dem sie gemeinsam mit Ali ben Kurman, einem Scheich der Beni Novad, gen Norden ritten, um Madrash von den Heiden zu befreien. Dort ereilte sie ihr Schicksal, denn die al'anfanischen Götzenanbeter hatten ein ganzes Heer zusammengerufen, um gegen den Mut der Rebellen bestehen zu können. Neraida, Said, Ali und alle ihre Gefährten gingen an diesem Tag zu Rastullah, doch wurde ihr Mut vielen zum Vorbild, die verzagt das Haupt vor den Heiden gebeugt hatten. Zweimal noch sollte um Madrash gekämpft werden, und in diesen Schlachten war Rastullah seinen Kindern günstiger gewogen.

Viele Gottesnamen vergingen, bis die Hand des Einen Melikae berührte und die Sharisad erkannte, auf welcher schändlichen Weise sie vom Raben, dem Patriarchen von Al'Anfa, ausgenutzt worden war. Feierlich schwor sie, das Blut des obersten der Götzendiener zu vergießen, und reiste zur Kalifenstadt Mherwed, vor deren trotzigen Mauern die Heiden ihr Heerlager aufgeschlagen hatten. Am ersten Tage des Festes zu Ehren der dämonischen Buhlin Rahja tanzte die Sharisad vor dem Heerführer der Ungläubigen und stieß ihm einen Säbel in die Brust, doch der Schützling der Fürsten der Niederhöhlen überlebte den Angriff, ohne auch nur ver-

wundet zu sein. Melikae aber wurde von den Leibwächtern Tar Honaks ergriffen und als Sklavin in Ketten nach Al'Anfa verschickt, wo sie in der großen Arena den Löwen zum Fraß vorgeworfen werden sollte.

Omar, der für lange Zeit von allen Nachrichten abgeschnitten mit Gwenselah tief in der Wüste gelebt hatte, war voller Gram und Verzweiflung, als er erfuhr, welch grausiges Schicksal seiner Liebsten zugebracht war. So beschloß er, das Unmögliche zu wagen, und reiste mit Gwenselah nach Al'Anfa, um inmitten der Brutstätte des Bösen Melikae aus den Händen der Götzenanbeter zu befreien. Rastullah aber hatte nicht vergessen, wie der Novadi einst den Einzigen Gott verflucht hatte. So gelang es Omar zwar, die Sharisad zu befreien, doch fand sein Freund und Lehrer Gwenselah dabei den Tod – und auch der Novadi wurde schwer verletzt. In einem winzigen Boot entkamen er und Melikae auf das weite Perlenmeer, wo Omar vom Wundfieber ausgezehrt bereits dem Ende nahe war, als sie schließlich ein Eiland mit einem prächtigen Palast auf seinen Steilklippen erreichten. Doch immer noch kannte der Einzige keine Gnade, denn der Herr der Insel war niemand anderer als der Magier Abu Dschenna, und während Omar nicht mehr zwischen der Wirklichkeit und den Fieberträumen zu unterscheiden vermochte, zwang der Zauberer Melikae zu einem schändlichen Handel. Er verlangte von der Sharisad, daß sie bei ihm bleibe, und bot an, als Gegenleistung dem Novadi zu helfen. In ihrer Verzweiflung stimmte die Tänzerin zu und legte Omar, der nach der Heilung in tiefen Schlummer gesunken war, einen Abschiedsbrief und eine Rose in sein Boot, das die Diener des Magiers zurück in die Meeresströmung stießen. Nie hätte

Melikae geahnt, daß eben dieser Brief und ihre Rose Omar auf immer an sie binden würden, denn wie sich in der dritten Nacht der Erzählung offenbarte ...★

★ Zitiert nach dem *Buch der sieben Rosenblüten*, in dem der Ehrwürdige Selim ben Hard von den sieben denkwürdigen Begebenheiten erzählt, die sich unter der Herrschaft des Kalifen Malkillah III. Mustafa ibn Khalid ibn Rusaimi ereigneten.



Langsam schob sich die rote Sonnenscheibe über den zerfallenen Mauerkranz des Theaters. Die uralten geborstenen Steine zeichneten sich schwarz gegen den Himmel ab. Nicht mehr lange, und das Tageslicht würde grausam enthüllen, wie wenig von der vergangenen Pracht noch erhalten war. Jeder Riß in den steinernen Sitzbänken und die ovalen Täler, die Zehntausende von Füßen über die Jahrhunderte in die zu den Rängen des halbrunden Theaterbaus führenden Marmorstufen gegraben hatten, würden bald in der klaren Morgensonne sichtbar werden.

Doch noch herrscht gnädiges Zwielicht, dachte Mahmud und ließ den Blick über die Ruine wandern, die zum Treffpunkt der Bettler von Fasar geworden war. Wahrscheinlich hatten die wenigsten der geschundenen Gestalten, die zwischen den zerbrochenen Säulen des hohen Bühnenbaus und in den gewölbten Gängen unter den Publikumsrängen übernachteten, Sinn für die romantische Schönheit, die diesen Bau im fahlen Morgenlicht verzauberte. Wie oft hatten Schauspieler dort unten ihr Publikum zu Tränen gerührt oder wilde Begeisterungstürme entfacht!

Der alte Märchenerzähler schloß die Augen und lauschte. Zuerst hörte er nur das Schnaufen der Schläfer zwischen den Säulen, und er fragte sich,

ob es denn Magie war, die ihm dieses leise Geräusch zutrug, wohl an die dreißig Schritt von der Bühne entfernt.

Mahmud schüttelte sich ein wenig, und Almandina, die an seiner Schulter eingeschlafen war, stieß einen leisen Seufzer aus. Der Gedanke an Magie löste stets ein Unbehagen in ihm aus. Ein wenig Wehmut mischte sich darunter, doch vor allem waren es Unbehagen und ein beklemmendes Schuldgefühl. Aber jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt, mit mir selbst ins Gericht zu gehen, dachte er und lauschte wieder. Wenn die alten Steine ihre Geschichte erzählen könnten ...

In seiner Vorstellung füllte sich das Theater mit Menschen. Ein Sultan und sein Gefolge nahmen Platz auf den untersten Rängen, die auf einer Höhe mit der Bühne lagen. Ein wenig darüber stritten kostbar gekleidete Kaufleute und prächtig gewappnete Krieger darum, wer wie nahe beim Sultan sitzen durfte. Je weiter die Sitzreihen anstiegen, desto schlichter wurden die Gewänder der Besucher. Dort saßen Handwerker mit ihren aufgeputzten Frauen, eine schwatzhafte Gruppe junger Adepten aus der Magierakademie und vereinzelt auch Liebespaare, die einander mit scheuen Blicken wunderbare Nächte versprachen.

Mahmud seufzte. Liebe, diese wunderbare und mannigfaltige Kraft ... Selbst über Magie vermochte sie zu triumphieren. Auf diese Erkenntnis hatte er viele Jahre gewartet, in denen er den Zauber der Liebe

stets als romantische Erfindung der Märchenerzähler abgetan hatte.

Ein Wispern wie von flüsternden Stimmen schien mit dem Wind heranzutreiben. Jemand rief seinen Namen! Erschrocken wollte Mahmud die Augen öffnen, doch sein Tagtraum hielt ihn gefangen. Die Ränge des Theaters waren plötzlich leer, die Pracht des Baus verfallen. War es doch kein Traum? Doch wo steckte Almandina? Sie saß nicht mehr neben ihm! Und die Bettler, die unten zwischen den Säulen geschlafen hatten ...? Auch sie waren verschwunden. Es schien eine eigenartige Bedrohung von der Bühne auszugehen. Aus dem Augenwinkel sah er eine flüchtige Bewegung. Dann trat hinter einer der Säulen eine zierliche Frau mit langem schwarzen Haar hervor! Seine Sharisad! Sie winkte ihm und rief seinen Namen.

Vor Aufregung zitternd, erhob sich Mahmud und trat einen Schritt vor. Er mußte zu ihr ... sie endlich wieder in seine Arme schließen! Plötzlich trat eine zweite Gestalt hinter den Säulen hervor. Ein Krieger, ganz in Schwarz und mit einem Schleier vor dem Gesicht. Er stand unmittelbar hinter der Tänzerin und trat einen Schritt auf sie zu.

Mahmud lief los. Er wußte: Wenn diese Gestalt die Sharisad erreichte, dann wäre sein Glück auf immer zerstört. Der Krieger hob sein Schwert. Wollte er etwa ...? In großen Kreisen wirbelte er die Waffe über den Kopf und schleuderte sie Mahmud entgegen, so wie man einen Stein mit einer Lederschlinge wirft.

Bei der Bewegung riß sich der schwarze Krieger den Schleier vom Gesicht, und Mahmud erstarrte. Statt eines menschlichen Antlitzes hatte sich ein bleicher Totenschädel hinter dem Schleier verborgen.

Die Wucht, mit der ihn das Schwert traf, riß Mahmud von den Beinen. Das Theater schien sich zu drehen, um ihn herumzuwirbeln. Aus den Augenwinkeln sah er über sich ein Kleiderbündel auf den Stufen liegen. Es waren *seine* Kleider! Entsetzt begriff Mahmud, daß nicht das Theater sich drehte! Es war sein Kopf, den das wirbelnde Schwert abgetrennt haben mußte und der die Stufen der Tribüne hinunterrollte.

Ein gellender Schrei erklang. Die Sharisad schien ihm entgegenzulaufen ... Dann war sie wieder aus seinem wild wirbelnden Blickfeld verschwunden. Sie wollte zu ihm! Der Gedanke, daß sie wenigstens im Tod bei ihm wäre, tröstete ihn. Sie würde seinen Kopf in ihren Armen wiegen, wenn er auf immer die Lider schloß.

»Mahmud! Sag doch etwas!«

Langsam wurde es schwarz um ihn. Der Märchen-erzähler mußte lächeln. Wie sollte er denn etwas sagen? Er war doch tot ...

»Mahmud!« Etwas Weiches strich ihm über die Stirn.

Zögernd schlug er die Augen auf und erkannte über sich das narbige Gesicht Almandinas.

»Paß auf den Krieger auf!« Mahmud versuchte sich aufzusetzen. Sein Rücken schmerzte, und er hatte sich den linken Ellbogen aufgeschlagen.

»Krieger? Welcher Krieger?« Das Bettlermädchen blickte ihn verwundert an.

»Nun, der ...« Der Alte hatte sich halb aufgerichtet und blickte auf die Theaterbühne. Alles war nur ein Tagtraum gewesen! Allerdings war er auf einen der tiefergelegenen Publikumsränge gestürzt. Vermutlich hatte er sich im Schlaf zu weit vorgebeugt. Rastullah mußte es gut mit ihm meinen, daß er sich bei diesem Sturz nicht alle Knochen gebrochen hatte. Er hätte schlafen sollen in der letzten Nacht! Die übermüdeten Augen mußten ihm einen Streich gespielt haben. Doch was sollte er dem Mädchen erzählen? Die Wahrheit?

»Von welchem Krieger sprichst du?«

Mahmud räusperte sich ein wenig verlegen und blickte in den roten Morgenhimmel, als könne er dort mit Rastullahs Hilfe eine Antwort auf die Frage des Mädchens finden. Er wollte Almandina nicht ängstigen – deshalb konnte er ihr nicht die Wahrheit über seinen Traum erzählen. Gestern der verrückte Prophet der ihn nach dem Aufwachen belästigt hatte, und heute dieser Traum ... Am Ende hielt Almandina ihn für einen Verfluchten.

Noch immer blickte das Mädchen Mahmud mit großen Augen an. Er würde um eine Antwort nicht herumkommen. Weit im Osten stand eine seltsam geformte Wolke über der Stadt. Sie glühte rotgolden im Morgenlicht und sah ein wenig wie ein Drache aus. Das war es! Ein Drache. Drachengeschichten gefielen immer! »Ich hatte einen schrecklichen Alptraum vom

Drachen Pyrdacor. Ein Dschinn schenkte mir eine verzauberte Rüstung und ein Pferd mit Flügeln, so daß ich dem Drachen bis in den Himmel hinein folgen konnte.«

Mahmud vollführte eine weitausholende Geste, um seine vorgeblichen tollkühnen Flugkunststücke zu unterstreichen. »Dreimal versuchte Pyrdacor, mich mit seinem Flammenatem zu versengen, doch ...«

»Und der Krieger? Du hast doch auch von einem Krieger gesprochen.«

»Tja, der Krieger ...« Mahmud fluchte innerlich. Wie hatte er nur den Krieger vergessen können! Welch ein alter Trottel er doch war, »Immer der Reihenfolge nach. Der Krieger kommt gleich noch. Also, ich hatte den Drachen schon zweimal verwundet, und das Ungeheuer stieß ein Wutgeheul aus, das den ganzen Himmel zum Erbeben brachte, als plötzlich ein Krieger auf einem verzauberten Pferd aus schwarzem Stein über den Himmel geritten kam. Ein Pferd, wie es einst der Magiermogul Rustan ibn Hazir besessen haben soll. Genau wie meine prächtige Stute war auch dies ein fliegendes Pferd. Der fremde Krieger hatte eine Lanze, so lang wie eine Dattelpalme, und griff mich von hinten an, um den Drachen zu retten. So geschah es, daß mir Pyrdacor entkam. Als ich der schrecklichen Lanze des Reiters ausweichen wollte, machte ich eine ungelenke Bewegung und stürzte aus dem Sattel. Tja, und dann bin ich aufgewacht.«

Almandina hatte den Kopf schiefgelegt und musterte ihn nachdenklich. »So etwas träume ich nie.

Meistens träume ich gar nichts, oder ich kann mich zumindest an nichts mehr erinnern, wenn ich wach werde. So jemanden wie dich habe ich noch nie getroffen, Mahmud. Du läufst ja sogar herum, wenn du träumst.«

»Wie meinst du das?«

»Wie ich es sage. Du läufst herum. Ich bin davon erwacht, daß du plötzlich aufgestanden bist. Du hast irgend etwas vor dich hingemurmelt und bist die Sitzreihen hinuntergekllettert. Ich dachte erst, du seist wach und wollest mit mir zum Basar der Teppichknüpfer gehen. Dann habe ich deinen seltsamen Blick bemerkt.

Und ehe ich dich wecken oder dir helfen konnte, bist du schon gestürzt. Fünfmal habe ich dich gerufen. Ich habe mir solche Sorgen gemacht, daß du ...« Dem Mädchen stockte die Stimme. »Ich dachte schon, du seist ...«

Mahmud nahm sie in den Arm und drückte sie an sich. Almandina zitterte am ganzen Leib. Sie konnte nicht weitersprechen. Er hatte ein schlechtes Gewissen, das Mädchen so schamlos belogen zu haben, und einen kurzen Augenblick lang dachte er darüber nach, ihr alles zu erzählen. Nicht nur den Traum. Nein, alles, was er so tief in sich begraben hatte. Doch dann verwarf er den Gedanken wieder. Sie würde ihn danach nie mehr mit denselben Augen sehen können, und das wollte er nicht, denn er hatte leise mit dem Gedanken gespielt, gemeinsam mit ihr auf Wanderschaft zu gehen. Vielleicht würden ihre

Unschuld und ihre Bewunderung ihm endlich den Frieden bringen, den er schon so lange suchte und den er doch nicht finden konnte. Gewiß jedoch würde aus ihr eine gute Märchenerzählerin werden.

»Du hast dich beim Sturz auch wirklich nicht verletzt?« Almandinas Stimme zitterte immer noch leicht.

Mahmud blickte flüchtig auf seinen aufgeschürften Ellbogen, dann schüttelte er den Kopf. »Nichts Ernstes. Ich möchte nur gern wissen, worüber ich gestolpert bin. Oder meinst du, ich habe mich nur einfach vertreten?«

»So genau konnte ich das nicht sehen. Du bist mit großen Schritten die Ränge hinabgestiegen und plötzlich gestrauchelt.«

Mahmud richtete sich auf und untersuchte die nächsthöhere Steinterrasse. Einer der flachen Bodensteine stand dort ein wenig hervor. Vielleicht war er daran hängengeblieben und ... Mahmud stutzte. Undeutlich waren auf dem Stein Linien zu sehen, offenbar zu einem Muster geordnet. Doch er konnte nicht genau erkennen, was sie darstellten, denn die Hälfte der Ritzzeichnung war durch feinen Steinstaub und Flugsand unkenntlich geworden.

Unschlüssig musterte Mahmud den Stein. Wäre es klüger, nicht hinter allem einen tieferen Sinn zu suchen? Könnte alles nicht auch ein Zufall gewesen sein? Schließlich wischte er den Schmutz zur Seite und fand einen unvollständig ausgeführten Löwenkopf in den Marmor geritzt.

Der Traum, der Löwenkopf ... Das waren Vorzeichen Rastullahs. Es würde wohl nicht mehr lange dauern, bis das Schicksal Mahmud ereilte. Doch daß es ausgerechnet jetzt geschehen mußte! Noch vor drei Tagen hatte er dem Tod gelassen entgegengesehen. Warum nur war ihm Almandina begegnet? Sie hätte seinem Leben einen neuen Sinn geben können. Statt dessen schien es ihnen bestimmt zu sein, kaum daß sie einander kennengelernt hatten, durch ein unglückliches Schicksal wieder voneinander getrennt zu werden.

»Was ist los mit dir? Und was hast du da gefunden?« Das Bettlermädchen war an seine Seite getreten und betrachtete den Stein.

»Hübsch, nicht wahr? Ich glaube, das hat irgendwann einmal ein gelangweilter Theaterbesucher hier eingeritzt.« Mahmud spürte regelrecht, wie Almandina eine Frage auf der Zunge lag, doch die junge Frau schwieg, und er war ihr dankbar dafür. Am liebsten wäre ich jetzt allein, dachte Mahmud, wenn auch nur für einige Augenblicke. »Gehst du unsere Sachen holen?« Sein Stab und ihre Kleiderbündel lagen noch bei ihrem Nachtlager, ein paar Sitzreihen weiter oben.

Almandina nickte wortlos und stieg die Treppe hinauf.

Mahmud blickte ihr nach und überlegte, ob er das Mädchen nicht einfach von sich stoßen sollte. Ihr sagen, daß er ihre Anwesenheit nicht mehr ertragen könne. Ihre Liebe mache ihm angst. Er wolle ihr nicht

weh tun, doch der Traum und die Löwenfratze, das waren zwei deutliche Zeichen dafür, daß sein Ende nahe war, und so wie er gelebt hatte, würde es kein friedliches Ende sein. Vielleicht war sie in Gefahr, wenn sie bei ihm blieb. Zumindest würde sie seinen Tod erleben und nichts tun können, um ihm zu helfen. War es dann nicht besser, wenn er sie jetzt davonjagte?

Verzweifelt blickte Mahmud in das Rund des Theaters. Das erste Sonnenlicht hatte dem Marmor einen zartrosafarbenen Schimmer verliehen, so daß die Ruine, die zur Trutzborg der Ausgestoßenen und Rechtlosen geworden war, wie ein verzauberter Palast aus einem Dschinnmärchen wirkte. Mahmud lächelte. Er hatte den seltsamen Gedanken, daß er und das Theater sich in mancher Weise ähnelten. Beide waren sie nur noch ein Schatten dessen, was sie einst einmal dargestellt hatten, und beide waren sie voller alter Geschichten und Geheimnisse, die sie mit niemandem mehr teilen würden.

Almandina war zurückgekehrt und hielt ihm seinen knorrigen Wanderstab hin. Energisch griff er nach seinem alten Weggefährten und ließ die Hände zärtlich über das glatt polierte Holz gleiten. Ganz gleich, was die Vorzeichen dieses Morgens auch bedeuten mochten, er würde sich ihnen nicht einfach unterwerfen. Er hatte kein Recht, Almandina schlecht zu behandeln. Nicht einmal seine Sorge würde das rechtfertigen.

»Ich hab Hunger wie ein altes Kamel, dessen Hök-

ker schlaff zur Seite hängen. Wie geht es dir?»

»So schlecht, daß ich sogar ein altes Kamel verschlingen könnte.«

Mahmud lächelte. »Fein, dann sollten die alten Kamele dieser Stadt besser auf der Hut vor uns sein.« Mit galanter Geste reichte er der Bettlerin den Arm. »Wollt Ihr mit mir ein wenig die Stadt unsicher machen, Prinzessin?»

Almandina lachte kokett. »Ihr beschämt mich, doch wie könnte ich einem Traumdrachentöter widerstehen?»

Als er sie lachen hörte, wußte Mahmud, daß er richtig entschieden hatte, auch wenn er die Bettlerin vielleicht in Gefahr bringen würde. Es mochte vermessen klingen, doch er nahm an, daß er seit langem der erste war, der ihr ein Lachen entlockt hatte, und er fühlte sich dadurch reicher beschenkt als durch alles, was er in seinem früheren Leben erworben hatte, außer vielleicht ...

Zum dritten Mal zählte Mahmud die Kupferstücke, die ihm die letzten beiden Tage eingebracht hatten. Wenn er heute nacht mit seiner Geschichte zu einem Ende käme, hätte er wohl genug Geld, um wieder für ein paar Wochen über die ärmeren Dörfer ziehen zu können. Dort würde er für seine Märchen zwar nur mit einem Mahl und einem warmen Bett belohnt, weil die Menschen zu arm waren, um mehr zu geben, doch dafür konnte er dort auch vor dem schwarzen Reiter sicherer sein, der ihn in den großen Städten

allzu mühelos finden würde. Auf dem Land aber gab es tausend Wege, und Mahmud konnte leicht seine Spur verwischen.

Nachdenklich betrachtete der Alte Almandina. Das Bettlermädchen kaute hingebungsvoll auf einem frischen Fladenbrot und ließ sich durch nichts auf der Welt davon ablenken. Es war so einfach, sie glücklich zu machen ... Heute nacht noch, sobald er mit seiner Geschichte fertig wäre, würden sie beide die Stadt verlassen.

Seine Vision war nur eine Warnung gewesen, redete sich Mahmud immer wieder ein. Ein Fingerzeig des Schicksals, und er würde ihm folgen. Wenn er nie wieder die Geschichte von Omar und Melikae erzählte, dann könnte der Reiter ihn auch nicht finden. Einen Augenblick lang rang der Märchenerzähler mit den Tränen. Seine Hand spannte sich um den knorrigen Wanderstab. Diese Geschichte nicht mehr zu erzählen, hieße, einen alten Traum, eine verzweifelte Hoffnung aufgeben. So viele Jahre war er die Küsten entlanggewandert und hatte selbst das ferne Maraskan besucht, ohne jemals die Hoffnung zu verlieren. Überall hatte er sein Märchen erzählt. Doch es war vergeblich gewesen. Vielleicht sollte er die Toten endlich ruhen lassen.

»Was ist mit dir, Mahmud? Du siehst so traurig aus.« Almandina hatte ihr Fladenbrot aufgegessen und war an seine Seite getreten.

»Ich habe an eine alte Liebe gedacht.« Der Märchenerzähler lächelte verlegen. »Weißt du, als ich jün-

ger war, da habe ich ...« Seine Stimme stockte, und Tränen stiegen ihm in die Augen. »Ich ...«

»Du mußt es mir nicht erzählen, wenn es dich so sehr bedrückt. Ich möchte dir nicht weh tun. Wollen wir nicht lieber zum Bethaus gehen und uns an den kühlen Brunnen setzen, um auf die Stunden der Mittagshitze zu warten?«

Mahmud nickte dankbar. Schweigend folgte er der jungen Frau durch die engen Gassen, in denen so früh am Morgen noch kaum jemand unterwegs war. Der Duft des grünen Tees und der frischgebackenen Fladenbrote lag in der Luft. Irgendwo hörte man die keifende Stimme einer Frau, die ihren Mann von seiner Schlafmatte aufscheuchte, damit er Wasser vom Brunnen holte. Doch der Märchenerzähler achtete auf all das nicht. Nur ein einziger Gedanke beschäftigte ihn: Würde es ihm gelingen, seine alte Last abzulegen, wenn er die Geschichte von Omar und Melikae nie mehr erzählte, oder würde sie dann nur noch drückender werden, bis er eines Tages vielleicht ganz daran zugrunde ginge?

Der Morgen hatte Mahmud gutgetan und die trüben Gedanken vertrieben, so wie frischer Wind die dunklen Sturmwolken hinwegweht. Almandina gab sich alle Mühe, ihn mit kleinen Geschichten über die Diebe von Fasar zu unterhalten. In jeder Stadt gab es solche heimlichen Helden. Raschid, Djamilla, Ali und wie sie auch immer hießen, sie alle hatten gemeinsam, daß sie mit flinken Händen und gewitztem

Verstand über Stadtwachen, feiste Händler und ungerechte Wesire triumphierten. Nie endete einer von ihnen vor den Mawdliyat und wurde auf einem der öffentlichen Plätze hingerichtet. Nein, sie bestanden alle Gefahren, und oft genug gewannen sie zuletzt auch noch die Hand einer reichen Kaufmannstochter oder machten auf andere Weise ihr Glück.

Mahmud hatte ausgelassen über Almandinas Geschichten lachen können. Die junge Frau war talentiert. Nicht allein ihre Stimme klang wunderbar, sie wob auch ihre Erzählungen auf so kunstvolle Weise, daß man wie gebannt an ihren Lippen hing, und wann immer man zu wissen glaubte, welches Ende die Geschichte nehmen würde, verstand sie es mit einer überraschenden Wendung, alles in einem neuen Licht erscheinen zu lassen. Ich bin ja fast ein Stümper im Vergleich zu ihr, dachte Mahmud voller Stolz auf Almandina. Wenn er ihr seine Geschichten hinterlassen würde, dann könnte sie einem sorglosen Leben entgegensehen und würde vielleicht sogar eines Tages an den Höfen der Sultane und in den seidenen Zelten der Wüstenscheichs ein gerngesehener Gast sein. Sie war begnadet. Eine Märchenerzählerin wie sie gab es nur alle hundert Jahre einmal im Land der Ersten Sonne, und eines Tages würde ihre eigene Geschichte selbst zu einem Märchen werden.

Zufrieden lehnte sich Mahmud auf dem Teppichstapel zurück und blickte in die Runde, Die Mittagshitze hatte die Märkte leergefegt und die Leute in den Schatten der Höfe oder in die Teehäuser getrieben.

Nur hier, im Basar der Teppichweber und Färber, vermochte es die Macht der Sonne nicht, die Menschen zu vertreiben. Unter den buntgeflickten Sonnensegeln, die sich über die enge Gasse spannten, hatten sich über hundert Menschen versammelt, um ihm zuzuhören.

Die meisten von ihnen kannte Mahmud schon von den letzten beiden Tagen. Da waren jener verschwitzte arme Kerl mit dem eisernen Drachenfaß auf dem Rücken und auch sein Gebieter, der Zwerg Arom, sowie die Kinder, die ihn als erste empfangen hatten, Teppichknüpferinnen, die scheu die krummen Finger in den Ärmeln der weiten Gewänder versteckten, und viele andere, die neu hinzugekommen sein mußten. Auch hatten sich einige Soldaten dazugesellt, die wohl im Auftrag der Mächtigen darüber wachen sollten, daß er die Leute nicht aufwiegelte oder spöttische Geschichten über einen der Erhabenen, der Herren von Fasar, erzählte. Unter den Kriegern fiel ihm ein junger Mann mit faltenloser glatter Stirn und flinken Augen ganz besonders auf. Er trug einen roten Turban und ein schwarzes Gewand. Mahmud hatte das unbestimmte Gefühl, den Mann schon früher gesehen zu haben, doch wußte er nicht, wo.

»Wird Omar seine Sharisad heute wiederfinden?« erklang eine helle Kinderstimme an seiner Seite. Der lockenköpfige kleine Omar war gekommen und hatte wieder neben ihm auf dem Teppichstapel Platz genommen.

Mahmud schüttelte den Kopf. »Dir das zu verraten,

hieße, dich zu bestehlen, mein Freund, Und sehe ich aus wie ein Dieb? Ich würde dir die Spannung rauben, wenn ich dir das Ende verriete.«

Omar blickte verlegen zur Seite und schien plötzlich nicht mehr zu wissen, wo er die Hände lassen sollte. Er hatte einen kleinen Leinenbeutel mitgebracht, den er eng gegen die Brust preßte.

Mahmud strich ihm sanft über das Haar. »Nimm dir meine Worte nicht zu sehr zu Herzen!« Er senkte die Stimme und beugte sich zu dem Jungen hinab. »Soll ich dir ein Geheimnis verraten? Versprichst du mir, daß du es niemandem weitererzählst?«

Omar nickte heftig.

»Im Grunde steht es mir nicht zu, so weise Reden zu schwingen, denn als ich so alt war wie du, war ich mindestens genauso neugierig, und einmal habe ich sogar einen Märchenerzähler aus dem Zelt meines Vaters vergault, weil ich ihm mit meinen Fragen nach dem Ende seiner Geschichte so sehr zusetzte, daß er überhaupt nicht mehr zu Worte kam. Du siehst also, daß es keinen Grund gibt, sich zu schämen, Omar, es sei denn, du verrietest mein Geheimnis, denn dann müßte ich mir vor Scham wünschen, daß ein Dschinn mich unsichtbar machte, damit nicht alle über mich alten Narren lachen.«

Omar kicherte leise und hielt ihm dann seinen Leinenbeutel hin. »Das ist für dich, Mahmud. Der Lohn des Märchenerzählers.«

Der Alte nahm den Beutel und öffnete ihn behutsam. Ein betörend süßer Duft schlug ihm entgegen.

Omar hatte ihm eine kleine Honigmelone von fast goldener Farbe gebracht.

Der Märchenerzähler zwinkerte dem Jungen mit den Augen zu. »Hast du wieder die Vorratskammer deines Vaters geplündert?«

»Nein, diesmal hat mein Vater die Melone freiwillig gegeben. Er ist mit mir gekommen, um deine Geschichte zu hören. Siehst du da hinten den großen Mann mit dem prächtigen blauen Kaftan? Das ist mein Vater.«

Mahmud folgte dem Blick des Knaben und erkannte schließlich einen schwächlichen jungen Mann, der einen blauen Kaftan trug. Er hatte große verträumte Augen und ein spitzes Gesicht. Seine Kleider waren abgetragen, und Mahmud hatte ein schlechtes Gewissen, ihm einen solchen Leckerbissen wie die Melone zu nehmen.

Doch der Märchenerzähler wußte genau, daß er den Mann beleidigen würde, wenn er dessen Geschenk jetzt zurückwies. Also nickte er ihm zu und bedankte sich mit einer freundlichen Geste für die Melone. Dann beugte sich Mahmud vor, hob die Arme zum Himmel und bat Rastullah, daß ihm seine Erzählung auch heute gelingen möge.

In der engen Gasse war es still geworden, und als der alte Märchenerzähler seine Geschichte fortsetzte, verstummten selbst die sonst so überheblichen Soldaten und Büttel, denn in seiner Stimme lag eine Magie, die selbst die Geschwätzigsten unter den Redseligen zum Schweigen brachte.

»Noch bevor die Sommerregenzeit im Jahr der Tränen zu Ende ging, hatten die Schergen des schändlichen Tar Honak das prächtige Mherwed erobert, jene Stadt, die unser glückloser Kalif Abu Dhelrumun ibn Chamallah allzu schnell verloren gab. Doch wie ihr wißt, traf ihn sein Schicksal, noch bevor der erste Feind seinen Fuß auf die Mauern des stolzen Mherwed setzte, denn der Magiersultan Hasrabal schickte einen Dschinn, den feigen Flüchtling zu töten. Doch mag diese Tat auch gerecht gewesen sein, klug war sie nicht, denn alle die Scheichs und Sultane im Land der Ersten Sonne waren nun uneins, da der eine, dessen Wort sich alle beugen mußten, zu Rastullah gegangen war, und mochten sich nicht entscheiden, wem die Ehre gebühren sollte, den Krieg gegen die Heiden fortzuführen. So herrschte der Götzendiener Tar Honak vom Thron des Kalifen, und die Rechtgläubigen hatte eine so tiefe Verzweiflung ergriffen, daß es der Krieger aus dem fernen Bornland – wo Rastullah in jedem Jahr zwei Gottesnamen lang der Sonne ihre lebensspendende Wärme nimmt, weil die Heiden dort nicht einsehen wollen, daß er der einzige Gott ist – bedurfte, um den blutdurstigen Al’Anfanern eine erste Niederlage beizubringen. Sie waren es, die die schwarzen Schiffe vor Kannemünde vertrieben und die Belagerer der Stadt zwangen, sich tiefer ins Land zurückzuziehen. Und dort in Kannemünde kehrte auch Omar ins Land der Ersten Sonne zurück, um da, wo er die Liebe nicht finden konnte, nach dem Tod zu suchen.

Doch zuerst will ich euch von Melikae erzählen, die Rastullah in seiner unergründlichen Weisheit ein zweites Mal in die Hände des Magiers Abu Dschenna gegeben hatte, jenes Zauberers, der sie einst im Auftrag ihres Vaters nach

Unau zurückgebracht hatte und dessen Macht so groß war, daß er selbst den Dschinnen gebieten konnte. Sein Herz war in all den Jahren, da er die Zauberei studiert hatte, so kalt und hart wie ein Adamant geworden, und er hoffte, daß die Sharisad ihn wärmen und ihm das schenken werde, was alle Magiermacht nicht zu gewinnen vermag: die Liebe!

So begab es sich, daß ...«

Zwölf Tage waren vergangen, seit Melikae mit ihrem Boot auf dem seltsamen Eiland angespült worden war. Sie hatte mit angesehen, wie Abu Dschenna den bewußtlosen Omar heilte und wie ihr Geliebter anschließend ins Boot gelegt und dem Meer überlassen wurde. Ihm ihren Abschiedsbrief zu schreiben, hatte ihr fast das Herz gebrochen. Doch es war besser, wenn er glaubte, sie habe ihn verstoßen und werde ihn nicht mehr lieben. So konnte Omar sie hassen und bald ein neues Leben beginnen, vielleicht sogar eine neue Frau suchen. Er hatte sich sehr verändert in der Zeit, da sie getrennt gewesen waren. Ein Krieger war er jetzt, und alles, was an den Sklaven erinnerte, schien er weit hinter sich gelassen zu haben. Es würde ihm gewiß nicht schwerfallen, eine neue Frau zu finden.

Stundenlang malte sich Melikae aus, wie Omars Leben verlaufen würde. Daß er ein berühmter Wüstenräuber und zum Schluß gar ein Scheich würde – oder wie er das Leben des Kalifen rettete. Oft wanderte sie auch durch den großen Palast des Magiers. Alle Räume standen ihr offen. Nur eine einzige Tür fand

sie stets verschlossen. Als sie aber herauszufinden versuchte, was sich hinter dieser Tür verbarg und allerlei Fragen stellte, machte sie eine entsetzliche Entdeckung: Unter den vielen Dienern und Sklaven gab es nur zwei Menschen, mit denen sie sprechen konnte.

Die meisten der Domestiken waren Mohas von seltsam dunkler Hautfarbe, die in kehligen Worten sprachen, die Melikae weder verstand noch nachahmen konnte, so fremd waren sie ihr. Die wenigen Tulamiden jedoch, die im Palast und in dem großen Garten arbeiteten, besaßen keine Zungen mehr. Ihre Augen waren stumpf, und sie hatten sich so sehr in ihr Schicksal ergeben, daß sie nicht einmal versuchten, sich mit Gesten zu verständigen. Sie lebten, und doch erschienen sie Melikae tot, und die Sharisad befürchtete, in ihnen ihrem zukünftigen Schicksal begegnet zu sein.

Istima, jene Sklavin, die ihr auf der Steiltreppe an der Klippe entgegengekommen war, und Nurhan, eine alte Köchin, waren die einzigen Menschen auf dieser Insel, mit denen sie sprechen konnte. Und natürlich Abu Dschenna. Doch der Magier schien, nachdem er Omar geheilt hatte, verschwunden und im Palast nicht auffindbar zu sein.

So vertrieb sich Melikae ihre einsamen Stunden mit dem Studium der Schriftrollen, die Abu Dschenna in seiner gewaltigen Bibliothek verwahrte. Dabei war sie ständig umgeben von einem oder zwei Moha-Sklaven, die ihr Kühlung zufächelten, wenn in den Mittagsstunden der Windhauch des Meeres erstarb

und die Hitze allzu beklemmend wurde – oder die ihr Lichter brachten, wenn sie des Nachts einsam durch den Palast wanderte.

Manchmal fühlte die Sharisad sich auch beobachtet, so als würden sie die Figuren auf den Seidenteppichen von den Wänden herab mit den Blicken verfolgen. Wann immer die kostbaren Gedichtsammlungen und alten Märchenbücher, die Abu Dschenna in seiner Bibliothek verbarg, sie nicht mehr über die Einsamkeit hinwegzutrösten vermochten, zog Melikae sich auf ihr Zimmer zurück, um dort zu tanzen. Es war ein großer lichtdurchfluteter Raum, dessen Fenster an drei Seiten zum Meer hin zeigten. Bahnen aus tiefblauer Seide waren an der Decke und an manchen Wänden drapiert, und schon der leichteste Windhauch ließ sie auf- und niederwogen wie Meereswellen. Windlichter und Ampeln aus blauem Glas tauchten die Kammer bei Nacht in ein fast magisches Licht, so daß Melikae manchmal – wenn sie aus unruhigen Träumen erwachte – glaubte, in einem Palast auf dem Grund des Meeres gefangen zu sein.

In einer solchen Nacht geschah es, daß sie von der zischelnden Stimme Istimas geweckt wurde. Draußen auf dem Meer wütete ein Sturm, und heulend piff der Wind um Melikaes Schlafgemach. Schon am Mittag hatten Sklaven die hohen Fenster des Zimmers mit schweren Holzläden verriegelt. Und doch hatten sie die tobenden Winde nicht völlig aussperren können, so daß die Flammen der Ampeln und die Seidenbahnen, wie von Dschinnenhand ge-

leitet, einen unheimlichen Tanz aufführten.

»Herrin, du muusst mit mir kommen.«

Verstört blickte Melikae in das ebenmäßig schöne Gesicht der Sklavin, und einen Moment lang wußte die Sharisad nicht, ob sie träumte oder wachte.

»Ssschnell, unssser Gebieter wünssst, dissch zzzu sssehen.«

»Jetzt, mitten in der Nacht?«

»Ja, Herrin. Er lässt ein grosses Essen bereiten.«

Melikae schnaubte verächtlich. Zuerst hatte sie Angst vor dem Magier gehabt und seine Rache gefürchtet, doch als er nach der Heilung Omars wie vom Erdboden verschluckt schien, war die Angst von ihr gewichen. So verhielt sich niemand, der auf den Tod seines Feindes sann.

»Richte ihm aus, daß er sich in Geduld fassen muß.

Wenn er mich aus dem Schlaf reißt, kann er nicht erwarten, daß ich binnen weniger Augenblicke bereit bin, mit ihm zu speisen.«

»Aber du kannsst dissch doch nisscht gegen ssseine Befehle auflehnen!«

»Befehle? Ich denke, er *wünscht*, mich zu sehen? Gehe zu ihm und sag ihm, daß ich kommen werde. Doch ich bin keine Khonchomer Söldnerdirne. Ich werde mich kleiden und schminken, wie es sich für eine Frau von edler Geburt geziemt, und Abu Dschenna wird warten müssen, bis ich damit fertig bin. Geh und sag ihm das! Und dann komm zu mir zurück und hilf mir, mich anzukleiden.«

Ungefähr zwei Stunden mochten vergangen sein, bis Melikae mit ihrer äußeren Erscheinung zufrieden war. Ihr Haar hatte sie mit Istimas Hilfe kunstvoll hochgesteckt, so daß ihr nur noch zwei fingerbreite Strähnen an den Schläfen vorbei auf die Brust fielen. Sie hatte diese Frisur bei den Frauen Al'Anfas gesehen und in dieser Nacht übernommen, weil sie nicht wollte, daß der Magier in ihr ein fügsames Tulamidenmädchen sah.

Um ihre Augen hatte sie mit feiner Schieferpaste dunkle Linien gezogen, so daß sie noch größer erschienen. Ein Weile hatte die Sharisad überlegt, ob sie verschleiert erscheinen sollte, es dann aber doch wieder verworfen, da sie zum Essen geladen und ein Schleier zu solchem Anlaß allzu unpassend war.

Sie hatte ein knöchellanges weißes Seidengewand angelegt. Dazu trug sie einen breiten Gürtel, von dem schmale, mit Bronzemünzen geschmückte Lederstreifen hinabhingen, so daß Abu Dschenna trotz des durchscheinenden Seidenstoffes ihres Kleides nichts sähe, was Melikae ihm nicht zeigen wollte.

Ihre Füße verbarg sie in zierlichen Pantoffeln aus türkisblauem, mit Goldfäden durchwirktem Samt. Passend dazu fand sich auch eine bestickte Weste.

Auf Schmuck, den ihr der Magier in verschwenderischer Fülle zu Verfügung gestellt hatte, verzichtete die Sharisad. Er war ihr ebenso unheimlich wie der Reichtum des Palastes, in dem der Zauberer lebte, und Melikae war sich fast sicher, daß der ganze Prunk nicht auf rastullahgefällige Weise erworben worden

war.

Endlich mit ihrer Garderobe zufrieden, ließ sich Melikae von Istima zum kleinen Festsaal geleiten, den Abu Dschenna für das nächtliche Mahl aus-
erkoren hatte. Im Palast war leise Musik zu hören. Deutlich unterschied Melikae den melancholischen Klang einer Kabasflöte und das Zirpen einer Zitar. Doch es spielte noch ein drittes Instrument, das sie nicht kannte. Auch fragte sie sich, woher der Magier Musikanten auf die abgelegene Insel geholt hatte, denn den Dienern und Sklaven, die sie bislang gesehen hatte, traute sie nicht zu, daß sie ein Instrument in solcher Vollkommenheit beherrschten.

Als sie den dunklen Perlenvorhang erreichten, der den kleinen Festsaal von dem Flur trennte, an dem auch die prächtige Bibliothek lag, verabschiedete sich die Moha von der Sharisad. Mit gemischten Gefühlen spähte Melikae zwischen den sanft schwingenden Perlenschnüren hindurch. Der kleine runde Raum dahinter war von blutroten Lampen erleuchtet und mit schwarzen Stoffen geschmückt. Was wollte Abu Dschenna nur mitten in der Nacht von ihr? Hatte er ihr die falsche Anklage vor dem Wesir von Unau wirklich verziehen?

»Findest du nicht, daß du mich lange genug hast warten lassen?« ertönte die dunkle Stimme des Magiers. Sein Ton war leicht gereizt, doch noch nicht barsch.

Melikae schickte ein kurzes Stoßgebet zu Rastullah, dann teilte sie den Perlenvorhang und trat ein. Abu

Dschenna hatte sich rechts von der Tür auf einem Stapel Kissen niedergelassen und stellte gerade einen schweren Weinpokal auf einem niedrigen Tischchen ab.

Der Magier betrachtete sie stumm. Er hatte den gleichen kühl musternden Blick, den die Sharisad an den Sklavenhändlern Al'Anfas sosehr hassen gelernt hatte, und sie fragte sich, ob er wohl über ihren Wert in Goldstücken oder ihren Rang als Bettgefährtin nachgrübelte. Doch hatte er nicht einst in der Wüste zu ihr gesagt, daß ihn Frauen nicht reizten? Was wollte er nur von ihr?

»Nun, gefällt dir, was du siehst?« Stolz reckte sie das Kinn vor und stellte sich breitbeinig vor den Magier. Abu Dschenna trug diesmal keinen Schleier, so daß sie die entstellende Narbe auf der rechten Wange deutlich sehen konnte. Er war in einen mit Silberfäden durchwirkten blauen Kaftan gekleidet, der schon recht abgetragen wirkte. Sein Haar war kurz geschoren und schwarz, wenn man von einer kleinen weißen Strähne absah, in die die Narbe mündete.

»Du hast dich sehr verändert, Sharisad. Man hört bemerkenswerte Dinge über dich, doch glaube ich nicht, daß dein Vater glücklich darüber wäre, was sich die Leute so erzählen. Offensichtlich hast du mit dem halben Generalstab der Götzenanbeter das Lager geteilt.«

»Mein Vater wüßte, daß das, was sich die Leute erzählen, und das, was tatsächlich geschah, meist zweierlei Dinge sind, Zauberer!«

Abu Dschenna lächelte herablassend. »Eine scharfe Zunge hast du bekommen,« Wieder maß er sie auf erniedrigende Weise mit Blicken. »Und ein kleines Mädchen bist du auch nicht mehr.«

»Was willst du von mir?«

»Was ich von dir will ...« Der Zauberer griff nach dem Weinpokal, nahm einen kurzen Schluck und drehte das perlengeschmückte Gefäß grübelnd zwischen den Fingern. »Zunächst einmal wünsche ich, daß du in Zukunft meinen Befehlen umgehend gehorchst, so wie jeder hier im Haus. Ich möchte nicht noch einmal so lange warten, wenn ich dir ausrichten lasse, daß du vor mir erscheinen sollst. Wenn ich dir gestatte, über meine Sklaven und Diener zu verfügen, so heißt das noch lange nicht, daß du die Herrin hier im Haus bist. Du hast mit deinem Hochmut übrigens nicht nur mich, sondern auch Nurhan gekränkt. Das Essen, das sie für uns bereitet hat, ist längst zer-kocht, das Brot nicht mehr frisch, und ich, ich habe mich betrunken in den letzten zwei Stunden.« Der Magier lachte plötzlich. Dann schüttelte er den Kopf. »Bei Rastullah! Ich führe mich ja auf wie ein alter Ehemann. Ich ... weißt du, im Grunde ist es genau das, was ich gern wäre. Ich fühle mich einsam in diesem Palast. Du sollst für mich tanzen, mich unterhalten und mir das Gefühl geben, daß das hier ein Zuhause ist.«

Melikae schaute den Magier entgeistert an. Sollte das ein Heiratsantrag werden? Was bildete er sich ein? »Hast du schon einmal gehört, daß eine Frau

umworben sein will? Ich bestimme über mich selbst. Ich habe keinen Vater mehr, der einfach beschließen könnte, mich mit irgendeinem Fremden zu vermählen. Warum sollte ich dein Eheweib werden? Nenn mir nur einen Grund, warum ich dich lieben sollte! Alles, was du mir gegeben hast, ist nur ein Grund, dich zu hassen!«

»So, glaubst du? Du meinst, du müßtest mich hassen? Ich bin im guten zu dir gekommen, wollte dir ein Festmahl bereiten für diese Nacht, in der wir das erste Mal beieinander liegen werden. Ich könnte dich ...« Der Magier war aufgesprungen und stand drohend vor ihr. Er war nur mittelgroß und recht hager. Melikae war sich sicher, daß er kaum stärker war als sie, und doch wünschte sie, zurückhaltender gewesen zu sein, als er sie mit seinen rabenschwarzen Augen anblickte. Sein Blick hatte etwas Dämonisches. Er war von einer Kraft, wie sie dies noch nie bei einem Menschen erlebt hatte. Sie fühlte, daß seine Augen sie aufsogen, ja, ihr alles entnahmen, was sie ausmachte.

»Du glaubst, du könntest dich mir widersetzen?« In der Stimme des Magiers sprach Hohn. »Es ist lange her, daß ich versucht habe, auf jemanden so einzugehen, wie ich es heute nacht getan habe. Ich bin gewohnt, daß man mir nicht verweigert, was ich will. Auch du wirst das nicht können.«

Melikae wollte einen Schritt zurücktreten, doch der Blick des Magiers hielt sie fest. Abu Dschenna stand jetzt so dicht vor ihr, daß sie seinen nach Wein stinkenden warmen Atem auf dem Gesicht spürte.

Seine Lippen bewegten sich, und leise, fast unhörbar murmelte er Worte, die Melikae nicht verstand. Ihr war, als würde etwas, das sie nicht benennen konnte, aus ihr herausgezerrt. Statt dessen breitete sich etwas Kaltes in ihr aus. Sie spürte, wie das Haus unter der Wucht des Sturmwindes erbebt, und alles um sie herum war auf einen Schlag völlig verändert. Das düstere rote Licht im Zimmer erschreckte sie nicht mehr, sondern es erschien ihr warm und anheimelnd.

Abu Dschenna war ein Stück zurückgetreten und schien sie weiterhin zu betrachten. Sein Blick war ihr nicht mehr unangenehm. Nein, er kam ihr geradezu vertraut vor, so als wären sie seit Kindheitszeiten tief miteinander verbunden, so daß keiner vor dem anderen ein Geheimnis hatte.

Irgendwo in ihr flüsterte eine leise Stimme unentwegt, daß sie auf der Hut sein solle. Etwas stimmte nicht mit ihr. Sie war doch eben noch unfreundlich gewesen! Aber konnte sie denn im Streit mit diesem alten Freund liegen?

»Habe ich dir schon gesagt, wie wunderbar du in den Kleidern aussiehst, die ich dir geschenkt habe?« Abu Dschennas Stimme klang warm und herzlich.

Melikae fühlte sich verlegen werden. Ihr Freund war immer so großmütig zu ihr. Er hatte sie beschenkt und behandelte sie stets wie eine Prinzessin. Dunkel erinnerte sie sich daran, daß sie sich wegen irgendeiner Kleinigkeit gestritten hatten. Wie dumm von ihr! Sie sollte ihn wieder versöhnen!

»Ich möchte mich für den wunderbaren Abend

bedanken, den wir beide miteinander verbracht haben. Du gibst mir soviel, wann immer wir beisammen sind. Und ich ... Wie kann ich dir jemals deine Freundschaft vergelten?»

»Freundschaft hat keinen Preis, meine Liebe.« Der Magier zögerte. »Und doch gibt es da etwas, womit du mich beschenken könntest. Etwas, das man für alles Gold nicht kaufen kann. Es ist ...«

»Sprich nur frei heraus! Kenn keine falsche Scheu! Was immer du von mir wünschst, es sei dein.«

»Nun, ich möchte, daß du mich ...«

Abu Dschenna machte plötzlich einen gequälten Eindruck. Er schien in seinem Innern mit etwas zu ringen. Doch was konnte es sein?

»Ich möchte, daß du für mich tanzt. Entschuldige, aber ich bin ein schlechter Gastgeber in dieser Nacht.« Der Magier füllte den Weinpokal und ließ sich dann seufzend auf den Kissen nieder. »Tanz etwas, das mich meine Melancholie vergessen läßt. Diese stürmischen Nächte machen mich traurig. Es ist ...« Er schüttelte den Kopf. »Tanz einfach!«

Abu Dschenna hatte freundlich bittend zu ihr gesprochen, und doch hatte Melikae das Gefühl, daß sie eher sterben würde, als ihm seinen Wunsch zu verweigern. Wie konnte sie nur so etwas denken? Er war doch ihr ältester Freund. War es denn nicht selbstverständlich, für ihn zu tanzen?

Sie trat ein paar Schritt zurück, löste die Kämmе im Haar und schüttelte es. Dann begann sie zu tanzen, doch bei jedem Schritt, den sie tat, fühlte sie sich selt-

sam unwohl. Alles wirkte auf eine Art, die sie nicht in Worte fassen konnte – falsch. Ihre Bewegungen blieben un gelenk, und die Zaubermacht, über die sie sonst als Sharisad verfügte, wollte sich diesmal nicht entfalten.

Etwas verloren stand Omar auf dem hölzernen Landungssteg, der bis weit in die Bucht hineinführte. Etliche der bauchigen Handelsschiffe, wie sie die Heiden aus dem hohen Norden bauten, lagen hier vor Anker, aber auch einige Thalukken und kleine Kauffahrtsschiffe, die nach Art der Südmeerfahrer mit dreieckigen Segeln getakelt waren.

Der Kapitän des Kauffahrers, von dem er treibend auf dem Meer gefunden worden war, hatte ihm angeboten, ihn an Bord zu behalten. Er sollte als Seesöldner dienen, denn alle Schiffe, die in diesen kriegerischen Zeiten aus dem fernen Bornland kamen, nahmen eine stattliche Anzahl von Seesoldaten an Bord, die sie gegen Angriffe von Freibeutern und Kriegsgaleeren verteidigen sollten.

Nachdenklich betrachtete Omar das große Schiff, das ihn in den Hafen gebracht hatte. Turmhoch ragten die steilen Bordwände über dem Wasser auf. Bug und Heck waren mit trutzigen Holzkastellen befestigt. Fast wirkte der Segler wie eine schwimmende Zitadelle, wären da nicht die drei gewaltigen Masten gewesen, die schier bis in den Himmel zu ragen schienen. Hinter buntbemalten Pforten in den Schiffsflanken verbargen sich todbringende Geschütze, die Steinku-

geln, groß wie Menschenköpfe, verschossen. Sicher wäre es ehrenhaft gewesen, auf einem solchen Schiff zu dienen. Doch mochten damit etliche Gottesnamen vergehen, die er gezwungen wäre, weitab des Feindes zu verbringen, wenn die großen Schiffe der Bornländer wieder gen Norden segelten.

Zweifelnd blickte Omar den Steg hinab zur Stadt, die sich am schmalen Küstenstreifen entlangzog. Nahe dem Ufer standen große Schuppen, in denen die Waren gelagert wurden. Auch erhoben sich dort mächtige Festungstürme, denn Kannemünde war der wichtigste Handelsposten, den die Ungläubigen an der Küste des Kalifats unterhielten.

Schon von weitem sah die Stadt befremdlich aus. Ihre weißen Häuser wiesen innerhalb des Mauerwerks merkwürdige Verstreungen aus schwarzen Balken auf. Auch die Dächer waren nicht nach Art des Landes flach und mit einer schmalen Brüstung versehen, sondern sie ragten, von roten Ziegeln bedeckt, steil auf und erinnerten in ihrer Form ein wenig an Zelte. Die Heiden hatten für diesen Baustil einen eigenen Namen, den Omar jedoch vergessen hatte.

Im Westen, noch außerhalb der schützenden Stadtmauer, gab es ein Viertel mit gewöhnlichem Stadtbild, das ausschließlich von seßhaft gewordenen Novadis bewohnt wurde. Die Häuser dort bestanden aus luftgetrockneten Lehmziegeln. Omar war am Vormittag über die Stadtmauern gestreift und hatte von dort aus das verlassene Viertel beobachtet, dessen Bewohner schon seit langem ins Innere der Stadt geflohen waren

und dort notdürftig Zelte errichtet hatten, denn außerhalb der Mauern herrschten noch immer Tod und Verderben. Auch wenn es den Geschützen der mächtigen Heidenschiffe gelungen war, die Mengbillaner, die als Verbündete Al'Anfas Kannemünde belagerten, von der Küste zu vertreiben, so waren die Söldnerscharen nicht etwa abgezogen, sondern hatten lediglich außer Reichweite von Rotzen und Böcken ein neues Lager aufgeschlagen.

Jeder, der sich außerhalb der Mauern zeigte, ging das Wagnis ein, in einen Hinterhalt zu geraten oder von einem gut versteckten Bogenschützen niedergeschossen zu werden.

Die Siedlung der Novadis war während der Belagerung gebrandschatzt worden. Etliche der Lehm-bauten waren in sich zusammengefallen, die Viehgatter zerstört, und die wenigen Palmen, die auf dem salzhaltigen Boden gediehen, hatten die Fremden längst gefällt und verfeuert.

Den größten Teil des Morgens verwandte Omar darauf, sich neu einzukleiden. Er hatte einige der kostbaren Steine, die Gwenselah ihm hinterlassen hatte, bei den heidnischen Händlern gegen Silbermünzen eingetauscht und war dann zu den Zelten der Novadi gegangen, um sich eine Ausrüstung zuzulegen, wie sie einem Krieger gebührte. Er hatte knapp kniehohe weiche Stiefel aus geschwärztem Ziegenleder erworben, dazu eine weite Reithose in einem Blau, das so dunkel war wie der Himmel der Khom in sternklaren Nächten. Als Obergewänder trug er eine lange Tunika

und einen ärmellosen Reitmantel. Um die Hüften hatte er ein breites blutrotes Tuch gegürtet, in dem sein Schwert und sein Dolch steckten. So wie einst sein Freund Gwenselah hatte Omar sein Hattah, das große Kopftuch der Männer, nach Art der Kasimiten gewickelt, so daß nur die Augen unbedeckt blieben. Um den Hals aber trug er an einem Lederriemen eine kleine silberne Dose, in der er die Rose verwahrte, die Melikae zu ihrem Abschiedsbrief gelegt hatte.

So wie der heiße Wind der Wüste die Blüte der Rose verdorren läßt, so ist meine Liebe zu dir dahingewelkt. Tausendmal und öfter hatte er über diesen Satz im Brief Melikaes gegrübelt. Darin lag kein Sinn, denn die Rose, die sie ihm geschenkt hatte, welkte nicht. Sie war noch ebenso frisch wie an jenem Morgen, als er inmitten des Ozeans allein in seinem Boot aufgewacht war. Zweifelsfrei hatte sie ihm geschrieben, daß sie ihn nie wieder sehen wolle. Ja, sie drohte sogar damit, vor ihm zu fliehen, falls er noch einmal versuchte, sie wiederzusehen. Verzweifelt schüttelte er den Kopf. Hatte sie ihm vielleicht sagen wollen, daß sie ihn noch immer liebe, auch wenn sie seine Gegenwart – nach allem, was ihr die Al’Anfaner angetan hatten – nicht mehr ertragen konnte?

Wütend ballte Omar die Fäuste. Es schien, als habe sich die gotteslästerliche Heidenbrut, die diese Stadt ausspie, dazu verschworen, ihm jeden Trost im Leben zu nehmen. Al’Anfas Sklavenschinder hatten die einst so stolze Sharisad dazu gebracht, nun vor ihm zu fliehen. Und eine al’anfanische Meuchlerin hatte seinen

Lehrer und Freund Gwenselah getötet.

Grimmig hob er den Kopf und blickte zu dem großen bornländischen Schiff mit seinen Geschützen und Seekriegern. Konnte das sein Zuhause sein? Durfte er dort in Frieden bleiben, während sein Volk unter der Knute der Ungläubigen litt? Wie oft würde das Schiff wohl in Kämpfe verwickelt? Einmal oder zweimal? Vielleicht auch gar nicht?

Omar drehte sich um und blickte zur Stadt, hinter der in warmen Ockertönen die endlosen Sanddünen der Wüste lockten. Dort war seine Heimat. Ein scharfer Ritt, und er stünde binnen eines Tages vor den Mauern von Unau. Dort würde sein Schwert dringender gebraucht als auf den Schiffen der freundlichen Heiden aus dem Norden. Auch gab es dort sehr viel mehr Gelegenheit, den Tod zu finden. Denn was bedeutete sein Leben, wenn er es mit niemandem mehr teilen konnte, den er liebte.

Sein Entschluß stand fest. Bei Nacht würde er die Stadt durch eine der strengbewachten Ausfallporten verlassen, sich durch das Lager der Feinde schleichen und dann nach einer der Gruppen jener aufrechten Krieger suchen, die den Widerstand gegen die fremden Eroberer noch nicht aufgegeben hatten.

Drei Tage waren vergangen, seitdem Abu Dschenna Melikae gezwungen hatte, für ihn zu tanzen. Wieder einmal war der Zauberer verschwunden. Die Sharisad hatte sich in ihrer Einsamkeit zu Nurhan in die Küche geflüchtet und half der weißhaarigen Frau dabei,

Honigkuchen zu backen. Die alte Amme hatte die übrigen Diener weggeschickt, und Melikae vermutete, daß Nurhan ihr etwas sagen wollte. Doch bislang waren die Lippen der Alten versiegelt geblieben, und stumm knetete sie den klebrigen Teig.

»Was für ein Kind war Abu Dschenna eigentlich?« Melikae hatte gerade den Ofen nachgefeuert und wischte sich mit dem Arm über die schweißnasse Stirn.

»Er war das begabteste kleine Balg, das jemals an meinen Brüsten gehangen hat.« Versonnen stierte die Alte in den Teig und schwieg erneut.

»Hat sich seine Begabung schon früh gezeigt?«

»Hm.«

Ob Nurhan sie durchschaute? Mißtrauisch musterte die Sharisad die Amme aus den Augenwinkeln. Die Alte war mittlerweile fertig mit ihrem Teig und formte kleine Kringel daraus. Melikae reizte es lediglich, die Schwächen des Magiers in Erfahrung zu bringen. So mochte sich vielleicht ein Weg finden, von hier zu entfliehen. Niemand sonst auf dieser rastullahverlassenen Insel wußte soviel über den Werdegang Abu Dschennas wie diese Alte.

»Haben ihn die anderen Kinder wegen seiner Gabe beneidet?« fragte die Sharisad weiter.

»Beneidet?« Nurhan spuckte sich über die linke Schulter und warf Melikae einen finsternen Blick zu. »Umgebracht hätten sie ihn fast!«

»Was ist denn geschehen?«

Nurhan wiegte den Kopf und formte aus dem letz-

ten Rest des Teigs noch zwei Kringel. »Schlimm war es damals. Schlimm!«

Melikae zögerte. Sie hatte Angst, daß die Amme aus Trotz wieder schwieg, wenn sie weiter in sie drang. Vorsichtig schob die Sharisad die Honigteigkringel von einem mehlbestreuten Brett in den Ofen hinein und drehte sich von Nurhan weg. Die Amme brummelte immer noch vor sich hin. »Schlimm. Schlimm war das ...« Dann setzte sie sich auf einen niedrigen Schemel neben den Ofen, wusch sich die Hände in einer Schüssel mit Wasser, füllte eine kleine kupferne Kanne mit frischem Quellwasser aus einem Eimer und streute ein paar Kräuter hinein. Nachdem sie auch noch ein Stückchen Maraskaner Kristallzucker in die Kanne geworfen hatte, stellte sie diese in das Ofenloch und gab Melikae ein Zeichen, sich neben sie zu setzen.

»Du willst also wissen, wie Abu Dschenna als kleiner Junge gewesen ist.«

Die Sharisad nickte. »Es ist ... Ich möchte ihn besser verstehen lernen.«

Nurhan lachte leise. »Besser verstehen? Kindchen, ich kenne ihn seit beinahe vierzig Jahren. Als er an meiner Brust gelegen hat, bin ich nur wenig älter gewesen, als du jetzt bist. Aber ihn verstehen ...« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich würde deshalb nicht sagen, daß ich verstehe, was ihn in seinem Innersten bewegt.« Sie stellte zwei feinglasierte schlanke Tonbecher zwischen sie auf den Steinboden, stocherte mit einem Schürhaken in der Glut des Ofens und

wandte sich dann wieder der Sharisad zu.

»Eigentlich heißt Abu Dschenna *Hammud ben Hassan*. Er stammt aus einer Sippe des Volkes der Beni Hablet, die seit der Zeit der ersten Kalifen im Wadi Dschenna westlich der großen Oase Tarfui lebt. Als kleiner Junge war er sehr schwächling und auch schwächlich. Sein Vater, ein berühmter Karawanenführer, war oft für ein halbes Jahr und länger nicht im Lager, wenn er mit den großen Karawanen von Keft nach Selem oder von Unau bis in das heidnische Königreich hinter den Goldfelsen zog. Als er eines Tages erfuhr, daß die anderen Jungen des Lagers seinen Sohn hänselten und sogar schlugen, schenkte er Hammud einen großen Hund von der Farbe des Wüstensandes und mit Augen, so blau wie der Himmel. Hammud und Himmelsauge, so hatte er den Hund genannt, waren vom ersten Tag an unzertrennlich. Fortan hatten die meisten Jungen der Sippe große Achtung vor meinem Kleinen, und wer immer ihm Böses wollte, machte Bekanntschaft mit den Zähnen von Himmelsauge. Nur einen gab es, Malik hieß er, der wollte Hammud einfach nicht in Frieden lassen. Er hänselte ihn mit frechen Reden, und öfter als einmal büßte er dafür mit zerrissenen Kleidern und blutigen Schrammen.«

Nurhan machte eine Pause, holte mit einem alten Lappen die Kupferkanne aus dem Ofen und goß den dampfenden Tee in die Becher, die zwischen ihnen standen. Dann starrte sie in die dünnen Dunstschwaden, die aus den Tongefäßen aufstiegen. Melikae be-

fürchtete schon, die Amme werde ihre Geschichte nicht mehr zu Ende erzählen, als Nurhan schließlich doch noch fortfuhr.

»Man erzählt sich, daß in manchen Männern der Geist eines Dschinns steckt, so wild und unberechenbar sind sie. Auch Malik war von dieser Art. Daß er mit Hammud nicht mehr seine Späße treiben konnte, ließ ihm keine Ruhe. Immer wieder schlich er um unser Zelt und lauerte darauf, meinen Kleinen einmal ohne Himmelsauge zu erwischen – doch der treue Hund war wachsam und wich nicht von Hammuds Seite. Weil Malik Himmelsauge nicht bezwingen konnte, schlich er sich eines Nachts mit einem Bogen, der Waffe der Feiglinge, zu unserem Zelt. Was genau in dieser Nacht geschah, weiß niemand. Jedenfalls fand Hammud am nächsten Morgen seinen Hund tot neben seinem Schlafplatz zusammengerollt. Ein Pfeil hatte ihn schwer verletzt, und er mußte sich zum Sterben mit letzter Kraft zum Lager seines Herrn geschleppt haben.«

Nurhan stieß einen langen Seufzer aus, griff nach einem der beiden Tonbecher und nahm einen Schluck. »Hammud wußte natürlich sofort, wer seinen Hund auf so feige Art getötet hatte. Blind vor Wut stürmte er aus dem Zelt und rannte durch das Lager. Dabei rief er immer wieder laut Maliks Namen. Und als dieser bössartige Narr dann tatsächlich aus dem Zelt seiner Eltern trat, stürzte sich Hammud auf den viel größeren Jungen und schlug wie von Sinnen mit den Fäusten auf ihn ein. Und dabei geschah das

Wunder. Obwohl ihm die Schläge des schwächlichen Knaben eigentlich kaum etwas ausmachen konnten, schrie Malik plötzlich, als habe man ihn auf einem Speer aufgespießt. Und dann sahen es alle, die sich um die beiden balgenden Jungen versammelt hatten. Wo immer einer von Hammuds Schlägen Malik traf, verfärbte sich dessen Haut. Sie wurde graugrün und überzog sich mit Schuppen – wie bei den Echsen, die man manchmal in Gärten und Oasen findet. Die einfachen Ziegenhirten und ihre Weiber zerrten daraufhin Hammud von Malik weg, und wäre mein Kleiner nicht der Sohn eines wichtigen Mannes gewesen, ich bin sicher, sie hätten ihn gesteinigt. Von dem Tage an hatten die Menschen im Lager Angst vor Hammud, und fast niemand sprach mehr mit dem Jungen, so daß sein Vater ihn schließlich ins ferne Fasar brachte, um ihn dort in den Künsten der Magie unterrichten zu lassen. Malik aber wagte sich nicht mehr aus dem Zelt seiner Mutter, und eines Morgens fand man seinen zerschmetterten Leib am Fuß eines hohen Felsens. Ich weiß nicht, ob er sich selbst das Leben nahm oder ob die Seinen ihn hinabstießen. In den zwei Jahren, die er noch zu leben gehabt hatte, galt er als verflucht, und allein sein Anblick brachte Unglück. Weder Heilkundige noch Zauberer, die selbst aus den entferntesten Oasen der großen Khom herbeigerufen wurden, hatten die Macht, den Knaben von seiner Echsenhaut zu befreien.« Nurhan leerte mit einem gierigen Zug den Tonbecher und schüttete sich neuen Tee nach. »Recht geschehen ist es diesem

Malik«, brummte sie selbstzufrieden vor sich hin und starrte in ihren Becher.

»Und Abu Dschenna. Was ist aus ihm geworden?«

Nurhan zuckte die Schulter. »Viele Jahre ist er in Fasar geblieben. Nicht einmal kehrte er in unser Lager zurück. Ich hatte andere Kinder zu säugen, doch vergessen habe ich ihn nicht. Auch dann nicht, als sein Vater starb und mich seine undankbaren Weiber aus ihrem Zelt hinauswarfen. Man erzählt sich, daß er schon in jungen Jahren einer der fähigsten Magier Fasars wurde. Manche behaupten auch, er habe mit nur zwanzig Jahren einen Schatz aus der Zeit der Magier-Moguln gefunden und ganz allein den Dschinn bezwungen, der diese Reichtümer bewachte. Vor einigen Jahren soll er auch Abu Tarfidem, der damals Sultan von Unau war, vom Tode errettet haben. Ich glaube, die beiden kannten sich gut denn sie hatten gemeinsam in Fasar die verschlungenen Pfade der Magie erlernt. Auch der Sultan beschenkte ihn noch einmal, und von all diesem Gold ließ Abu Dschenna den Palast erbauen, in dem du dich nun befindest, mein Kind.«

»Und du, Nurhan? Wie bist du hierher gelangt?«

Die Alte lächelte breit. »Letztendlich hat mein Kleiner nicht vergessen, aus wessen Brüsten er jene Milch gesogen hatte, die ihm zu so großer Macht verhelfen sollte. Als er hörte, daß seine Familie mich verstieß, kam er ins Wadi Dschenna und holte mich, damit ich ihm in seinem Palast die Küche führe. Drei Jahre lang hatte ich im Dreck gelebt und mich

mit den Hunden des Lagers um die Abfälle balgen müssen, weil die undankbare Brut seines Vaters mich nicht mehr achtete. Aber er hat mich für alle erlittene Schmach entschädigt. Wie eine Prinzessin hat er mich behandelt. In Stoffe aus bunter Seide und kostbarem Linnen hat er mich gekleidet und mit Schmuck aus Gold und Perlen beschenkt. Auf dem Rücken eines weißen Kamels bin ich aus dem Lager geritten, und sieben Sklaven allein waren dazu abgestellt, mir jeden meiner Wünsche zu erfüllen.« Nurhan stieß einen langen Seufzer aus, legte, von ihrer eigenen Rede ergriffen, die Hände auf die Brüste und blickte verzückt zur Decke. »Diese alten, längst vertrockneten Quellen haben mir zuletzt doch noch mein Glück gebracht. Wie unermesslich ist doch die Gerechtigkeit Rastullahs, der keinen vergißt, der auch im Unglück noch jeden Tag seinen Namen im Munde führt! Hast du eigentlich jemals daran gedacht, Kinder zu bekommen, meine Kleine?«

Melikae zuckte zusammen. Der Gedanke daran, Abu Dschenna vielleicht eines Tages ein Kind zu gebären, erfüllte sie mit Ekel. Doch sie mußte vorsichtig sein. Wenn sie Nurhan ihre wahren Gefühle offenbarte, würde sie sich die Alte zur Feindin machen. »Bislang hat Rastullah mir noch nicht die Gnade erwiesen, den Samen der Mutterschaft in mir aufgehen zu lassen.«

Nurhan legte den Kopf schief und betrachtete sie nachdenklich. »Bist du etwa krank? So wie du ausschaust, müssen die Männer dich doch umschwir-

ren wie die Fliegen den Kameldung. Ich bin nie so hübsch gewesen wie du, doch ist mir in deinem Alter schon mehr als ein Krieger, von der Schlacht der Liebe erschöpft, in die Arme gesunken. Oder kann es sein, daß du die Kinder verlierst, bevor sie stark genug sind? Du hast viel zu schmale Hüften. Das Gebären wird dir sicher große Schmerzen bereiten.«

Melikae blickte ein wenig verlegen zu Boden. »Meine alte Lehrerin hat mir erklärt, was zu tun ist, die Frucht eines Mannes nicht zu empfangen und trotzdem alle Freuden des Liebesspiels zu genießen. Empfängt eine Sharisad vor der Zeit ein Kind, so sind alle Qual und Mühsal ihrer Lehrjahre vergebens gewesen. Welcher Mann möchte schon eine Frau tanzen sehen, deren Leib die Zeichen der Mutterschaft trägt?«

»Schnickschnack! Alles Unsinn! Man muß doch nicht schlank wie ein Brabaker Rohr sein, damit die Männer Gefallen an einem finden. Es ist falsch, wenn eine Frau niemals ein Kind zur Welt bringt. Du solltest meinen kleinen Hammud umgarnen, und du wirst sehen, wenn erst einmal lautes Kinderlachen durch diesen Palast hallt, dann wirst auch du dich hier zu Hause fühlen.«

»Ich weiß nicht, ob Kinder hier glücklich wären: in dieser Einsamkeit; dann die Klippen und das Meer ...«

»Du willst gar keine Kinder, nicht wahr?« Nurhan hatte sich ein Stück vorgebeugt und blickte die Sharisad durchdringend an. »Du solltest vorsichtig sein, meine Kleine. Wenn Abu Dschenna jemals zu

dir kommt und etwas von dir möchte, dann tu es, ganz gleich, was er verlangt. Deine Dickköpfigkeit in jener Nacht, als er mit dir essen wollte, war unklug. Du hast sehr großes Glück gehabt. Weißt du das überhaupt?»

»Ich habe mich nur zurechtgemacht, um hübsch für ihn zu sein«, entgegnete Melikae trotzig. Sie mochte nicht länger mit der Alten sprechen. Am liebsten wäre sie aufgestanden und gegangen, doch sie befürchtete, daß Nurhan sie dafür in Zukunft mit Schweigen strafen würde.

»Kindchen, erzähl mir nichts! Ich weiß genau, was in einer Frau vorgeht, die zwei Stunden braucht, um sich zu schminken und anzukleiden. Du mußt ihn ja nicht gleich lieben. Du wirst sehen, mit der Zeit werdet ihr euch aneinander gewöhnen, und vielleicht wirst du sogar doch noch glücklich werden. Glaub mir, Kinder können ein großer Trost sein. Doch ganz gleich, wie du dich auch entscheidest, eins mußt du mir versprechen, Reiz Abu Dschenna nicht noch einmal derart mit deinem Trotz! Wenn er erst in Wut gerät, weiß er nicht mehr, was er tut, und selbst wenn er *dir* kein Leid zufügt, kann sein Zorn jeden anderen in diesem Palast treffen. Ich weiß nicht, was in ihm vorgegangen ist, als er in Fasar war, und ich weiß auch nicht, wie er zu der schrecklichen Narbe im Gesicht gekommen ist, doch von dem zarten, schüchternen Kind, das einst an meiner Brust gelegen hat, ist nicht mehr viel zurückgeblieben. Er ...« Nurhan schüttelte den Kopf. »Wie rede ich nur von meinem Wohltäter?

Er hat mich hierhergebracht ... Hat mir Gold und Seide geschenkt.«

»Aber du bist doch genauso eine Gefangene auf dieser Insel wie ich und alle die anderen hier!«

»Nein, mein Kind. Gefangen ist nur, wer von einem Ort entfliehen will. Nirgendwo sonst im Land der Ersten Sonne ginge es mir so gut wie hier. Ich habe schöne Kleider, immer genug zu essen und das Gefühl, hier gebraucht zu werden, auch wenn ...«

»Was, Nurhan? Was wagst du die ganze Zeit über nicht zu sagen? Vertrau mir, ich werde dich nicht verraten.«

»Es ist ...« Die Amme blickte sich ängstlich um und beugte sich dann noch ein Stück weiter zu Melikae. »Es sind die anderen hier. Ist dir nicht aufgefallen, wie seltsam sie sind? Manchmal verschwinden auch welche von ihnen. Ich glaube, sie kennen einen geheimen Weg, um von der Insel zu entkommen.«

»Was soll denn mit ihnen sein? Es sind Wilde von den Gewürzinseln, denen Rastullah die Zunge verknotet hat, so daß sie kein vernünftiges Wort sprechen können. Sie sind zwar nicht schön anzuschauen, doch hat mir noch keiner von ihnen ein Leid getan.«

»Es ist nicht ihre Farbe oder daß sie nicht mit einem sprechen können«, flüsterte die Alte. »Sieh sie dir einmal genau an. Jeder von ihnen ist seltsam. Es ist etwas an ihnen, das nicht ...« Nurhan seufzte. »Ich finde keine rechten Worte dafür. Sie haben etwas Nichtmenschliches an sich. Das macht mir angst. Ich verstehe nicht wie mein Kleiner solche Diener um

sich ertragen kann. Und ...» Die Amme hob den Kopf und schnupperte. Dann sprang sie auf, als säße ein Skorpion auf ihrem Schoß. »Bei Rastullah und seinen neun Weibern! Die Honigkringel! Riechst du das denn nicht?« Aufgeregt begann sie, mit einem langstieligen Löffel das Gebäck aus dem heißen Steinofen zu bergen.

Über die Hälfte der Honigkringel war ihnen gut geraten. Goldgelb und ein wenig klebrig sahen sie aus – so wie sie sein sollten. Nur die, die ganz hinten im Ofen gelegen hatten, waren ein wenig dunkel geworden. Nurhan legte diese in eine flache Schale und stellte sie zur Seite. Die goldenen aber sortierte sie schön geordnet auf einem silbernen Tablett und legte noch einige gezuckerte Datteln dazu.

»Mein Kleiner wird sich freuen, wenn er das sieht. Er liebt Honigkringel. Du solltest dir gut merken, wie wir sie zubereitet haben. Vielleicht wirst du ja eines Tages für ihn backen. Es war schon immer so mit Hammud. Was immer auch vorgefallen ist, mit Honiggebäck kann man ihn versöhnen.«

»Du wolltest mir doch noch etwas erzählen, Nurhan. Was ist mit den Dienern?«

»Ach, die Diener! Alles dummes Geschwätz von mir. Du solltest nicht sosehr auf das Gerede von alten Weibern hören. Vielleicht erzähl ich dir ein anderes Mal noch etwas. Aber jetzt ist es Zeit, die Sklaven zurückzuholen und darüber nachzudenken, was ich zur Nacht kochen werde.« Die Alte bückte sich und hob die kupferne Kanne vom Boden. Dann eilte sie zur

Vorratskammer und schloß die Tür hinter sich.

Nachdenklich schlenderte Melikae aus der Küche in den großen Garten. Die Mittagsstunden waren gerade erst vorbei, und der Tag würde sich noch unendlich lang in die Länge ziehen, bis endlich die Nacht käme und die Sharisad im Schlaf Trost fände. Von weitem beobachtete sie einen der Sklaven dabei, wie er einen Busch zurechtschnitt.

Sie haben etwas Nichtmenschliches an sich. Nurhans Worte gingen Melikae nicht aus dem Sinn. War es nur das verrückte Gerede einer Alten, die jeden, der nicht zum Volk der Beni Novad gehörte, für seltsam hielt, oder gab es tiefere Gründe? Melikae mußte an die merkwürdig verformten Füße von Istima denken, die ihr schon bei der ersten Begegnung mit der Moha aufgefallen waren.

Verrückt, das war das einzige Wort, das Omar zu der kleinen Schar von Beni Schebt einfiel, die ihn in der Wüste aufgespürt hatten. Seine Flucht aus Kannemünde war ihm ohne weiteres geglückt. Die Mengbillaner schienen nicht sonderlich aufmerksam zu sein, oder vielleicht waren sie auch weise genug, jeden ziehen zu lassen, der nicht länger in der belagerten Stadt bleiben wollte. Schließlich konnte man auch auf diese Art die Zahl seiner Feinde vermindern. Ohne Schwierigkeiten hatte Omar bei Nacht die Postenkette der Feinde überschritten und war in Richtung Bires-Soltan geflohen. Sein Plan sah vor, sich einer der vielen kleinen Widerstandsgruppen anzuschließen, von denen er in

Kannemünde gehört hatte. Versprengte Reitertrupps, die sich nicht der Herrschaft der Heiden beugen wollten und jede Gelegenheit nutzten, die Karawanen der Al'Anfaner anzugreifen.

Doch es kam anders. Drei Tage lang war er weitab der Karawanenroute durch die Wüste gewandert, als er sich eines Mittags während der Glutstunden von einer Schar abgerissener Krieger umzingelt fand. Zuerst hatte er die hageren Gestalten auf ihren schlecht genährten Kamelen für Räuber gehalten, doch dann erkannte er einen der Männer. Es war Raschid ben Karim von den Beni Schebt. Jener Krieger, der ihn und die anderen nach der Flucht aus Unau ins Lager des Sultans Mahmud ben Dschelef geführt hatte.

Sie befanden sich hier auf dem Land der Beni Novad weitab von ihrem eigenen Stammesgebiet doch statt Omar freundlich zu empfangen, senkten sie drohend ihre Reiterlanzen. Widersinnig, dachte er. Jetzt, da alle Wüstenkrieger im Kampf gegen die Ungläubigen vereint sein sollten, suchten sie noch immer Streit.

Raschid hatte sich aus dem Reiterpulk gelöst und lenkte sein Kamel in Omars Nähe. Der Novadi ließ die Hand auf den Griff des prächtigen Schwertes sinken, das einst Gwenselah gehört hatte. Wenn Omar es sich recht überlegte, hatte er noch mehr als eine Rechnung mit den Beni Schebt zu begleichen. Sie waren es gewesen, die einst seine Familie überfallen und ihn in die Sklaverei verschleppt hatten. Was aber Raschid anging, so war er sich bis heute nicht sicher,

ob der Krieger sie damals im Lager des Mahmud ben Dschelef an Abu Dschenna verraten hatte oder ob er und seine Männer auch ohne Melikaes Zaubertanz für die Sharisad gegen die Söldner des Magiers gekämpft hätten.

»Was tust du hier, Kasimit? Du hast dich weit von den Zelten deines Volkes entfernt, und mir scheint, daß du feige bist wie ein Schakal, wanderst du doch weitab aller Wege, die die Heiden benutzen.«

Raschid schien ihn wegen seines Schleiers für einen Kasimiten zu halten. Einen Moment lang überlegte Omar, ob er sich zu erkennen geben sollte, doch dann entschied er sich, den Irrtum nicht aufzuklären. Wenn er sich als Beni Novad zu erkennen gäbe, könnte es nie Frieden zwischen ihnen geben, und er wollte nicht das Blut der Wüstenkrieger vergießen, auch wenn er mit ihrem Stamm in Fehde lag. Jede Blutrache mußte ruhen, bis die Heiden wieder aus dem Kalifat vertrieben waren. Das jedenfalls sagte ihm die Vernunft.

»Nun, Kasimit, ich habe ja schon gehört, daß die Männer deines Volkes nicht gern reden, doch du scheinst mir vollends die Zunge verschluckt zu haben. Sollen wir dir helfen und dir verraten, in welcher Richtung du zu den Lagern der Deinen findest, um dort wieder unter den Rock deiner Amme zu kriechen?« Die Männer um Raschid lachten, und einige fühlten sich ermutigt, in den Spott ihres Anführers einzufallen.

»Ich wüßte nicht, was ein Krieger mit einem Wü-

stenräuber zu bereden hat. Doch wenn dein Khunchomer mehr als ein schmückendes Beutestück für dich ist, dann steig von deinem Kamel herab, und ich werde dir mit einer Zunge aus Stahl Rede und Antwort stehen.« Omar zog ganz langsam und betont gelassen sein Schwert. Er wußte, daß es sein Ende wäre, wenn sich alle gemeinsam auf ihn stürzten. Doch was bedeutete das schon? Er war in die Wüste gekommen, um zu sterben, und wenn Rastullah es so fügte, daß er im Kampf mit den Beni Schebt sein Ende nahm, dann hatte er wenigstens Gelegenheit gehabt, einige von diesen Schurken, die ihn einst in die Sklaverei verschleppt hatten, mit sich zu nehmen. Er hatte Frieden gewollt, doch diese Hunde waren es nicht wert.

Das spöttische Gerede unter den Männern war verstummt. Omar schien es, daß Raschid ein klein wenig blasser geworden war. Offenbar erinnerte sich der Krieger gerade daran, daß die Kasimiten in dem Ruf standen, die besten Schwertkämpfer der Khom zu sein. Doch dann versetzte der Beni Schebt seinem Kamel einen Schlag mit dem Bambusrohr und ließ das Tier niederknien.

»Laß uns bis zum ersten Blut kämpfen, Fremder. Ich will dir nicht dein Leben nehmen.« Omar versuchte, bei seinen Worten nicht hochmütig zu klingen, trotzdem faßte Raschid sie als Beleidigung auf.

»Ich werde vor dir nicht um Gnade winseln«, fauchte der Beni Schebt wütend. »Wenn du Mut hast, dann kämpfst du bis zum Tod.«

Omar zuckte mit den Schultern. »Wie du meinst.« Innerlich schalt er sich für seine überhebliche Art, doch vor einem Beni Schebt zurückzustecken, wäre ihm niemals in den Sinn gekommen.

Die anderen Krieger waren inzwischen von ihren Kamelen gestiegen und bildeten einen weiten Kreis um Omar und Raschid. Der Beni Schebt legte seinen Umhang und sein Kopftuch ab. Einer seiner Männer brachte ihm ein leichtes Kettenhemd, einen kleinen Buckelschild und einen Spangenhelm mit einem schwarzen Pferdeschweif.

Omar besaß keine Rüstung. Gwenselah hatte ihn gelehrt, daß nichts im Kampf so wichtig war, wie sich frei und unbeschwert bewegen zu können. Das falsche Vertrauen in die Stärke ihrer Rüstung habe schon mehr Krieger das Leben gekostet, als Sterne am Himmel der Khom stehen, hatte sein Freund immer wieder behauptet. So legte Omar nur den weiten Reitmantel und die kleine Silberschatulle ab, in der er den Brief und die Rose von Melikae verwahrte. Während Raschid noch immer damit beschäftigt war, seine Rüstung anzulegen, machte der Novadi ein paar Übungen, um seine Muskeln aufzuwärmen und seine Sehnen zu dehnen. In immer enger werdenden Kreisen ließ er das Schwert um den Körper wirbeln und lockerte so das rechte Handgelenk.

»Bist du fertig damit, dir im Kampf gegen unsichtbare Feinde Mut zu machen?« brüllte Raschid ihm entgegen. Der Beni Schebt hatte sich breitbeinig am anderen Ende des Kreises aufgebaut, den seine

Krieger für den Kampf in den Wüstensand gezogen hatten.

»Willst du dich nicht noch ein wenig tiefer hinter Stahlringen und Eisenplatten verkriechen, du Sohn einer Schildkröte? Ich habe gehört, man stellt sogar Hosen aus Kettengeflecht her«

Statt eine Antwort zu geben, hob Raschid seinen Khunchomer und stürmte auf Omar los. Er war gewiß kein schlechter Schwertkämpfer, doch Schild und Rüstung raubten ihm ein gut Teil seiner Wendigkeit. Ohne Mühe konnte Omar dem ungestümen Angriff des Beni Schebt ausweichen. Im letzten Moment trat er einfach zur Seite, so daß Raschid durch die Wucht des fehlgegangenen Schlages fast das Gleichgewicht verlor. Noch bevor der Krieger seine Waffe wieder erhoben hatte, verpaßte Omar ihm mit der flachen Seite seines Tuzakmessers einen Schlag vor den Helm, dann brachte sich der Beni Novad mit einer beinahe tänzerischen Drehung außer Reichweite seines Gegners.

»Bleib stehen, feiger Kasimitenhund!« Raschid taumelte nur leicht unter dem Treffer und wartete schon auf den nächsten Angriff.

Omar fluchte leise. Das war nicht die Art Kampf, die er von Gwenselah gelernt hatte. Er war es gewohnt, schnell vorzustoßen, die Deckung seines Gegners zu durchbrechen und – mit der Absicht zu töten – zuzuschlagen. Auch diesmal wäre es ein leichtes für ihn gewesen, den Schlag ein klein wenig tiefer anzusetzen. Ohne Mühe hätte seine Klinge das

Kettengeflecht durchschnitten, das im Nacken von Raschids Helm herabhing. Doch er wollte den Beni Schebt nicht töten. Gegen Hiebe mit der flachen Schwertseite war er durch seine Rüstung hervorragend geschützt. Es würde also ein langer Kampf werden.

»Nun, Kasimit, hat dich dein Mut schon verlassen?« höhnte Raschid. Von aufmunternden Aufrufen seiner Männer bestärkt, ging der Beni Schebt erneut zum Angriff über. Er stürmte vorwärts, versuchte Omar den Schild in den Bauch zu rammen und dann mit einem Schwerthieb nachzusetzen.

Wieder wich der Novadi aus, und beinahe wäre es ihm sogar gelungen, Raschid durch eine Fußangel zu Fall zu bringen. Er durfte dem Krieger nicht länger die Führung überlassen. Wenn er den Beni Schebt besiegen wollte, dann mußte er den Kampf zu einem schnellen Ende bringen.

Einige Augenblicke lang umkreisten sie einander, wobei jeder auf eine Lücke in der Deckung des anderen lauerte, doch Raschid war ein erfahrener Kämpfer. Er ließ sich nicht durch Finten täuschen oder zu einem unüberlegten Angriff verleiten. Er hatte aus den Fehlern seiner ersten beiden Vorstöße gelernt. Schließlich war Omar es, der zum Angriff überging. Mit einem wahren Hagel von Schwerthieben trieb er den Beni Schebt ein gutes Stück zurück. Doch Raschid war ihm gegenüber im Vorteil. Er konnte mit seinem Schild die Angriffe abfangen und gleichzeitig mit dem Khunchomer attackieren, wobei Omar ihm

mehrfach nur um Haaresbreite entging. Schließlich packte der Novadi sein Tuzakmesser mit beiden Händen und zertrümmerte mit einem seitlich geführten Schlag das obere Drittel von Raschids Schild. Doch Omar entkam der Klinge seines Gegners nicht noch einmal. Der Angriff hatte ihn zuviel Schwung gekostet, als daß er noch rechtzeitig ausweichen konnte. Raschids Khunchomer streifte ihn zwar nur, doch auch das reichte, um ihm eine tiefe Wunde in den linken Oberarm zu reißen.

Der Beni Schebt war ein Stück zurückgewichen und starrte erschrocken auf seinen zerstörten Schild. Dann erst schien der Krieger Omars Wunde zu bemerken. »Sollen wir den Kampf unterbrechen, damit einer meiner Männer deine Verletzung verbinden kann?«

Omar schüttelte den Kopf. Er brauchte keine Gnade! Er biß die Zähne zusammen und wartete, ob Raschid seinerseits wieder angriffe. Doch der Krieger ließ erst seinen zerstörten Schild vom Arm gleiten und winkte dann einem seiner Männer, ihm eine neue Waffe zu bringen. Er tauschte den Khunchomer gegen einen größeren, zweihändig zu führenden Doppelkhunchomer aus, dessen leicht gebogene Klinge zur Spitze hin breiter wurde. Eine Waffe, schwer genug, um mit ihr einen Pferdeschädel zu spalten.

Omar fühlte, wie ihm warmes Blut am linken Arm hinabließ. Er hätte Raschids Angebot, sich verbinden zu lassen, annehmen sollen! Wenigstens würde der

Kampf jetzt, da der Beni Schebt auf einen Schild verzichtete, ein wenig ausgewogener werden.

»Bist du bereit?«

Omar nickte. »Bereit, dir den Schädel einzuschlagen«, murmelte er leise vor sich hin. Gnade konnte er sich jetzt nicht mehr leisten. Ohne lange zu zögern, stürmte er vor, schlug mit einem ersten, einhändig geführten Angriff Raschids Schwert zur Seite, unterlief die Klinge und rammte ihm dann seinen linken Ellbogen gegen den Hals. Kaum, daß er an seinem Gegner vorbei war, fuhr er schon wieder herum und führte mit der Rückhand einen Schwertstreich gegen Raschids Kopf.

Der benommene Beni Schebt versuchte, sich zu ducken, doch der Schlag traf die Spitze seines Spangenhelms mit solcher Wucht, daß der Kinnriemen zerriß und der Helm in den Sand geschleudert wurde.

Omar war wie von Sinnen in seiner Wut. Er stand zu dicht vor Raschid, als daß der Beni Schebt sich noch mit dem wuchtigen Zweihänder verteidigen konnte. Mit einem Stoß in die Rippen brachte er seinen ohnehin schon taumelnden Gegner vollends aus dem Gleichgewicht – und noch während er fiel, versetzte er ihm mit der Flachseite des Khunchomers einen Schlag gegen die Schläfe.

»Will sich sonst noch jemand mit mir messen?« Mißtrauisch musterte der Novadi die Krieger, die den Kampfplatz umringten, doch keiner von ihnen wagte es, eine Waffe zu ziehen.

»Kümmert euch um euren Anführer!«

Die Männer standen wie versteinert und starrten ihn nur an. Schließlich kniete Omar selbst neben Raschid nieder. »Bringt mir wenigstens Wasser«, herrschte der Novadi die anderen an. »Er ist nicht tot.«

Endlich kam Bewegung in die abgerissenen Wüstenkrieger. Einer von ihnen holte einen Wasserschlauch von seinem Sattel, und ein anderer erbot sich sogar, Omars Wunden zu verbinden. Die meisten jedoch starrten ihn auch weiterhin nur ungläubig an. Manche tuschelten leise miteinander, und der Novadi war überzeugt davon, daß er nicht lange warten mußte, bis sie versuchen würden, die Niederlage ihres Anführers zu rächen.

Endlich schlug Raschid die Augen wieder auf. Benommen schüttelte er den Kopf. »Laß mir einen Moment, bis ich wieder bei Kräften bin«, murmelte er leise. »Dann setzen wir den Kampf fort.«

»Es reicht. Ich ergebe mich. Du hast mein Blut vergossen. Damit hast du gewonnen.«

»Bis zum Tod, so haben wir gesagt. Ich bin kein Mann, der sein Wort bricht, und ich habe keine Angst vor dir, Kasimit.«

Omar fluchte innerlich. Mittlerweile hatte er nicht mehr den Wunsch, diesem Dickkopf den Schädel einzuschlagen, im Gegenteil, er empfand sogar eine gewisse Achtung vor dem Mut des Beni Schebt. Doch wenn dieser Narr darauf bestand, den Kampf fortzusetzen, dann hatte er nicht das Recht, sich Raschid zu

verweigern. Es sei denn ...

»Bis zum Tod, sagst du? Ich finde, es wäre eine Schande, wenn wir uns gegenseitig umbrächten, während die Heiden mordend durch unser Land ziehen und Tausende von unseren Brüdern in die Sklaverei verschleppen.«

Raschid nickte. »Es war unüberlegt, dich zu einem Kampf auf Leben und Tod zu fordern. Doch wenn wir jetzt aufhören, verlieren wir beide unser Gesicht.«

»Du meinst also, du würdest nur der Ehre halber den Kampf mit mir fortsetzen und nicht weil es darum geht, wer von uns beiden der bessere Schwertkämpfer ist.«

»Um das zu erkennen, brauche ich keine zweite Runde mit dir, Fremder. Ich habe sehr wohl bemerkt, daß du mich geschont hast. Warum auch immer.«

Omar verneigte sich höflich. »Deine Worte schmeicheln mir.« Verstohlen musterte der Novadi Raschid. Der Scheich der Beni Schebt schien seine Worte wirklich ernst zu meinen. »Wenn ich mich recht erinnere, haben wir es unterlassen, den Begriff Tod näher zu bestimmen. Es ist also offen, ob wir ihn nach landläufiger Meinung oder auf eine etwas genauere Art auslegen. Vielleicht hast du schon einmal gehört, daß einige der südlichen Mohastämme den Schlaf auch den kleinen Tod nennen. Ohne dir zu nahe treten zu wollen, hatte ich doch den Eindruck, daß mein letzter Treffer dir vorübergehend die Sinne raubte. Man könnte also auch sagen, daß du geschlafen hast. Beurteilen wir das wiederum nach dem Brauchtum der

Mohas, so warst du tot. Also sind die Bedingungen erfüllt, die du an unseren Zweikampf gestellt hast.«

Raschid betrachtete ihn nachdenklich, und Omar befürchtete schon, der Krieger werde sich auf diese nicht ganz unstrittige Begründung gar nicht einlassen, als der Beni Schebt plötzlich lauthals zu lachen anfang.

»Du bist der verrückteste Kerl, der mir jemals begegnet ist, Kasimit. Aber ich, Raschid ben Karim, der ich soeben von den Toten wiederauferstanden bin, heiße dich in unserer Mitte willkommen. Du magst so lange in unserem Lager weilen, wie es dir gefällt, vorausgesetzt, du zwingst mich nie wieder, mich auf einen Zweikampf mit dir einzulassen.«

»Was hat er mit dir gemacht?« Es waren ein paar Tage seit dem Gespräch mit Nurhan vergangen, bis Melikae den Mut und die richtige Gelegenheit fand, Istima diese Frage zu stellen. Die beiden Frauen saßen im Schatten der hohen Mauer, die den Palastgarten nach Norden hin begrenzte, und hatten schweigend den Wolken zugesehen. Fast eine Stunde lang hatte die Sharisad mit sich gerungen und darüber nachgedacht, was sie selbst fühlen würde, wenn eine Fremde ihr diese Frage stellen würde; und sie wußte, daß sie ihre Erinnerungen mit niemandem würde teilen wollen.

»Er hat missch von einer Plantage in Al'Anfa gekauft. Der Ssschamane meinez Sstammez hat ihm verraten, daß er missch dort findet. Die beiden sssind gute Freunde.«

»Er hat dich freigekauft?« Melikae war überrascht. Verlegen versuchte sie, nicht auf Istimas Füße zu blicken. In Gedanken hatte sie ein Dutzend unterschiedlicher Antworten vorweggenommen, die die Moha ihr vielleicht geben mochte, doch auf diesen Gedanken wäre sie niemals gekommen.

»Frei?« Istima lächelte bitter und strich über das perlungeschmückte Bronzeband, das sich dicht um ihren Hals schloß. »Mein Sssklavenring mag mehr wert sein, als issch auf einem Markt einbringe, doch ändert daz etwaz? Issch musss keine harte Feldarbeit mehr leissen, aber mir isst immer noch verwehrt, dorthin zzzu gehen, wohin issch möchte. Mein Sstamm hat mir meine Freiheit genommen, als er missch verkaufte, aber Abu Dssschenna hat versssucht, mir noch sssehr viel mehr zzzu nehmen. Er wollte mir missch sstehlen. Mein Tapam vernisschten.«

»Dein Tapam? Was ist das?«

Istima blickte zum Himmel und schüttelte den Kopf. »Issch glaube nisscht, dasss du daz jemalz begreifen wirsst. Die Blassshäute reden oft von der Ssseele, doch ss sie wissen nisscht, daß Ssseelen ssterblissch ss sind wie Menssschen. Mit dem Tapam eines Utulu isst ez anderz. Er isst ewig. Der Tapam isst mein Schutzzzzgeist. Er vereint in sissch die besten Eigenssschaften aller, die er in der langen Zzzzeit ssseinez Ssseins behütet hat.«

Melikae nickte, ohne die frevlerischen Worte der Frau wirklich verstanden zu haben. Istima war eine Heidin, durch und durch. Mit ihr über die Lehre

Rastullahs und die einzigen Wahrheiten zu sprechen, wäre vergeblich gewesen. Es schien der Sharisad klüger zu sein, Istimas reden zu lassen und ihr nicht zu widersprechen.

»Issch spüre, dass du mich nicht verstanden hast, Melikae. Doch ich bin dir nicht böse. Du willst mich nicht *verändern*, und das zählt mehr als eine Lüge.«

Die Moha hatte das Wort *verändern* auf eine eigenartige Weise betont, doch Melikae scheute sich, sie darauf anzusprechen. Es erschien ihr besser, statt dessen dem Gespräch eine neue Richtung zu geben. »Deine eigenen Leute haben dich in die Sklaverei verkauft?«

Istima zuckte mit den Schultern. »Ssie hatten Angst vor mir. Ssie haben eine Ssklavin dazzu zwingen müssen, mich zzu ssäugen, weil meine eigene Mutter mich gefürchtete hat.«

Melikae sah die Sklavin ungläubig an. Welch ein Mensch war sie? Fast hatte die Sharisad den Eindruck, Istima wolle auch ihr Angst machen oder sie auf die Probe stellen. Aber so leicht würde sie sich nicht erschrecken lassen. Sie hatte selbst die Kerker Al'Anfas kennengelernt und die Arena überlebt. Sie würde niemals mehr Furcht empfinden! Zumindest würde sie es sich anderen gegenüber nicht anmerken lassen. »Und was ist das für ein schreckliches Geheimnis, das dich umgibt?« fragte die Tänzerin fast schon mit Hochmut.

»Bist du sicher, dass du es mit mir teilen willst? Vielleicht wirst du danach nachts nicht mehr so ru-

hig ssschlafen, wie du ez bisssslang tatesst.« Die Moha maß Melikae mit ihren dunklen Augen, doch die Sharisad hielt dem Blick stand.

»Was weißt du schon über meinen Schlaf? Sprich!«

»Mein Volk hat missch wegen meinez Namenz in die Sssklaverei verkauft. In meinem Sstamm isst es üblissch, dasss der Ssschamane, wann immer ein neuez Leben geboren wird, die Geisster der Ahnen anruft und sssie bittet, einen Namen ausssszzzuwählen. Bei unz isst ez sso, dasss die Namen sstetz ein Sstück dez Ssschicksssalz ihrez Trägerz enthalten. Eine besssondere Eigenart, die er einsst haben wird. Manchmal wird ein Neugeborenes auch nach sseinem Totemtier benannt. Mir haben die Geisster den Namen Isstima Tapo besstimmt. In deiner Ssprache, Melikae, heisst daz ssoviel wie *In der die Ssschlange ssschläft*. Dass war ez, waz den anderen angssst machte. Ssselbst die Utuluz hier auf der Insssel fürsschten missch, sseit sssie meinen Namen kennen. Ssie reden nie ein Wort mit mir und meiden missch.«

Melikae mußte wie unter Zwang auf die Füße der Sklavin blicken. Istima trug nie Schuhe, und es schien, als finde sie Gefallen daran, ihre Andersartigkeit zur Schau zu stellen. Oder war es vielleicht Trotz? Ihre Füße waren von eigenartiger Gestalt, so als seien ihr nicht alle Knochen gerade gewachsen oder aber als habe sie Knochen in den Füßen, die bei einem Menschen dort nicht üblich sind. Und die Haut ... Bis über die Knöchel hinauf war sie von einem Netzwerk merkwürdiger Falten durchzogen und

schimmerte fast wie Echsenschuppen. Ein Schauer durchlief Melikae, und die feinen Härchen auf ihren Armen richteten sich auf. »Und was heißt das, *daß die Schlange in dir schläft*? Wirst du dich vielleicht eines Tages in eine Schlange verwandeln?« Melikae lachte gezwungen, doch Istima blieb ernst.

»Genau daz. Einez Tagez werde issch auf die eine oder andere Weissse daz Wessen einer Ssschlange annehmen.«

»Das gibt es nicht! Das wird Rastullah niemals zulassen!«

»Nein?« Istima zog ihr Kleid ein wenig zurück, streckte ihre Füße und bewegte sie dann in einer Art, wie kein *gewöhnlicher* Sterblicher die Füße bewegen durfte. Melikae mußte unwillkürlich an ein Nest sich windender Schlangen denken, als sie beobachtete, wie Istimas Zehen sich streckten und ineinander verdrehten. Entsetzt wandte sie den Blick ab.

»Du hasst ez sselbsst sso gewollt. Nun verachte missch nisscht dafür, dasss issch dir deinen Willen gelassen habe. Du hasst ez dir sselbsst zzzuzzzu-ssschreiben.«

Melikae verspürte Übelkeit. Einen Augenblick lang glaubte sie, die Anwesenheit Istimas und ihre zischelnde Stimme nicht länger ertragen zu können. Doch dann überwand sie sich. Die Moha hatte recht! Istima hatte ihr nur gezeigt, was Melikae selbst zu sehen verlangte. »Und das war der Grund, weshalb Abu Dschenna dich gekauft hat?« fragte die Sharisad leise.

»Nein, ez war nur mein Name. Er hat mir daz an-

getan.« Die Sklavin zog ihr langes Kleid wieder hinab, bis der Stoff ihre Füße bedeckte.

»Aber warum? Welchen Sinn hat das?«

»Frag ihn!« zischte Istima böse. »Bei mir war ez mein Name. Aber alle anderen ...«

»Welche anderen?«

»Sssiehst du Sssklaven nisscht in die Augen, Tänzzzerin? Sssieh dich um! Ssschau dir meine Utulu-Brüder an. Wie viele von ihnen haben gesssschlitzzzzte Augen oder gessspaltene Zzzungen, verkümmerte Hände, und wie viele sssind verblödet! Unfähig, überhaupt noch ein Wort zzzu ssprechen. Lebende Tote!«

»Das kann nicht sein! Kein Mensch kann so etwas tun!« Melikae war aufgesprungen und wollte weglaufen, doch einer von Istimas Füßen war schlangengleich unter dem Rock hervorgeschossen und hielt Melikaes rechten Knöchel umklammert.

»Du wirsst nisscht weglaufen. Du hasst ez wissen wollen. Jetzzzt musst du die Wahrheit ertragen. Sssieh missch an!«

Wie verzaubert gehorchte Melikae. Sie wollte die Augen verschließen und betete stumm zu Rastullah, sie aus diesem Alptraum erwachen zu lassen. Vergebens!

»Glaubsst du, issch habe ssschon immer ssso gezzzisssschelt?« Istima ließ die Zunge aus dem Mund gleiten. Sie war lang und dünn. Mühelos konnte sie sich damit über die hohe Stirn lecken. Doch am meisten erschreckte Melikae, daß die Zunge wie bei einer

Schlange gespalten war. Die Sharisad schrie auf und versuchte erneut, sich loszureißen, doch scheinbar mühelos hielt Istimas Schlangenfuß sie gefangen.

»Ssschweig, issch werde dir nisschtz tun. Fürsschten musst du nur jene, die der Magier hinter die grosse Mauer gebracht hat. Sssie haben nisschtz Menssschlisschez mehr. Doch er lässt sssie leben, um sssie zzzu untersssuchen, ssso wie er unz alle untersssucht. Nur die verwirrte alte Kössschin hat er gessschont. Alle anderen ...«

»Ich will es nicht hören! Es ist genug!« schrie Melikae. Verzweifelt preßte sie sich die Hände auf die Ohren.

»Du willst esss nisscht hören? Vielleisscht wirsst du es nur allzzzu bald sehen! Wir alle aussser der Kössschin teilen diez Leid. Glaubst du, dir wird ez bessser ergehen? Die alte Närrin hat nisscht einmal begriffen, wasss *ihr Kleiner* tut. Vielleisscht ssschützt ssie daz. Aber indem du nun Abu Dssschennaz Geheimnis kennst, gehörst du ssschon halb zzzu unz.«

»Das ist doch ein Geschenk Rastullahs«, flüsterte Raschid. »Sieh dir das nur an, alle die hoch beladenen Kamele!«

»Und alle die Soldaten?« zischte Omar.

»Hast du Blut oder Wasser in den Adern, Kasimit? Wir wollen uns auf keinen großen Kampf einlassen. Wir greifen an wie ein Sturmwind, jeder nimmt sich eines der Lastkamele, und dann verschwinden wir in

alle Himmelsrichtungen. Du wirst sehen, das Ganze ist ein Kinderspiel.«

»Wie viele Karawanen hast du auf diese Art schon überfallen?«

»Zweifelst du etwa an meinen Fähigkeiten?« Raschids Stimme war ein wenig lauter geworden.

»Vielleicht wäre es besser, die Karawane erst noch eine Weile zu beobachten oder bis zum Abend zu warten, wenn die Männer vom Marsch erschöpft sind.«

»Bleib du nur zurück und warte. Das hier ist eine Frage der Ehre. Man bekämpft die Heiden, wo immer man sie trifft. Ich muß schon sagen, Omar, von Kasimiten hatte ich bislang immer eine andere Vorstellung. Nicht, daß ich dir vorwerfen wollte, feige zu sein, aber dein Zaudern befremdet mich doch. Wir werden jetzt jedenfalls nicht mehr länger warten.« Ohne ein weiteres Wort kroch Raschid die Düne hinunter. Erst als er auf halber Höhe war, richtete er sich vollends auf und winkte seinen Männern, die weiter hinten warteten.

Wütend ballte Omar die Fäuste. Diese Narren! Die Eskorte der Karawane war ihnen um das Zehnfache überlegen. Die meisten der al'anfanischen Krieger waren zwar nicht beritten, aber wenn es sich um gut gedrillte Kämpfer handelte, wären sie bestimmt nicht sonderlich erschrocken, von einer so lächerlich kleinen Schar angegriffen zu werden. Omar bezweifelte nicht, daß Raschid schon etliche Handelskarawanen in der Khom überfallen oder mit seinem Aufgebot

dazu gezwungen hatte, Wegegeld zu zahlen. Doch dies war etwas anderes. Sicher stellte die Karawane eine verlockende Beute dar. Über eine Meile zog sich die Kolonne aus Knechten, Troßhuren, Barbieren, fliegenden Händlern, Handwerkern und Soldaten hin, die auf dem Weg nach Unau waren, um von dort weiter in den Norden vorzustoßen und das Heer des Patriarchen zu verstärken. Jedes der Kamele und Lastpferde dort unten war sicher seine hundert Goldstücke wert.

Omar blickte über die Schulter zu Raschid und seinen Leuten hinab. Die Männer wappneten sich mit erbeuteten Helmen und Schilden, prüften noch einmal ihre Waffen und das Gurtzeug ihrer Kamele. Einige hatten sich auch niedergekniet, um zu Rastullah zu beten. So wie sie sollte ein Krieger aus der Khom sein, furchtlos und allein darum besorgt, daß einer seiner Kameraden mehr Ruhm ernten könnte als er selbst. Omar überlegte, ob sein Zögern vielleicht etwas mit der langen Zeit zu tun haben mochte, die er in Sklaverei verbracht hatte. Hatten ihm diese Jahre seinen Schneid geraubt?

Aufmunternd winkte ihm Raschid mit seinem Säbel zu. Er würde hinter dem Scheich nicht zurückstehen. Was scherten ihn die zweihundert Al'Anfaner jenseits der Düne! Der Berti Schebt hatte recht! *Das hier war eine Frage der Ehre!* Sollte Raschid mit seinem Überfall Erfolg haben, müßte er sich, solange sie noch gemeinsam reiten würden, irgendwelche dummen Geschichten über alle Heldentaten anhören, die

sie an diesem Tag ohne ihn verrichtet hätten.

Omar lächelte bitter. An Raschids Seite in diese sinnlose Schlacht zu reiten, konnte eigentlich nicht annähernd so schlimm sein wie die Aussicht, wochenlang das aufschneiderische Gerede des Beni Schebt anzuhören. Vorsichtig kroch der Novadi die Düne hinunter und schloß sich den Kriegern an.

»Ich wußte, daß du dem Kampf nicht widerstehen könntest.« Raschid lachte breit. »Ich wußte es, du verdammter Sohn eines tollwütigen Löwen. Wir werden es diesem Pack schon zeigen!«

Omar rückte stumm, zog den breiten Bauchgurt des Kamels, den ihm Raschid überlassen hatte, ein wenig enger und stieg in den Sattel. »Bringen wir es hinter uns!«

Einige hundert Schritt lang ritten sie, durch hohe Dünen gedeckt, in gleichbleibendem Abstand zur Karawane. Dann gab Raschid seinen Männern ein Zeichen, zu einer breiten Reihe aufzufächern und die Düne hinaufzureiten. Auf dem Kamm angelangt, verharrten sie für einen Augenblick. Unter ihnen erklang ein gellender Alarmruf. Die Soldaten, die die Lasttiere in lockerer Kette einrahmten, liefen an der Stelle zusammen, wo mit dem Angriff zu rechnen war.

Ein gehorsamer Haufen, ganz wie er befürchtet hatte, dachte Omar, zog sein Tuzakmesser und tauschte einen kurzen Blick mit Raschid. Der Beni Schebt nickte und riß seinen Khunchomer hoch über den Kopf. »Rastullah ist groß und zerschmettert seine Feinde!« ertönte sein Schlachtruf so laut, daß man ihn

wohl bis zu den entfernten Enden der Karawane hören konnte. Dann stürmten die Reiter los.

Omar fühlte sich wie von einer reißenden Flut davongetragen. Ein Speerträger versuchte, ihm den Weg zu verstellen. Omars Klinge zuckte hinab, fegte die Waffe zur Seite und zerschmetterte den Helm des Al'Anfaners. Eine hastige Bewegung, die er aus den Augenwinkeln gesehen hatte, warnte den Novadi vor drohender Gefahr. Er beugte sich tief im Sattel vor, und ein Pfeil zischte ihm über die Schulter hinweg. Mit einem gräßlichen Schrei ging das Kamel in die Knie. Ein Speer hatte ihm den Leib aufgeschlitzt.

Mit einem Sprung war Omar aus dem Sattel, rollte sich im Sand ab und kam taumelnd wieder auf die Beine. Es ist besser, zu Fuß zu kämpfen, dachte er noch völlig benommen. So bot er ein schlechteres Ziel für die Bogenschützen. Außerdem war dies die Kampfarm, in der Gwenselah ihn ausgebildet hatte.

Drei Al'Anfaner traten mit gezogenen Schwertern auf ihn zu. Sie lächelten siegessicher. Mit einem wilden Schrei auf den Lippen stürmte er ihnen entgegen, woraufhin das Lächeln aus den Gesichtern der Heiden verschwand. Sein Tuzakmesser zeichnete einen silbernen Bogen, durchbrach die Deckung des ersten Kriegers und zog ihm eine tiefe blutige Linie über den Hals. Omar duckte sich unter dem Schwerthieb des Mannes neben ihm und führte mit der Rückhand einen Streich gegen dessen ungedeckten Unterleib. Der Al'Anfaner sank mit einem Gurgeln in sich zusammen. Ohne dem Ganzen weiter Beachtung zu

schenken, fuhr Omar herum, um sich dem dritten Krieger zu stellen. Dieser jedoch blickte starr vor Entsetzen auf seine beiden toten Kameraden. Der Kampf hatte nur wenige Herzschräge lang gedauert, und doch ging Omars Atem keuchend. Schon hatte er das Tuzakmesser zum Zustechen erhoben, als der Mann sein Schwert wegwarf und in blinder Panik das Weite suchte.

Gehetzt blickte sich der Novadi um. Rings um ihn ertönte das helle Klingen von Metall, vermischt mit den Schreien Verletzter und Sterbender. Zwei Reitern der Beni Schebt war es gelungen, einige Kamele zu erbeuten und dem Kampfgetümmel zu entkommen. Omar sah, wie sie den Kamm einer langgezogenen Düne erreichten, als eine Wolke von Pfeilen auf sie hinabregnete. Einer der Reiter fiel aus dem Sattel und rollte die Düne wieder hinab. Der andere schaffte es zwar, über den Kamm hinweg zu entkommen, doch Omar sah zwei Pfeilschräge aus seinem Rücken aufragen.

Wütend biß sich der Novadi auf die Lippen. Er spürte den warmen Geschmack von Blut im Mund. Sie hätten diese Karawane nicht angreifen dürfen! Es war völlig aussichtslos! Unbändiger Zorn packte ihn. Hier zu sterben – welche Schande! Er wollte ein Held sein, wollte, daß eines Tages ein Märchenerzähler Melikae von seinem Ende erzählte, damit sie um seine verzweifelte Tapferkeit eine Träne vergoß. Wie beiläufig schlug er eine Axt beiseite und machte einen Al'Anfaner nieder, der versuchte, ihm einen Speer in

die Brust zu rammen.

Er mußte von hier verschwinden! Hinter ihm erklang das Donnern der Hufe. Ein kleiner Trupp Reiter hatte sich formiert und sprengte heran, um die letzten überlebenden Beni Schebt hinwegzufegen. Die schwarzgewappneten Fußsoldaten der Al'Anfaner liefen auseinander, um den Reitern Platz zu machen. Omar stellte sich breitbeinig hinter sein gestürztes Kamel und ergriff das Schwert mit beiden Händen. So also sieht der Tod aus, dachte er. Eine Frau in geschwärztem Harnisch mit langem roten Haar führte die Reiterschar an.

»Laß uns von hier verschwinden, mein Freund!« erklang hinter ihm eine vertraute Stimme. Raschid beugte sich tief aus dem Sattel seines Kamels und streckte ihm die Hand entgegen. Omar blickte zu den Reitern zurück. Noch zwanzig Schritt ...

»Komm schon, Omar, was gibt es da zu zö...« Da ragte ein schwarzer Pfeilschaft zitternd aus Raschids Schulter. Der Krieger verlor das Gleichgewicht und stürzte aus dem Sattel.

Omar stieß einen Fluch aus. Dann zerrte er seinen Gefährten hinter das gestürzte Reittier und gab Raschids Kamel einen Schlag mit der Breitseite seines Tuzakmessers, so daß das Tier erschrocken den Reitern entgegenjagte und im letzten Augenblick ihre Angriffsstellung durcheinanderbrachte. Wie eine Welle, die auf einen Felsen trifft, teilten sich die Reiter vor dem Kamel, und noch bevor sie ihre Front wieder schließen konnten, hatte sie ihr wilder

Galopp an Omar vorbeigeführt. Doch schon rissen die ersten Al'Anfaner die Zügel herum und wendeten. Wieder war es die rothaarige Kriegerin, die den Angriff anführte. Sie schwang einen Rabenschnabel, eine langstielige Reiterwaffe, deren spitzgeschliffenes Ende mit Leichtigkeit jede Rüstung zu durchdringen vermochte. Omar brachte sich vor ihrem Angriff mit einem hastigen Sprung zur Seite in Sicherheit und wäre beinahe unter die Hufe eines der anderen Schlachtrosse geraten. Durch geschicktes Abrollen wich er einem Speer aus, der neben ihm in den Sand stieß, und führte zugleich einen Schlag gegen die Beine eines Pferdes, das wiehernd zu Boden ging und seinen Reiter unter sich begrub.

Federnd kam der Novadi wieder auf die Beine. Gegen diese Übermacht zu kämpfen, war Selbstmord. Es waren einfach zu viele, er konnte nicht gewinnen! Gehetzt blickte er sich nach der Rothaarigen um. Sie war mit Sicherheit die Anführerin und hatte das beste Pferd, soweit er es beurteilen konnte. Sie ritt eine riesige schwarze Stute. Vielleicht könnte er ...

»Gib auf, Schwertmann! Wir werden dir dein Leben schenken. Wenn du deine Waffe wegwirfst, darfst du meinem Volk als Sklave dienen.«

Die Al'Anfanerin sprach ein ungeschliffenes Tulamidya und betonte die einzelnen Wörter übertrieben stark. Omar umklammerte sein Tuzakmesser fester und versuchte, der Erinnerung an seine Sklavenzeit auszuweichen. Sie konnte nicht wissen, wie sehr ihn ihre Worte trafen. Er durfte sich jetzt

nicht zu einem blindwütigen Angriff hinreißen lassen. Dann hätten sie allzu leichtes Spiel mit ihm! Jeder gute Krieger muß erst sich selbst besiegen, bevor er in den Kampf zieht, so hatte es ihn einst sein Freund Gwenselah gelehrt. Er würde seinem toten Lehrer heute alle Ehre erweisen!

»Komm und hol dir mein Leben! Oder brauchst du deine Krieger, um dich hinter ihnen zu verstecken?«

Die Kriegerin stieß einen Fluch in der Sprache der Heiden aus. Omar lächelte zufrieden. Sie verstand es nicht, sich selbst zu besiegen. Den Rabenschnabel zum Schlag erhoben, preschte sie ihm entgegen. Omar hob das Schwert und zielte mit der langen Klinge nach den Augen der Al'Anfanerin. Sie sollte glauben, daß er versuchen wolle, ihren Schlag zu parieren. Dann, im entscheidenden Augenblick, sprang er ihr entgegen, unterlief ihre Waffe und versuchte sie aus dem Sattel zu stoßen. Doch sie war eine zu gute Reiterin, um sich so leicht übertölpeln zu lassen. So klammerte sich Omar am Sattelhorn fest, um sich hinter ihr auf das Pferd zu ziehen. Wütend verpaßte die Kriegerin ihm einen Schlag mit dem lederumwickelten Ende ihres Waffenschafts. Der Rabenschnabel war zu lang, als daß sie ihn noch erfolgreich gegen ihn hätte einsetzen können. Mit verzweifelter Anstrengung gelang es dem Novadi, sich langsam auf das Pferd hinaufzuziehen. In der Rechten hielt er noch immer das Tuzakmesser. Den Arm hatte er um die Hüfte der Reiterin geschlungen, so daß seine Klinge dicht vor ihrem Gesicht hin und her zuck-

te. Doch einen Schlag konnte er so nicht führen. Dafür holte die Kriegerin jetzt aus und führte einen Rückhandschlag über die linke Schulter hinweg, so daß Omar das stumpfe Ende des Rabenschnabels zwischen den Schulterblättern traf. Der Hieb trieb ihm die Luft aus den pfeifenden Lungen. Grelle Lichtpunkte tanzten ihm vor den Augen. Schon holte die Al'Anfanerin wieder zum Schlag aus. Verzweifelt tastete der Novadi nach dem Dolch in seinem Gürtel und versuchte zugleich, der Kriegerin die Schneide seines Tuzakmessers gegen die Wange zu drücken. So erreichte er aber nur, daß sie mit dem Knauf ihrer Waffe auf seine rechte Hand einschlug. Lange würde er ihr nicht mehr standhalten!

Endlich ertastete er den Griff des Dolches und zog die Waffe. Gegen die feingeschmiedete Rückenplatte ihres Harnischs würde er damit nichts ausrichten können. Er müßte ihn in die schmale Naht zwischen Brust- und Rückenpanzer treiben oder aber ...

Wieder traf ihn ein Schlag auf die rechte Hand. Seine Finger waren wie betäubt. Ein weiterer solcher Hieb, und er könnte sein Schwert nicht mehr halten! Omar riß den Dolch hoch und stieß ihn der Kriegerin unter die linke Achsel. Erst spürte er einen Widerstand, dann drang die Waffe tief ins Fleisch ein.

Die Al'Anfanerin schrie gellend auf. Omar ließ den Dolch los, griff in das lange Haar der Frau und riß ihren Kopf nach hinten. Noch einmal versuchte die Offizierin, ihm über die Schulter hinweg einen Schlag mit ihrem Rabenschnabel zu versetzen, doch

mit einem kräftigen Ruck brachte der Novadi sie aus dem Gleichgewicht, so daß sie schließlich seitlich aus dem Sattel stürzte.

»Rastullah ist groß, und er straft alle Ungläubigen!« ertönte Omars Kriegsruf über das Schlachtfeld. Dann gab er der Stute die Sporen und galoppierte auf das tote Kamel zu, hinter dem sein Freund Raschid zu Boden gegangen war. Als er Omar kommen sah, erhob sich der Beni Schebt schwankend und streckte dem Novadi die Arme entgegen. Ohne sein Pferd zu zügeln, jagte Omar auf den Scheich zu, beugte sich tief neben dem Hals der Stute hinab, packte Raschid beim Gürtel und zerrte ihn vor sich auf den Sattel.

»Bei den Henkern von Fasar, wo hast du so zu kämpfen gelernt? Wohnt etwa ein zorniger Dschinn in deiner Brust?« keuchte der Beni Schebt fassungslos.

»Wenn du dir nicht einfallen läßt, dich wegen der paar Schrammen, die du abbekommen hast, in Rastullahs ewig blühende Gärten davonzumachen, dann werde ich dich vielleicht lehren, auch so zu fechten.«

»Ich werd's mir überlegen«, stöhnte Raschid gepreßt.

Als Omar den ersten Dünenkamm erreichte, blickte er kurz zurück und sah, wie sich zwei Reitertrupps formiert hatten, um die Verfolgung aufzunehmen. Die Jagd hatte begonnen.

Melikae saß in einem Fenster ihres Turmzimmers und blickte auf das Meer. Am Morgen hatte sie ein großes Segelschiff am Horizont gesehen, das nach Westen verschwand, dorthin, wo irgendwo die weite Khom lag. Sie fragte sich, wie es Omar wohl ergangen sein mochte und ob er noch manchmal an sie dachte. Wenn dies ein Märchen wäre, würde er sicher zu ihr zurückkommen, auch wenn er dafür Drachen und Dschinne bezwingen müßte. Doch dies war kein Märchen! Nach dem Brief, den sie ihm geschrieben hatte, würde er niemals mehr zu ihr zurückkehren! Wahrscheinlich haßte er sie sogar.

Melikae ballte eine Faust, bis sich ihre Nägel tief in die Innenseite der Handfläche gruben. Allein, es nutzte nichts. Den Schmerz, der in ihrer Brust wühlte, konnte sie so nicht verdrängen. Er war schwer in Worte zu fassen. Sanfter und doch unendlich viel tiefer als jeder körperliche Schmerz, den sie jemals erlitten hatte.

»Liebst du das Meer?«

Erschrocken fuhr die Sharisad herum. Hinter ihr stand Abu Dschenna. Verwirrt blickte Melikae zur Tür. Sie war noch immer verschlossen. Wie hatte der Magier es geschafft, in ihr Zimmer zu kommen?

Abu Dschenna folgte ihrem Blick. Einen Augenblick lang zeigte sich eine tiefe Falte zwischen seinen Brauen, dann lächelte er müde. »Du hast dich eingeschlossen? Wen fürchtest du? Mich oder meine Diener?«

»Wie bist du hereingekommen?«

»Ich bin ein Zauberer, und manche behaupten sogar, ich sei gut in meinem Beruf. Das muß dir als Erklärung genügen.«

»Du sprichst wohl von Folterknechten, die blaß vor Neid werden, wenn sie von deinen Möglichkeiten hören.« Melikae betrachtete den Zauberer eindringlich. Er wirkte müde und abgekämpft. Tiefe Ränder lagen unter seinen Augen. Die Narbe auf der rechten Wange leuchtete rot und wirkte geschwollen. Sein Haar war zerzaust, und er trug einen fadenscheinigen alten Kaftan.

»Deine Worte sind wie Pfeile, Tänzerin. Sie treffen gut und tief. Für einen Folterknecht hältst du mich also. Warum? Weil ich jene Grenzen nicht anerkenne, die nach Aussage der Mawdliyat von Rastullah als unverrückbar festgesetzt wurden? Ich sehe nicht ein, warum ich mich dem Geschwätz selbstsüchtiger alter Narren unterwerfen sollte. Allen großen Magiern ist es bestimmt, die Grenzen ein wenig weiter zu stecken. Ich bin nicht der erste, der dies versucht.«

»Und deine Diener? Was hast du ihnen angetan? Sie leiden unter deiner Maßlosigkeit. Warum machst du sie zu Ausgestoßenen?«

»Alles im Leben hat seinen Preis! Wer Vollkommenes sucht, der muß auch bereit sein, Opfer zu bringen. Sieh dir die Rosen an, die du in die Vase dort gestellt hast. Es ist jetzt fast sieben Tage her, daß du sie geschnitten hast, nicht wahr?«

Melikae nickte. Woher wußte er das? Waren denn alle Diener Spitzel?

»Sieh sie dir gut an, diese Rosen! Ist dir aufgefallen, daß nicht ein einziges welkes Blatt daran hängt? Und das, obwohl so viel Zeit vergangen ist, seit du sie geschnitten hast? Noch in einem Jahr werden sie genauso vollkommen sein. Du siehst also, ich bin durchaus in der Lage, Schönes zu schaffen und ...«

Melikae achtete nicht mehr auf die Worte des Magiers. *Noch in einem Jahr werden sie genauso vollkommen sein.* Wie ein Echo hallte dieser Satz tausendfach gebrochen und zurückgeschleudert in ihrem Kopf. Sie spürte, wie sich ihr Magen schmerzhaft zusammenzog. Das konnte nicht sein. Das durfte nicht sein! Was hatte sie getan? Noch immer waren ihr die Worte, die sie Omar geschrieben hatte, so klar in Erinnerung, als hätte sie sie eben erst zu Papier gebracht. *So wie der heiße Wind der Wüste die Blüte der Rose verdorren läßt, so ist meine Liebe zu dir dahingewelkt.* Was hatte sie Omar nur angetan?

»Was ist mit dir, meine Liebe?« Abu Dschenna war neben sie getreten und legte ihr die Hand sanft auf die Schulter. »Du bist ja plötzlich blaß wie eine Tote.«

Melikae zuckte vor seiner Berührung zurück und starrte ihn einfach nur an.

»Erschrecken die Rosen dich jetzt, da du ihr Geheimnis kennst? Soll ich sie fortschaffen lassen?«

»Sie ... sie welken niemals? Wirklich?«

Der Magier lächelte selbstzufrieden. »Niemaals ist ein großes Wort. Es ist fünf Jahre her, seit ich meine Versuche mit den Rosenbüschen beendet habe. Seitdem bewahre ich einige Blüten in einer Schale

in meinem Studierzimmer auf, und voller Stolz kann ich sagen, daß bis heute nicht eine dieser Rosen verwelkt ist.«

»Bitte, laß mich allein! Ich ... Bitte, laß mir meine Ruhe.«

»Was ist mit dir?« Abu Dschennas Stimme klang scharf. »Sprich, Weib! Oder glaubst du, du könntest etwas vor mir verbergen? Du denkst an deinen Geliebten, nicht wahr?«

»Und wenn es so wäre?« Melikae war so weit vor dem Magier zurückgewichen, daß sie jetzt mit dem Rücken vor einem der hohen Fenster stand.

»Vergiß ihn! Du wirst ihn niemals wiedersehen. Füg dich endlich in dein Schicksal und erkenne an, daß ich dein Gebieter bin. Du könntest die Herrin dieses Palastes sein, wenn du es nur wolltest.«

»Was begehrst du denn von mir? Hast du nicht selbst gesagt, du fändest keinen Reiz an Frauen? Erinnerst du dich noch daran? Es waren deine Worte, damals, als du mich und Omar und Neraida gefangen hattest. Was sollte das bedeuten?«

Abu Dschenna lachte laut. »Eine List, meine Kleine. Ich wollte einfach verhindern, daß du den ganzen langen Weg nach Unau versuchtest, mich zu umgarnen. Aber begehrt habe ich dich damals schon. Als ich nach deinen falschen Anschuldigungen gegen mich in den Kerker von Unau gezerzt wurde, wollte ich dich töten. Doch das ist lange her. In dieser Zeit ist meine Achtung vor dir gewachsen, und du erscheinst mir nun um so begehrenswerter. Vergiß diesen Omar

und werd an meiner Seite eine reiche und mächtige Frau.« Der Zauberer tat einen Schritt auf sie zu.

»Wenn du näher kommst, stürze ich mich aus dem Fenster. Es ist mir ernst! Ich bin kein Singvogel, den man einfach in einen goldenen Käfig sperrt. Glaub nur nicht, daß ich mich dir jemals unterwerfe. Was hast du mir von meinem Leben denn noch gelassen?« Melikae trat auf das Sims des Fensters und blickte auf die weiße Gischt, die sich tief unter ihr am Felsen brach. Nur ein einziger Schritt noch, und sie wäre den Nachstellungen des Magiers für immer entkommen.

»Spring – und du tötest auch Omar.«

»Wieder eine deiner Lügen, Magier? Omar ist längst entflohen. Wie könntest du dich noch an ihm rächen? Erkennst du nun, wie frei ich noch immer bin, auch wenn du mich auf einer Felsklippe inmitten des Meers gefangenhältst?«

Abu Dschenna schnaubte verächtlich. »Ich wußte, daß du dich mir nicht unterwürfest. Aber es gibt noch andere Wege, dich gefügig zu machen. Bislang habe ich es mit Wohlwollen versucht. Erinnerst du dich, wie ich dich dazu gezwungen habe, für mich zu tanzen? Ich habe lange gezögert an diesem Abend. Beinahe hätte mein Zorn über meine Liebe zu dir gesiegt. Genauso leicht, wie ich dich zum Tanzen zwingen konnte, kann ich dich auch dazu bringen, mit mir das Lager zu teilen. Doch es ist mir lieber, wenn du es freiwillig tust. Wir beide werden dann mehr Vergnügen daran haben. Jetzt komm dort herunter.«

Der Magier trat auf die Sharisad zu. Sein Blick hatte sich verändert. Es sah ganz so aus, als wolle er ein zweites Mal versuchen, sie mit seiner Magie zu umgarnen. Aber das sollte ihm nicht mehr gelingen! Melikae blickte auf das Meer. Die Gischtarme, die die Felsen hinaufschlugen, schienen ihr zuzuwinken. Dort unten lag das ewige Vergessen, das Ende allen Leids. Mit zusammengekniffenen Augen wagte sie den Schritt ins Leere. Abu Dschenna würde ihr nie mehr befehlen!

Doch sie stürzte nicht! Eine eisige Windbö erfaßte Melikae und schleuderte sie durch das Fenster zurück, so daß die Sharisad dem Magier vor die Füße fiel.

»So leicht entkommst du mir nicht, Tänzerin!« Abu Dschenna lachte gehässig. »Glaubst du, ich hätte dir dieses Turmzimmer überlassen, ohne dafür Sorge zu tragen, daß du vor deiner eigenen Torheit geschützt wirst? Ein Dschinn der Lüfte wacht über dich. Du kannst dich nirgends zu Tode stürzen. Er mag dich. Er flüstert oft davon, wie wunderbar es ist, dir beim Tanzen zuzusehen.«

Unsicher blickte Melikae sich um – und ein Luft- hauch fuhr ihr vom Fenster her streichelnd durchs Haar. Wirklich nur ein Lufthauch? War es der Dschinn, durch den sie sich so oft beobachtet fühlte?

Abu Dschenna trat vor die Sharisad, faßte grob nach ihrem Kinn und hob es an, so daß sie ihm ins Gesicht sehen mußte. »Für heute ist mir die Lust vergangen, meine Zeit mit dir zu vergeuden. Doch eines sollst du noch wissen! Als ich deinen geliebten Sklaven Omar

heilte, habe ich ihm eine Ader angeritzt und eine Phiole mit seinem Blut gefüllt. Gleichgültig, wohin er flieht, mit dem Blut als Fokus habe ich die Macht, ihm einen Dämon zu schicken. Stell dir vor, wie er des Nachts ruhig schläft und ihm plötzlich unsichtbare Krallen die Kehle zerfetzen. Such also nicht nach einem Weg, auf dem es dir gelingen könnte, aus dem Leben zu fliehen! Ich verspreche dir, wenn du dies tust, dann wird noch in derselben Nacht auch dein Geliebter sterben. Wenn du dich tötest, hast du damit auch ihn gerichtet, Melikae!«

Rastullah selbst muß mir zu Hilfe geeilt sein, dachte Omar. Jedenfalls hatte ein Sandsturm sie vor ihren Verfolgern gerettet. Der tobende Wind hatte alle Spuren gelöscht und sie für die Al'Anfaner unsichtbar gemacht. Doch es schien nur geborgte Zeit gewesen zu sein, die sie damit gewonnen hatten, denn jetzt, zwei Tage später, war auch der letzte Tropfen aus dem Wasserschlauch getrunken, der am Sattel des Streitrosses hing. Die Stute konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Omar war abgestiegen und führte sie am Zügel.

Quer über dem Sattel lag Raschid. Er hatte am Tag zuvor das Bewußtsein verloren. Der Novadi blickte zurück und sah in das fiebrig glänzende Gesicht seines Gefährten. Die Nacht würde er wohl noch erleben, doch ob er auch noch das nächste Morgenrot sehen würde, wußte allein Rastullah. Der Novadi hatte Raschids Wunden so gut versorgt, wie er nur konnte,

und ihm auch den Pfeil aus der Schulter gezogen. Doch die Verletzung war tief, und Raschid hatte viel Blut verloren. Ohne die Hilfe eines Heilkundigen hatte der Scheich der Beni Schebt nicht mehr lange zu leben.

Ob er es wagen sollte, die Richtung zu ändern und auf die Karawanenstraße nach Unau zurückzukehren? Dort waren die Aussichten besser, auf Reisende zu stoßen, die Raschid vielleicht helfen konnten. Andererseits war die Gefahr auch größer, von einer Patrouille der Heiden gefaßt zu werden. In die offene Wüste hingegen wagten sich die Ungläubigen nur selten. Den ganzen Morgen schon hatte Omar über dieser Frage gebrütet.

Der Novadi leckte sich über die rissigen Lippen. Seit dem Morgengrauen hatte er nichts mehr getrunken und das letzte Wasser zwischen Raschid und der erschöpften Stute aufgeteilt. Wenn er nicht einen Brunnen oder ein Wasserloch fände, dann würde er seinen Gefährten höchstens um einen Tag überleben.

Auf dem Kamm einer Düne stehend, schirmte der Novadi die Augen mit der Hand gegen die Sonne ab und betrachtete lange die schier endlose Dünenlandschaft. Kein Reiter, kein Brunnen, nicht einmal Spuren auf einer Dünenflanke waren zu sehen. Tiefer in die Wüste vorzudringen, wäre ihr sicherer Tod. Omar musterte das Pferd. Er könnte der Stute eine Ader am Hals öffnen und von ihrem Blut trinken. Das würde ihn stärken und zumin-

dest für kurze Zeit seinen Durst stillen. Der Novadi erinnerte sich dunkel daran, wie sein Vater ihm einst eine Geschichte erzählt hatte, in der ein Karawanenführer auf diese Weise die meisten der ihm anvertrauten Tiere und Menschen gerettet hatte. Doch die Stute war schon jetzt geschwächt. Wenn er von ihrem Blut tränke, nähme er ihr die letzte Kraft. Und dann ... Er warf einen Blick auf Raschid. Dann müßte er sich entscheiden, ob er seinen Freund einfach liegen lassen oder ob er versuchen wollte, ihn auf den Schultern bis zur Karawanenstraße zurückzutragen.

Der Novadi schüttelte den Kopf. Das war nicht möglich. Wenn er leben wollte, müßte er Raschid zurücklassen. Er könnte den Krieger vielleicht ein oder zwei Meilen weit tragen. Das reichte nicht, um bis zur Karawanenstraße zu gelangen. Sollte er also auf Rastullahs Gnade vertrauen und tiefer in die Wüste wandern? Vielleicht würden sie auf umherziehende Nomaden treffen oder, besser noch, auf einen Trupp versprengter Rebellen.

Müde stieg Omar den Dünenkamm hinunter. Ihn schmerzte der Kopf. Damit fängt es an, dachte er. Pochende Kopfschmerzen. Als nächstes würden ihm die Glieder immer schwerer vorkommen. Schon jetzt war die Verlockung groß, sich einfach hinzusetzen und eine kurze Rast einzulegen. Doch der Novadi wußte, was das bedeutete, und er fürchtete, nicht mehr die Kraft zum Aufstehen zu haben. Und selbst wenn er wieder auf die Beine käme, würde sich

die Stute vielleicht nicht mehr weiterbewegen wollen. Wieder leckte sich Omar über die aufgesprungenen Lippen. Die Zunge kam ihm geschwollen vor. Er sollte sich nicht so beobachten, nicht dauernd an den bevorstehenden Tod denken. Er erinnerte sich an eine von Gwenselahs Lehren. Jede Niederlage beginnt im Kopf, hatte sein Freund behauptet. Wer aufgibt, an seinen Triumph zu glauben, der hat den ersten und zugleich auch größten Schritt zur Niederlage getan.

Er würde nicht aufgeben! Entschlossen setzte er einen Fuß vor den anderen. Er mußte sich ein Ziel suchen, das er erreichen konnte. Vielleicht den Kamm der nächsten Düne. Und wenn er dort angekommen wäre, dann würde er sich ein weiteres Ziel suchen. Immer nur kleine Etappen. So konnte er Sieg auf Sieg feiern.

Omar blickte zum Himmel. Wie ein glühendes Dämonenauge stand die Sonne hoch über ihm. Wütend reckte er ihr die Faust entgegen. »Glaubst du, du kannst mich besiegen? Mich, Omar, von den Beni Novad, der bis nach Al'Anfa ging, um seiner Geliebten zu folgen und sie aus den Händen der Ungläubigen zu befreien? Ich werde dich bezwingen.«

Verbissen heftete er die Augen auf den nächsten Dünenkamm. »Immer einen Schritt nach dem anderen«, murmelte er jetzt leiser. »Ich bin dazu geboren, durch die Wüste zu streifen. Ich bin ein Beni Novad. Die Khom kann mich nicht töten.«

»Eine Sharisad tut so etwas nicht«, nörgelte Nurhan leise.

»Was weißt du schon von einer Sharisad?« lallte Melikae müde. Noch ein Glas, und sie würde wieder schlafen. Das war alles, was sie noch wollte: schlafen. Manchmal, wenn sie Glück hatte, erschien ihr Omar im Traum. Doch selbst wenn er nicht kam, ließ sie wenigstens diesen schrecklichen Palast hinter sich.

»Er wird sich das nicht mehr lange mit ansehen. Ich habe ihn selten so wütend erlebt.«

»Soll er sich doch eine andere Tänzerin holen. Es gibt sicher viele, die mit Freuden ihre linke Hand dafür gäben, in einem Palast wie diesem zu leben. Zumindest anfangs ...«

»Ich habe den Wein weggeschlossen. Ich hätte dir erst gar keinen geben dürfen.« Nurhan blickte zu Boden – und es schien, als spräche sie mehr zu sich selbst als zu Melikae. »Wer ahnt denn schon, daß sie sich so hemmungslos betrinken würde? So ein liebes Mädchen.«

»Verswinde hier, alte Krähe. Dein Anblick verdirbt mir die Laune. Und richte Abu Dschenna aus, daß es ihm nichts nutzen wird, wenn er den Wein vor mir wegsperrt. Ich kenne noch tausend andere Wege, ihm zu entgehen. Ich werde ihm niemals gehören. Nicht, solange ich noch einen eigenen Willen habe.«

»Schlaf jetzt erst einmal, meine Kleine.« Nurhan war aufgestanden und tätschelte der Sharisad die Hand. »Du weißt ja nicht mehr, was du redest. Morgen wird es dir leid tun, ganz gewiß.« Mit einem

Seufzer wandte sich die alte Amme um und ging zur Tür. Melikae wollte ihr nachschauen, doch da hing dieser wehende blaue Vorhang. Wie eine riesige blaue Schlange, die von der Decke hängt, dachte sie. Sinnenverwirrend und ... Ihr wurde übel. Bloß nicht dort hinsehen! Sie richtete die Augen starr auf die gegenüberliegende Wand und fluchte. Das letzte Weinglas hätte sie besser stehengelassen. Sie kannte diesen Zustand nur zu gut. Wenn sie jetzt die Augen schlosse und zu schlafen versuchte, ginge es ihr noch schlechter. Sie würde dann spüren, wie das Bett unter ihr schwankte. Der verfluchte Wein!

Aber wenn Abu Dschenna glaubte, er könne sie gefangenhalten, dann hatte er sich geirrt. Solange sie betrunken war, hätte er nicht viel von ihr. Es gab noch andere Möglichkeiten, ihm zu entfliehen, ohne sich gleich den Tod zu geben. Jedenfalls fände er niemals das in ihr, was er sich erhoffte: ein unterwürfiges, braves Eheweib.

»Und dir werde ich mich auch nicht beugen.« Melikae stocherte mit dem Finger in der Luft. »Ich weiß, daß du hier irgendwo bist und mich beobachtest. Aber ich habe keine Angst vor dir, du ... du Dschinn!«

Einen Moment lang überlegte sie, wie nahe ihr der Luftgeist wohl sein mochte und ob er vielleicht sogar mit der Luft, die sie atmete, in sie einzudringen vermochte. Von dem Gedanken wurde ihr übel. Wieder blickte sie auf die Wand gegenüber ihrem Bett. Wenn sie nur endlich einschlafen könnte! Sie dachte an die

perlen- und edelsteingeschmückte Decke, die sich über ihrem Bett im Palast von Unau gewölbt hatte. Wie lange lagen die unbeschwerten Tage zurück, die sie dort mit ihrem Vater, Feisal und ihrer Tanzlehrerin Sulibeth verbracht hatte! Was die beiden wohl sagen würden, wenn sie sie jetzt sehen könnten? Sulibeth würde sicher schelten und ihr erklären, daß aus ihr niemals eine richtige Sharisad würde.

Melikae lächelte müde, ihre Gedanken wanderten zu Omar: Jahre schienen seit jenen Nächten vergangen zu sein, in denen sie im Tal der Sieben Säulen ihre Liebe zueinander entdeckt hatten. Was war so falsch an diesen glücklichen Stunden gewesen, daß das Schicksal sie sosehr dafür büßen ließ? Geschah es, weil sie sich auf die Liebe eines Sklaven eingelassen hatte? In den Geschichten der Märchenerzähler durften sich doch sogar Prinzessinnen in Sklaven verlieben, ohne, so wie sie, dafür leiden zu müssen. Melikae seufzte. Ob Omar versuchen würde, zu ihr zurückzukehren? Vielleicht war es ja ein glücklicher Zufall, daß sie ihm eine Rose geschenkt hatte, die niemals verwelkte. Doch durfte sie sich das überhaupt wünschen? Wäre er stark genug, um es mit Abu Dschenna und seinen Kreaturen aufzunehmen?

Omar hatte von einer Quelle geträumt, neben der Melikae kniete und ihm aus der flachen Hand Wasser in den Mund träufelte. Köstliches, kristallklares Wasser! Gierig leckte sich der Novadi die Lippen. Er wollte den Traum festhalten! Wenn er die Augen

aufschlüge, läge er irgendwo in der Wüste, dem Tod näher als dem Leben.

»Magst du etwas trinken, Krieger?«

Eine Männerstimme zerstörte das Traumbild. Die Gestalt Melikaes verblaßte, sosehr sich Omar auch bemühte, in seinem Traum zu verharren. Nur der Geschmack des Wassers blieb. Ärgerlich schlug der Novadi die Augen auf. Es war Nacht. Neben ihm hockte an einem Feuer ein Krieger. Der Fremde hielt ihm einen halbgefüllten Wasserschlauch hin.

»Trink nicht zuviel auf einmal!« Die Stimme des Mannes hatte einen eigenartigen Klang. Er stammte nicht aus der Khom. Obwohl er das Tulamidya sehr flüssig sprach, haftete seinen Worten der unverwechselbare Akzent der Ungläubigen aus dem weiter nördlich gelegenen Kaiserreich an.

Dankbar griff Omar nach dem Wasserschlauch. Dabei betrachtete er seinen Retter. Der Mann hatte sonnengebräunte Haut, und doch war sie noch immer deutlich blasser als bei den Männern der Wüstenstämme. Seine Augen waren von klarem Blau. Unter seinem Hattah lugte eine Strähne blonden Haars hervor. Seine Züge wirkten asketisch. Der Mann war deutlich größer als Omar und ein wenig hager.

»Du bist ein Kasimit, nicht wahr?«

Omar nickte. Einem Fremden würde er nicht erklären, warum er schwarze Gewänder und einen Schleier trug.

»Man sagt deinen Leuten nach, daß sie verbissene Krieger sind, aber du scheinst mir von ganz besonde-

rer Sturheit zu sein.«

Omar runzelte die Stirn. Wollte der Mann ihn beleidigen? Mit einem flüchtigen Blick suchte er sein Tuzakmesser. Es lag in Griffweite neben dem Feuer.

»Ganz ruhig, mein Freund!« Der Fremde hob beschwichtigend die Hände. »Ich wollte dich nicht kränken. Laß mich dir erzählen, in welchem Zustand meine Späher dich aufgefunden haben, und du wirst mir zustimmen. Du bist seit sechs Stunden hier im Lager. Eine meiner Patrouillen hat dich gefunden. Obwohl du halb verdurstet warst, bist du stur immer geradeaus gegangen. Sie haben dich gerufen, doch du hast sie nicht gehört. Selbst als sie neben dir hergeritten sind, hast du sie nicht gesehen, ganz so, als seist du verzaubert gewesen. Erst als einer der Krieger dir die Hand auf die Schulter legte und dich zu sich herumzog, bist du stehengeblieben. Du hast ihm einen Augenblick lang ins Gesicht gesehen und bist dann ohne ein Wort zusammengesunken. Du mußt zugeben, daß dies wirklich eine merkwürdige Geschichte ist, oder?«

Omar nickte. Er konnte sich nicht erinnern, jemanden gesehen zu haben. Das letzte, was ihm im Gedächtnis geblieben war, war das Bild eines Dünenkamms, auf den er langsam zuing. »Mein Freund ... Was ist mit Raschid?«

»Es geht ihm nicht gut, aber er wird überleben. Ein Heilkundiger hat sich um seine Wunden gekümmert. Mir scheint, ihr beide seid nicht sehr beliebt bei den Al'Anfanern.«

»Und wenn dem so wäre?« Omar ließ den Ungläubigen nicht aus den Augen. Er wußte nicht, was er von dem Mann halten sollte. Er war gekleidet wie ein Krieger der Wüstenstämme. Doch was hieß das schon? Selbst einige der Al'Anfaner hatten bereits die weiten Gewänder der Novadi übernommen, weil sie einsehen mußten, daß diese für das Leben in der Wüste besser geeignet waren als enganliegende Uniformen.

»Wenn du tatsächlich ein Feind der Al'Anfaner sein solltest, dann bist du hier in bester Gesellschaft gelandet. In meinem Lager wirst du niemanden finden, der auf diese fischköpfigen Bastarde gut zu sprechen ist.«

»Deine Art, in meiner Sprache zu fluchen, hat noch nicht den gleichen Grad der Vollkommenheit erreicht wie deine Gastfreundschaft, Ungläubiger.« Omar lächelte breit und verneigte sich knapp. »Die Wahl deiner Feinde hingegen könnte uns durchaus zu Freunden machen.«

Der Fremde erwiderte die Verneigung. »Vielleicht wirst du mir ja die Ehre erweisen, mich in der hohen Kunst des Fluchens zu unterweisen.«

»Wenn wir mit dem gleichen Ziel reisen, mag sich dazu durchaus Gelegenheit ergeben.«

»Mein Ziel ist Mherwed, denn es schmerzt mich, den Tyrannen aus Al'Anfa auf dem Thron, der einem Kalifen gehören sollte, sitzen zu sehen. Ich fürchte allerdings, daß ich, bis ich dort ankomme, einige Umwege machen müssen.«

»Und wer sollte deiner Meinung nach in Mherwed

herrschen?« Die Worte des Ungläubigen hatten neuen Argwohn in Omar geschürt. Sollte er etwa so vermessen sein ...

Der Krieger hob abwehrend die Hände. »Ich bin nicht zum Herrscher geschaffen. Wer in Mherwed befiehlt, sollen die Mawdliyat von Keft bestimmen. Ich werde jeden unterstützen, den sie für würdig halten, Kalif zu werden.«

»Sehr uneigennützig für einen Heiden.«

Der Fremde grinste. »Auf den ersten Blick vielleicht.

Doch mir gehören ausgedehnte Ländereien an der Grenze zum Kalifat. Sollte Tar Honak es schaffen, seine Macht im Land der Ersten Sonne zu festigen, dann wird er als nächstes womöglich nach den südlichen Provinzen des Kaiserreichs gieren. Da ich lieber in der Wüste als auf meinen fruchtbaren Äckern Krieg führe, bin ich hier. Und wie du siehst, habe ich gleich ein paar meiner Freunde mitgebracht.« Der Krieger deutete mit einer Kopfbewegung zu den übrigen Lagerfeuern.

»Wenn dir Land gehört, bist du also ein Scheich?«

»So etwas Ähnliches. Mein Name ist Leomar Almaderich Sigiswild.«

Diese Ungläubigen! Entweder führten sie Namen, die man nicht aussprechen konnte, oder aber sie waren so lang und ungewöhnlich, daß man sie sich nicht merken konnte. Der Novadi nickte höflich und versuchte verzweifelt, sich an den Anfang des Namens zu erinnern. »Mich nennt man Omar, Leh...« Der

Novadi schüttelte den Kopf. »Verzeih mir, doch dein Name will mir nicht von der Zunge gehen. Gestattest du, daß ich dich ebenfalls Omar nenne?«

Der Ungläubige nickte. »Du bist nicht der erste, der das tut. Doch laß uns nun vom Wesentlichen sprechen. Wirst du dein Schwert in den Dienst des neuen Kalifen stellen? Wenn du der Verschleierte bist, der am Tag des Sandsturms die Nachschubkarawane nach Unau angegriffen hat, dann wäre es besser für dich, in nächster Zeit ein paar zuverlässige Freunde um dich zu haben.«

Woher wußte er das? fragte sich Omar. Hatte Raschid im Fieber gesprochen? »Nehmen wir einmal an, ich sei derjenige, nach dem du fragst. Warum sollte ich dann sosehr auf Freunde angewiesen sein? Offensichtlich hat der eben Erwähnte es ja auch ohne fremde Hilfe geschafft, sich die Achtung der Al'Anfaner zu verschaffen.«

»In der Tat.« Der Ungläubige grinste breit. »Anstelle des Verschleierten schließe ich jedenfalls an keinem Brunnen und in keiner Karawanserei mehr ruhig. Die Offizierin, die er besiegte, hat nämlich ein ganz ansehnliches Kopfgeld auf ihn ausgesetzt.«

»Und warum sollte dieser Verschleierte ausgerechnet dir trauen? Du bist auch nur ein Ungläubiger.«

Leomar nickte bedächtig. »Stimmt. Aber ein Ungläubiger, der schon Gelegenheit gehabt hätte, deinen Kopf zu nehmen, und es nicht getan hat. Es ist deine Entscheidung, Omar. Wenn du mein Lager wieder verlassen möchtest, dann werde ich dich

nicht halten. Doch sollst du wissen, daß ich jenem Verschleierte, von dem meine Männer mir berichtet haben, immer mit Achtung begegnen werde.«

Seit er Melikae verloren hatte, hatte sein Leben kein Ziel mehr. Warum sollte er sich diesem Scheich aus dem Land der Ungläubigen nicht genauso bereitwillig anschließen, wie er sich Raschid angeschlossen hatte? Nur weil er nicht zu Rastullah betete? Immerhin stritt der Götzendiener für die Sache des einzigen Gottes, wenn er das auch selbst wahrscheinlich niemals anerkennen würde. Schon die Vorstellung, mit einer Handvoll schlecht ausgerüsteter Wüstenreiter den Patriarchen wieder aus Mherwed zu vertreiben, schien ihm großartig. Gleichgültig, ob sie siegten oder bei dem Versuch, die Al'Anfaner zu vertreiben, bis auf den letzten Mann getötet würden, sie wären auf jeden Fall Helden, von denen die Märchenerzähler noch in Hunderten von Jahren berichten würden. Anders als Raschid gab ihm Leomar das Gefühl, daß unter seiner Führung keiner einen sinnlosen Tod sterben würde. An ihn und die, die mit ihm gestritten hatten, würde man sich immer erinnern! So bot ihm der Ungläubige genau das, was er gesucht hatte: die Gelegenheit zu Heldentod und Unsterblichkeit. Omar blickte Leomar lange an und versuchte, dem Gesicht dieses außergewöhnlichen Mannes abzulesen, was der wirkliche Grund für seinen Feldzug gegen die Al'Anfaner war. Der Ungläubige hielt ihm stand und blieb verschlossen. Warum auch sollte er seine Geheimnisse mit ihm teilen?

Endlich nickte Omar. »Ich werde mit dir reiten. Schließlich wäre es beschämend für den Kalifen, der einst wieder herrschen wird, wenn er sagen müßte, daß er seinen Thron vor allem einem Heiden verdankt, der für alle Dinge im Leben einen eigenen Götzen zu nennen weiß.«

Allein der Geruch der Speisen bereitete Melikae schon Übelkeit. Dicht neben ihrem Lager hatte Nurhan eine wahre Festtafel hergerichtet. Weintrauben, Gebäck, Fleisch – es fehlte an nichts. Die Sharisad wandte sich ab und blickte aus dem Fenster zum Nachthimmel auf.

An dem Tag, da sie den letzten Tropfen Wein trank, hatte sie auch aufgehört zu essen. Zunächst fiel es niemandem auf, doch jetzt war schon über eine Woche vergangen, und sie wirkte sichtlich abgemagert.

»Du musst etwas zzu dir nehmen, Herrin!«

Melikae überhörte Istimä. Sie hatte nicht die Kraft, die Moha aus ihrem Zimmer zu verscheuchen. In demselben Maße, in dem sie sich schwächer fühlte, hatte sie den Eindruck, klarer denken zu können. Abu Dschenna würde es noch leid tun, sie auf diese Insel geholt zu haben. Und wenn er ihr nicht gestattete zu sterben, so würde sie ihn eben so weit bringen, daß *er* sich ihrer entledigte. Nach allem, was Nurhan über seinen aufbrausenden Charakter erzählt hat, ist es nur eine Frage der Zeit, bis er mich in seinem blinden Zorn erschlagen wird, dachte die Sharisad.

»Herrin, bitte, ssso iss doch!« Istimä war neben

Melikaes Lager auf die Knie gegangen und streckte ihr flehend die Hände entgegen.

»Bitte, gib deinen Sstolz auf! Abu Dssschenna wird immer zzzorniger. Er ssschlägt andere an deiner Sstel-le. Sssogar die alte Nurhan hat er ssschon verprügelt, weil sssie keine Sspeisen zzzu kochen vermag, die dissch zum Essen verführen. Waz haben wir dir denn getan, daz du alle im Palasst mit dir leiden lässt?«

Melikaie hielt den Blick starr auf einen flakkernd leuchtenden Stern gerichtet. Sie wollte vom Gewimmer der Sklavin nichts hören! Sobald sie tot war, würde Abu Dschenna seinen Zorn wieder vergessen.

Istima stand auf und holte einen Honigkringel von der Festtafel. »Iss doch nur einen einzzzigen Bissen. Ez wird noch ein grossez Unglück gessschehen, wenn du dissch weiterhin verweigerst.« Die Moha ging erneut neben ihr auf die Knie und hielt ihr den Honigkringel jetzt dicht vors Gesicht.

Ärgerlich schob Melikaie die Hand der Sklavin zur Seite. »Genug jetzt! Laß mich endlich in Ruhe!«

»Herrin, er beobachtet unz. Bitte, so esst doch wenigstens einen winzzzigen Happen und ...«

Ein immer breiter werdender Spalt klaffte plötzlich in der gegenüberliegenden Wand, Eine Geheimtür! Ungläubig richtete sich Melikaie auf ihrer Bettstatt auf. Abu Dschenna trat in das Zimmer. Im blauen Licht der Ampeln wirkte er noch unheimlicher als sonst. »Du hast mir also den Kampf angesagt, kleine Sharisad!« Der Magier sprach zwar nur leise,

doch seine Stimme hätte nicht bedrohlicher klingen können, wenn er vor Zorn geschrien hätte. »Ich vermag mir Dschinne und Dämonen zu unterwerfen, Melikae. Woher nimmst du den Glauben, du könntest mir widerstehen? Bist du so einfältig, oder glaubst du, ich könnte mich dazu hinreißen lassen, dir etwas anzutun und dich so von mir zu erlösen? Wer auf den Wegen gewandert ist, die ich beschritten habe, der hat gelernt, allen nur denkbaren Versuchungen zu trotzen.« Abu Dschenna trat an ihr Lager. Hinter ihm erschienen zwei riesige Gestalten in der Tür: Wesen mit Schlangenköpfen und muskulösen Männerkörpern, die unterhalb der Hüften wieder in Schlangenleiber übergingen.

Mit stummer Geste zeigte der Magier auf Istimä, und die Schlangenmänner krochen auf die Sklavin zu. Verzweifelt versuchte die Moha, die Tür zur Treppe nach unten zu erreichen, doch Abu Dschennas Kreaturen waren schneller. Zischend und sich zu einer Größe von fast zweieinhalb Schritt aufrichtend versperrten sie der Sklavin den Weg. Dann packten sie Istimä und zerrten sie durch die Geheimtür.

»Ich hoffe, daß ich dich nicht auf die gleiche Art behandeln muß.«

»Warum?« Verstohlen blickte Melikae zu dem Messer, das neben dem aufgeschnittenen Braten auf der Festtafel lag. Wenn es ihr gelänge, den Magier abzulenken und bis zum Tisch zu kommen, dann könnte sie dem ganzen Spuk hier mit einem einzigen Messerstich ein Ende bereiten.

»Du hast es so gewollt, Melikae. Istima wird an deiner Stelle leiden, und du wirst ihr dabei zusehen. Wenn ich mit ihr fertig bin, werde ich ...« Abu Dschenna lächelte gehässig. »Ich sollte dir die Überraschung nicht verderben. Du wirst schon sehen, was ich mit dir tun werde.«

»Habe ich deine *Liebe* zu mir also schon getötet?« Die Sharisad richtete sich auf, schob einige Kissen zur Seite und warf einen flüchtigen Blick auf den Tisch. Noch drei Schritt trennten sie von dem Messer.

»Es scheint tatsächlich so, als hätte ich meine Gefühle für dich überschätzt.« Abu Dschenna beugte sich leicht vor und griff nach ihrem rechten Arm. Seine Augen erschienen der Sharisad wie eisige schwarze Kristalle. Sie wollte seinem Blick ausweichen, doch mit eisernem Griff packte der Magier ihr Kinn und zwang sie, ihm in die Augen zu sehen.

»Wir sind doch Freunde, nicht wahr, meine Tänzerin?«

Melikae hatte das Gefühl, daß der Magier in sie hineingriff und etwas Kaltes in ihr Herz pflanzte. Er murmelte Worte in einer fremden Sprache, und plötzlich änderten sich die Gefühle der Sharisad. Die Kälte wich einer wohligen Wärme. Abu Dschenna hielt sie auch nicht mehr fest sondern streichelte ihr freundlich über das Kinn.

»Wie schrecklich, daß man dir so lange nichts zu essen gegeben hat. Ich werde meine Diener dafür tadeln, dich sosehr vernachlässigt zu haben. Bedien dich nun an der Festtafel. Ich bin sicher, du wirst et-

was finden, das dir mundet.«

Melikae betrachtete den reichgedeckten Tisch, und das Wasser lief ihr im Mund zusammen. Ganz fern in ihr schien eine Stimme etwas zu rufen, und sie hatte noch kurze Zeit ein schlechtes Gewissen, bevor sie sich einen Kanten Brot abbrach und in dunkle Bratensoße tunkte. Es war dumm von ihr gewesen, ihren Freund zu ärgern, indem sie seine Speisen zurückwies. Sie sollte sich entschuldigen und darauf bestehen, daß er Istima nicht dafür bestrafte. Schließlich hatte die Moha nichts damit zu tun.

»Wenn du dein Mahl beendet hast, möchte ich dir gern meine Kellergewölbe zeigen. Unter dem Palast gibt es wunderbare Höhlen. Es wird dir dort gefallen.« Lächelnd sah ihr Abu Dschenna beim Essen zu, und Melikae schämte sich einen Augenblick lang dafür, mit welcher Gier sie die Speisen verschlang.

»Die Schlangenmänner werden Istima doch nichts tun?«

»Nein, gewiß nicht. Wenn du gleich mit mir kommst, wirst du sehen, daß *sie* der Moha kein Leid zufügen.«

Omar wischte sein Tuzakmesser am Waffenrock eines der gefallenen Al'Anfaner sauber und blickte ungläubig zum Beginn der Marschkolonne. Es war tatsächlich schon alles vorbei! Der Kampf hatte nur wenige Minuten lang gedauert. Die meisten der zwei Dutzend Soldaten lagen tot im Wüstensand, wohingegen die Troßleute, die überwiegend schon

beim ersten Angriff ihre Waffen fortgeworfen hatten, noch lebten. Obwohl der Kampfärm verstummt war, herrschte noch immer ein ohrenbetäubendes Getöse. Etliche Maultiere traten bockend nach den Novadis, die versuchten, die Versorgungsgüter von ihren Lastsätteln zu zerren. Eine Gruppe von Kamelen hatte sich losgerissen und versuchte, seitlich der Piste in die Wüste zu entkommen, während sie eine kleine Schar wütend fluchender Reiter verfolgte. Andere Krieger beteten lautstark und voller Inbrunst zu Rastullah und dankten ihm für diesen großen Sieg.

»Großer Sieg!« brummelte der Novadi verächtlich und stieß wütend sein Tuzakmesser in die Scheide zurück. Wie schon die letzten beiden Male, so hatten sie auch diese Karawane mit dreihundert Reitern angegriffen und waren den gegnerischen Kriegern damit im Verhältnis von mehr als zehn zu eins überlegen gewesen. Welch ein Sieg war das schon? Er begriff nicht, warum es dem Ungläubigen und seinen Männern so wichtig gewesen sein konnte, diese Karawanen zu plündern. Gut, sie hatten ihnen reichlich Beute eingebracht. Doch was sollten sie damit anfangen? Der Plunder schränkte nur die Beweglichkeit der Reiterschar ein, und dadurch würden sie am Ende vielleicht sogar selbst zur Beute für eine al'anfanische Strafexpedition werden.

»Omar! Omar, sieh nur, was ich hier habe!« Raschid winkte ihm mit dem Säbel, zu ihm hinüberzukommen. Vor dem Krieger hockten drei Männer, demütig die Köpfe fast bis auf den Boden gebeugt.

Raschid trug seinen linken Arm immer noch in einer Schlinge, doch er hatte es sich nicht nehmen lassen, bei dem Angriff auf die Versorgungskarawane dabei zu sein. Seiner Meinung nach war er es seinen toten Stammesbrüdern schuldig, in ihrem Namen einen Sieg gegen die Al'Anfaner zu erstreiten und damit ihren Tod zu rächen. Jetzt grinste der Beni Schebt zufrieden und schwenkte ausgelassen seinen Säbel.

»Nun bin ich ein so reicher Mann, daß ich mir eine zweite Frau nehmen kann. Sieh dir nur an, was ich alles erbeutet habe! Drei Sklaven, fünf Kamele mit Beute, und das Beste von allem liegt hier vorn!« Der Krieger lachte und wies mit dem Säbel auf den Boden.

Neugierig kam Omar näher, bis er schließlich entdeckte, worauf sein Freund zeigte. Zu Füßen des Beni Schebt lag ein toter Al'Anfaner.

»Nun, was sagst du?«

Omar konnte nicht erkennen, was an dem toten Krieger so auffällig sein sollte, und zuckte mit den Achseln. »Ich sehe, daß du ein guter Schwertkämpfer bist und selbst verwundet über einen Ungläubigen zu triumphieren vermagst.«

»Bei den Bärten der Mawdliyat von Keft, glaubst du vielleicht, das hätte ich dir beweisen müssen? Unsinn! Siehst du denn nicht, welch wunderbares Beutestück er mir gebracht hat?«

Angewidert musterte Omar den Toten, doch er konnte beim besten Willen nichts Ungewöhnliches an dem Mann erkennen. Er trug ein metallbeschla-

genes Lederwams, in dem ein breiter Schnitt klaffte, darunter ein langes schwarzes Hemd und eine weite Hose. Nichts Aufsehererregendes also. Erneut zuckte der Beni Novad mit den Achseln. »Du wirst mir sicher verraten, was es mit dem Mann auf sich hat.«

Raschid stieß einen verzweifelten Seufzer aus, dann schob er mit seinem Schwert eines der Hosenbeine des Gefallenen höher, so daß man ein auf dünnes Leder aufgearbeitetes, silbern schimmerndes Kettengeflecht sehen konnte. »Siehst du, er trägt eine Hose aus Kettenringen. Erinnerst du dich denn nicht mehr? Du hast mir vor unserem Zweikampf erzählt, daß manche der Heiden so etwas besitzen – und mich damit verhöhnt. Jetzt habe ich auch eine!«

Omar schüttelte verständnislos den Kopf. »Was willst du denn damit? Sie wird dich nur beim Reiten und Kämpfen behindern. Was kann die Hose dir schon nutzen? Ihrem ehemaligen Besitzer hat sie das Leben auch nicht retten können. Außerdem hat der Mann viel längere Beine als du, Raschid. Die Hose wird dir nicht passen!«

»Ach, was weißt du schon«, schnaubte der Beni Schebt verärgert. »Du bist nur eifersüchtig, weil du kein so prächtiges Beutestück gewonnen hast. Ich werde ein Stück von den Hosenbeinen abschlagen oder sie zu einem Schmied bringen. Du wirst schon sehen, daß sie mir paßt. Außerdem hat es für einen Reiter immer einen Sinn, seine Beine zu schützen. Die meisten Al’Anfaner kämpfen zu Fuß. Sie werden mit ihren Schwertern eher meine Beine als meine

Brust treffen, solange ich auf einem Pferd sitze.«

»Wie du meinst.« Omar verstummte. Er hatte kein Verlangen daran, mit seinem Freund einen Streit über den Sinn von Rüstungen anzufangen. Das wäre ebenso müßig wie zu versuchen, alle Hügel des Shadif zu zählen.

»Was hast du denn erbeutet? Ich habe dich beim Angriff ganz aus den Augen verloren. Du wirst mich mit deiner Beute doch am Ende nicht noch übertreffen!«

»Keine Sorge. Ich habe weder einen Gefangenen noch ein Pferd oder ein Kamel, mit dem ich mich auf unserem Weitermarsch herumärgern müßte.«

»Willst du mich foppen?« Raschids Augen funkelten wütend. »Du bist ein besserer Krieger als ich. Es kann doch nicht sein, daß du gar keine Beute gemacht hast. Warst du vielleicht so sehr mit dem Kämpfen beschäftigt, daß diese raffgierigen Schurken, die der Ungläubige um sich geschart hat, mit deinem Beuteanteil davongezogen sind? Warte nur, denen werde ich ... Du sollst nicht leer ausgehen!«

»Laß es gut sein!« Omar hob beschwichtigend die Hände und hinderte Raschid daran, an ihm vorbeizustürmen, um mit irgendwelchen Männern Streit anzufangen. »Ich will nichts von alldem.«

»Dir hat wohl jemand einen Säbelhieb auf den Kopf verpaßt«, ereiferte sich der Beni Schebt. »Wie kann man nur freiwillig auf seinen Beuteanteil verzichten! Ein Krieger wie du sollte wenigstens zwei oder drei Sklaven und zehn prächtige Pferde sein ei-

gen nennen. Nur mit deinem seltsamen Schwert und dem, was du auf dem Leib trägst, wirst du niemals eine eigene Sippe gründen können. Möge Rastullah begreifen, was in deinem Schädel vor sich geht!«

»Kümmre dich um deine Gefangenen und die Kamele, Raschid, und laß mich in Frieden. Mir ist nicht nach hitzigem Gerede. Ich werde jetzt ein wenig umherstreifen und meine Gedanken ordnen. Vielleicht kann ich dir dann heute abend im Lager erklären, warum ich nichts von der Beute will.«

»Ich glaube nicht, daß ich soviel Dummheit jemals werde begreifen können. Aber sei unbesorgt, solltest du einmal verarmt sein, wirst du in meinem Zelt jederzeit freundlich aufgenommen werden.«

»Auf daß dein Ruhm als Gastgeber meinen Ruhm als Krieger überstrahlen möge!« Omar verneigte sich so tief, als hätte er mit dem Kalifen persönlich gesprochen, und ging davon, vom ausgelassenen Gelächter Raschids begleitet.

»Möge das Glück dich niemals verlassen, Omar! Du wirst es brauchen!«

Ob ich meinem Freund wohl je erzählen kann, daß ich selbst einmal Sklave war? dachte der Novadi. Er wußte nur zu gut, was es hieß, unfrei zu sein. Niemals würde er einem Menschen diese Schande aufbürden. Und eine eigene Sippe? Um eine Familie zu gründen, brauchte man eine Frau. Die einzige jedoch, die er jemals lieben konnte, hatte ihn verstoßen. Für wen also sollte er Beute machen? Er selbst brauchte nur ein gutes Reittier. Alles andere wäre nur Ballast auf

seinem Weg gewesen. So wie sich Raschid aufführte, schien es sogar besser zu sein, auch auf Freunde zu verzichten. Er hatte nicht die geringste Lust, vor irgend jemandem Rechenschaft über seine Taten abzulegen! Wütend trat Omar gegen einen verbeulten Helm, der vor ihm im Sand lag. Das einzige, was er wollte, war, sich einen Namen machen und dann ...

»Schlechte Laune, Verschleierter?« Leomar hatte neben dem Novadi sein prächtiges Streitroß gezügelt und blickte lächelnd zu Omar herab. »Wir haben doch einen großen Sieg errungen.«

»Haben wir das? Ich glaube, die einzigen, die man heute tapfer nennen kann, sind jene Karawanenwachen, die bei unserem Anblick nicht sofort ihre Waffen weggeworfen haben, sondern den Mut hatten, gegen uns zu kämpfen, obwohl sie wußten, daß sie nicht gewinnen konnten.«

»Ich denke, sie wußten auch, daß meine Männer keine von ihnen am Leben lassen würden. Jeder hier hat schon einen Verwandten an diese Schlächter verloren. Glaubst du, das könnten sie vergessen? Ganz gleich, ob Mann oder Frau. Sie werden niemanden schonen, der sein Schwert in den Dienst des Patriarchen gestellt hat. Davon abgesehen, wette ich mit dir, daß unsere Überfälle in den letzten Tagen Al'Anfa nicht nur ein paar Dutzend, sondern zweihundert Krieger kosten werden.«

»Meinst du vielleicht, die Besatzung von Unau wird sich vor Verzweiflung entleiben, weil die Versorgungskarawane ausbleibt? Die Stadt ist reich genug, um die

Ungläubigen auch ohne diese Waren ernähren zu können.«

»Unau war nicht mein Ziel, Omar, sondern die Belagerer von Kannemünde. Alles, was sie in ihrem Feldlager brauchen, muß über Unau herangeschafft werden. Vor Kannemünde gibt es nicht einmal genug Trinkwasser, um die Truppen zu versorgen. So wie ich den Stadtkommandanten von Unau einschätze, wird er sich nicht gerade ein Bein ausreißen, um aus seinen Magazinen den Nachschub für die verbündeten Mengbillaner bei Kannemünde zu ersetzen. Und wenn diese erst einmal anfangen müssen, ihre Rationen zu kürzen, dann werden sie nicht mehr lange bleiben. Sie werden die Belagerung aufgeben und nach Süden abmarschieren. So haben wir eine ganze Armee-Einheit besiegt, ohne einen Angriff wagen zu müssen, der vielen meiner Krieger das Leben gekostet hätte. Zusätzlich streuen wir auf diese Weise Zwietracht zwischen den verbündeten Al'Anfanern und Mengbillanern. Du magst ein erstklassiger Schwertkämpfer sein, Omar, doch zum Feldherren gehört mehr.«

»Und wo hast du diese Kunst gelernt? Du hast dein Wissen doch wohl nicht mit der Milch deiner Amme aufgesaugt!« Der Novadi war von der überheblichen Art des Ungläubigen verärgert. Leomar schien völlig von seinem Sieg berauscht, doch mußte er ahnen, was Omar empfand. Der Krieger setzte ein freundliches Lächeln auf. »Ich kann dich mein Wissen lehren, wenn du willst. Es ist wichtig, daß eure Stämme

eigene Feldherren hervorbringen. Wenn du magst, kannst du mein Schüler sein und wirst in Zukunft den Beratungen in meinem Zelt beiwohnen.«

»Aber ich bin weder ein Scheich noch ein Hairan. Mir gebührt diese Ehre nicht! Es wird Streit geben, wenn du mich in dein Zelt rufst. Die anderen werden sich zurückgesetzt fühlen.«

»Jeder wird seinen Fähigkeiten entsprechend von mir behandelt. Ich erkenne nur solche Männer als Anführer an, die sich im Kampf bewährt haben, und jeder, der dich heute kämpfen sah, wird mir zustimmen, daß du dir einen Platz an meiner Seite verdienst hast. Ich habe dich beobachtet. Du bist kühn, fast schon tollkühn. Das lieben die Männer an einem Anführer. Auch war dein Angriff nicht – wie der bei nahe aller anderen – von Beutegier bestimmt. Ohne auf die Reichtümer der Karawane zu achten, hast du gekämpft, bis der letzte Feind die Waffen streckte. Das sind Eigenschaften, die einen Offizier ausmachen.«

Oder jemanden, dem das Leben gleichgültig ist, dachte Omar bei sich. »War es denn klug, uns mit den vielen Gütern und Gefangenen zu belasten? Wir können froh sein, wenn wir jetzt noch zwanzig Meilen am Tag zurücklegen. Ohne diesen Tand könnten wir leicht die dreifache Strecke schaffen. Hast du keine Angst, daß uns die Verfolger einholen werden?«

»Die Al'Anfaner brauchen mindestens noch zwei Tage, um genügend Truppen für eine Verfolgung zusammenzuziehen, wahrscheinlich sogar noch länger. Heute abend aber werde ich allen meinen Männern

erlauben, mit der Beute zu ihren Lagern zurückzuziehen. Wer bei mir bleiben will, muß seine Beute aufgeben, um beweglich zu sein.«

»Du willst was?« Omar starrte Leomar ungläubig an. Er schien verrückt zu sein! Welcher vernünftige Mann gäbe schon Sklaven und Kamele auf? »Das heißt, du wirst morgen früh keine Streitmacht mehr haben! Sie alle werden zu ihren Sippen zurückkehren.«

»Und unsere Verfolger werden sich entscheiden müssen, welcher von zwei Dutzend Spuren sie folgen wollen. Bevor die Männer gehen, werde ich ihnen sagen, daß ich in zwei Gottesnamen von Keft aus zu einem neuen Raubzug aufbreche. Wer dann mit mir reiten will, muß sich bis zu diesem Zeitpunkt in der heiligen Stadt einfinden.«

»Du übersiehst etwas bei deinem Plan. Es dauert nur noch wenige Gottesnamen bis zum Beginn der Winterregenzeit. Die Männer werden sich überlegen, ob sie nicht bei ihren Familien bleiben und sich um ihre Herden kümmern sollten. Wenn du Pech hast, kann es ein halbes Jahr dauern, bis du wieder eine solche Streitmacht beisammen hast.«

Leomars Pferd schnaubte unruhig. »Ich wette mit dir, daß ich in zwei Gottesnamen eine neue Streitmacht um mich gesammelt haben werde. Wenn meine Krieger mit ihrer ganzen Beute zurückkehren, wird dies andere Männer anstacheln, die bisher zögerten, in den Krieg zu ziehen. Und die, die schon einmal mit mir gekämpft haben und wissen, daß ich

noch keine Schlacht verloren habe, werden zurückkehren, um neue Beute zu machen. Natürlich mag es für manchen verlockend sein, bei Weib und Kindern zu bleiben, doch bei den meisten wird die Gier nach weiteren Reichtümern überwiegen. Ich wette mit dir um mein Pferd, daß ich recht behalten werde.«

»Du bist verrückt! Dein Pferd ist ein Vermögen wert. Was soll ich dagegensetzen?«

»Nimm dein Pferd. Mir reicht das, denn ich weiß, daß ich ein sicheres Geschäft mache.«

Ehrfürchtig musterte Omar Diamant, den Hengst des Ungläubigen. Leomar hatte das Tier mit einem ledernen Panzer geschützt, so daß es nicht durch Schwerthiebe verletzt werden konnte, die seinen Reiter verfehlt hatten. Über den Hengst hatte Omar schon die sonderbarsten Geschichten gehört. Angeblich ermüdete er nie und hatte in Keft bei einem Pferderennen sogar gegen die edelsten Shadif bestanden. »Hoff nicht darauf, daß ich aus Edelmuth dein Pferd nicht nehmen würde«, murmelte Omar schließlich. Soviel Leichtfertigkeit mußte bestraft werden.

»Wir werden sehen, wer demnächst ohne Pferd dasteht.«

Voller Angst und Abscheu betrachtete Melikae den alten Moha. Sein Gesicht war von zahllosen Falten durchzogen und erinnerte sie an einen verwitterten schwarzen Stein. Kein Haar schien an seinem Körper zu wachsen, weder auf dem Kopf noch an den dünnen langen Armen. Ja, nicht einmal Augenbrauen hatte

der Alte. Dafür war er in grellen Farben bemalt, die in der Finsternis der Höhle seltsam leuchteten, und über und über mit Fetischen und Amuletten behängt. Kleine Knochen, die auf Lederriemen aufgezogen waren, getrocknete Vogelflügel, Haarsträhnen in allen nur erdenklichen Farben, durchbohrte Muscheln und Steine, all dies baumelte in verwirrender Vielfalt an seinem hageren Körper. Er war nicht groß, dieser seltsame Gast, der mit Abu Dschenna in den Höhlen unter dem Palast lebte; vielleicht anderthalb Schritt, vielleicht auch ein bißchen weniger. Er schien kaum Kraft zu haben, und doch umgab diesen schwächigen Mann eine Aura von Macht, wie sie Melikae noch bei keinem Krieger empfunden hatte. Oder war es doch nur seine Andersartigkeit, die ihn so gefährlich erscheinen ließ? Seit Melikae einmal beobachtet hatte, wie der Moha sich mit faustgroßen verschrumpelten Menschenköpfen beschäftigte, vermied sie es, ihm bei seinem eigenartigen Treiben zuzuschauen.

Immer wieder fragte sie sich in den folgenden Tagen und Nächten, ob dasselbe Schicksal sie erwartete wie Istima. An die Nacht, in der sie Abu Dschenna in die Höhlen brachte, konnte sich die Sharisad kaum noch erinnern. Sie glaubte, ihm mit Neugier und Begeisterung hierher gefolgt zu sein. Istima hatte man in einen eisernen Käfig gesperrt. Melikae durfte sich zu ihr setzen und mit ihr reden. Die Moha war damals völlig verängstigt gewesen. Sie behauptete, daß der eigenartige Fremde in der Höhle der Schamane ihres Stammes sei. Auch hatte sie immer wieder vom

Fluch gesprochen, der auf ihrem Namen lag. Istima Tapo, die, in der die Schlange schläft. Sie wirkte halb verrückt vor Furcht. Schließlich war der Alte, begleitet von Abu Dschenna, zum Käfig gekommen und hatte Istima einen Schlag mit einem eigenartig geformten Holzstab versetzt und dabei einige zischelnde Laute ausgestoßen. Augenblicklich war die Moha zusammengebrochen. Melikae hatte erst gedacht, daß ihr vor Schreck vielleicht das Herz zersprungen sei, doch nach etlichen Stunden war Istima wieder zu sich gekommen. Das war die Zeit, an die sich die Sharisad wieder besser erinnerte. Abu Dschenna und der Alte hatten sie eigenhändig mit einer eisernen, drei Schritt langen Kette an eine der Höhlenwände gefesselt. Dicht vor ihr stand der Käfig mit Istima. So hatte sie beobachten können, wie sich die Moha veränderte.

Zuerst waren der Sklavin in Büscheln die Haare ausgefallen, und sie verlor viele ihrer Zähne. Ihre Haut trocknete aus und schälte sich vom Körper, so daß Melikae dachte, Abu Dschenna habe Istima vielleicht ein langsam wirkendes Gift gegeben. Doch es war anders.

Es dauerte Tage, bis Melikae zum erstenmal jene widernatürlichen Veränderungen erahnte, deren Anblick sie später so viele Nächte lang um ihren Schlaf bringen sollte. Doch was teilte sie die Zeit in Tage und Nächte! Nicht einmal diese von Rastullah gesetzte Ordnung des Lebens galt hier unten noch. Kein Sonnenstrahl drang in die finstere Gruft, und es war unmöglich, auch nur zu erahnen, ob jenseits der

Grotte das Tages- oder das Nachtgestirn den Himmel erleuchtete. Es gab nur künstliches Licht in der Höhle. Fackeln und Öllampen, Windlichter und glühende Kohlenpfannen, in denen der alte Moha seine Kräuter verbrannte – das waren ihr hier Sonne, Mond und Sterne.

Aus dem Käfig ertönte ein leises schabendes Geräusch. Sie hatte sich bewegt! Die Tänzerin wagte es nicht, zu Istima hinüberzublicken. Lieber beobachtete sie da noch den Moha bei seinem gotteslästerlichen Treiben! Erschauernd preßte die Sharisad die Arme eng gegen den Leib und kauerte sich so weit entfernt vom Käfig nieder, wie es ihre Fußkette nur zuließ.

Wie gutgläubig sie doch gewesen war! Am Anfang der Veränderung hatte sie ihre erschreckenden Beobachtungen nur ihren überreizten Nerven, den müden Augen oder dem unsteten Licht zugeschrieben. Sie hatte einfach nicht glauben wollen, was mit Istima vor sich ging. Selbst als die Moha nicht mehr mit ihr redete, weil ihre Zunge sich derart verändert hatte, daß sie keinen menschlichen Laut mehr hervorbrachte, suchte Melikae noch nach Ausreden für das, was sich unübersehbar vor ihren Augen abspielte. Es konnte doch nicht sein, daß der Kopf eines Menschen plötzlich schmaler und länger wurde. Ebenso hatte sich der schlanke Hals der Sklavin verändert. Er war nicht nur länger geworden, sondern schien auch über zusätzliche Gelenke zu verfügen. Istima vermochte den Kopf jetzt bis auf den Rücken zu drehen, und

Melikae war froh, daß die Sklavin noch ihr zeretztes langes Kleid trug, so daß man nicht sehen konnte, wie sich der Rest ihres Körpers verwandelte. Ihre Haut war vollständig durch graublaue Schuppen ersetzt, die mit leisem Scharren über den Boden glitten, wenn sie sich bewegte.

An dem Tag, da auch die kümmerlichen Reste von Istimas Ohren verschwunden und ihre Pupillen zu schmalen Schlitzen geworden waren, hatte Melikae beschlossen, sich auf keinen Fall mehr nach dem Käfig umzudrehen.

Wenn sich dieses Wesen, das einst Istima gewesen war, bewegte oder leise zischelnde Laute hervorstieß, begann die Sharisad, lauthals Tanzlieder zu singen oder sich selbst Märchen zu erzählen, die sie einst in glücklichen Kindertagen gehört hatte. Sie versuchte, jeglichen Gedanken an die Kreatur in dem Käfig aus ihrer Erinnerung zu verbannen – doch ihr völlig zu entfliehen, war unmöglich. Häufig erwachte die Tänzerin schweißgebadet aus dem Schlaf und hörte, wie sich der schlangenhafte Leib der Moha hinter ihr wand. Melikae wußte, daß Istima sie beobachtete. In jenen bangen Augenblicken zwischen Schlaf und Wachen fragte die Sharisad sich, wieviel vom Verstand der Moha noch erhalten geblieben war und ob Istima sie nicht voller Haß beobachtete. Wußte die Kreatur noch, wer sie einst gewesen war? Und erinnerte sie sich, daß ihre trotzig Herrin sie ins Verderben gerissen hatte?

Wann immer sie diese Gedanken quälten, versuchte die Tänzerin sich damit zu trösten, daß der Schamane

schon bei Istimas Geburt gewußt hatte, daß in der Moha eine Schlange schlief. War es also nicht das unabänderliche Schicksal der Sklavin gewesen, sich in ein Schlangenwesen zu verwandeln? Doch wenn Melikae sich mit solchen Gedankenspielen selbst zu beruhigen suchte, flüsterte stets eine böse Stimme ihr zu, ob der Alte nicht einfach ihre verhängnisvolle Begegnung mit der Moha vorher gesehen hatte.

Wieder einmal brütete die Sharisad über der Schuld, die sie auf sich geladen hatte, als die Stimme Abu Dschennas sie aus ihren Gedanken riß. Der Magier kam nicht oft in diese Grotte. Eine Zeitlang sprach der Zauberer in jener gurrenden, unverständlichen Sprache der dunkelhäutigen Mohas von den Zimtinseln mit dem Alten. Beide gestikulierten, als seien ihre Hände für die Verständigung mindestens ebenso wichtig wie ihre Zungen. Immer wieder deuteten sie dabei zu Melikae und zu dem Käfig hinüber. Was in Rastullahs Namen mochten sie nur aushecken? Seit sie in die Grotte geschafft worden war, hatte der Magier nicht ein einziges Wort mit ihr gesprochen, ja er schien, soweit sie das beurteilen konnte, nicht einmal mit dem Moha über sie geredet zu haben. Und jetzt ...

Der Moha nickte heftig, und Abu Dschenna erhob sich. Melikae erschrak. Der Magier blickte in ihre Richtung. Kurz zögerte er, dann kam er auf sie zu.

»Bereust du jetzt deinen falschen Stolz, schöne Tänzerin?«

»Nähmst du mich wieder in deinem Palast auf, wenn ich es täte?«

»Aber ich habe dich doch niemals verstoßen!« Der Zauberer lächelte. »Auch dies hier ist ein Teil meines Palastes. Die Gewölbe und ihre Geschichte sind sogar bedeutender als der Bereich auf der Klippe. Sie sind wie der Schatten jener Pracht, die sich dem flüchtigen Betrachter bietet. Doch nur beides gemeinsam bildet ein Ganzes. Das eine ist mit dem anderen verschmolzen. Ohne mein Haus und mich wäre dies hier nicht mehr als nur ein einsamer Ort mit einer längst vergessenen Vergangenheit.«

»Und wenn ich dir verspräche, mich dir zu unterwerfen? Ich könnte dich niemals lieben, aber meinen Stolz gäbe ich auf, wenn du Istima rettetest. Ich würde versuchen, dir deine Wünsche zu erfüllen.«

Abu Dschenna wiegte nachdenklich den Kopf. »Ich kann Istima nicht mehr in ein menschliches Wesen zurückverwandeln. Das liegt außerhalb meiner Macht. Und dich, Melikae, habe ich zu Höherem als nur meiner unwilligen Dienerin erkoren. Du hast Stolz und Mut. Auch schlummern magische Kräfte in dir. Nein, dir habe ich ein außergewöhnliches Schicksal bestimmt. Du sollst etwas werden, das es seit Tausenden von Jahren nicht mehr gegeben hat. Du und Istima, ihr wart doch fast Freundinnen. Bald werden eure Bande noch wesentlich enger werden.« Der Magier lachte gehässig. »Bist du denn gar nicht neugierig zu erfahren, welches Schicksal ich dir bestimmt habe?«

Melikae wich ein Stück zurück. Abu Dschennas Züge erschienen ihr nicht mehr menschlich. Ein

Dschinn oder ein Dämon mußte von der Seele des Magiers Besitz ergriffen haben!

»Die Strafe für deinen Ungehorsam wird sein, daß ich aus dir und der schlangenhaften Istima ein einziges Wesen erschaffe. Ihr werdet miteinander verschmelzen, und ich hoffe, daß aus euch etwas entspringt, das Dere seit Aeonen nicht mehr gesehen hat. Hast du jemals von den Ssrkhrsechim gehört? Dem Volk der schlangenleibigen Echsenmagier? Angeblich haben die Kasimiten die letzten von ihnen getötet. Verbohrte Toren! Sie haben damit ein Wissen um Mächte vernichtet, das wir Menschen niemals mehr erlangen können, es sei denn ...« Abu Dschenna packte Melikae am Kinn. »Los, sieh dir Istima an! Sie hat die Seele einer Schlange, behauptet der alte Schamane. Schon seit ihrer Geburt war ihr bestimmt, so zu enden. Ich habe lange nach der Magie der Ssrkhrsechim geforscht und gemeinsam mit meinem Freund Abu Tarfidem Tuametef al-Leram Geheimnisse ergründet, die seit den Zeiten der Magiermoguln als verschollen galten. Wir haben es sogar erreicht, die mächtigen Leviatanim zurückzurufen und so von ihnen manches über die Zauberkraft der Ssrkhrsechim erfahren. Fast kamen wir an unser Ziel, wären nicht erst mein Freund Abu Tarfidem und dann ich selbst durch schwere Unfälle verletzt worden. Er wurde auf diesem Wege zwar Sultan von Unau, doch seine Herrschaft ist leider allzufrüh durch jene ungläubigen Söldner beendet worden, die unser neuer Sultan Mustafa herbeigerufen hat. Verletzt

und ohne seine Hilfe mußte ich meine Forschungen aufgeben. Noch gemeinsam hatten wir die Grotten unter der Klippe entdeckt und den Palast erbauen lassen, denn wir erkannten, wie leicht es ist, hier unten Kräfte herbeizurufen und Zauber zu wirken, vor denen die überheblichen Magister und Lehrmeister der Akademie von Fasar zurückschrecken, obwohl sie sehr wohl wissen, welche Macht auf diese Weise zu gewinnen ist. Zu Zeiten, als unsere Vorfahren die Sonne als Gott anbeteten, verehrten die Echsen hier unten Charyb'Yzz, die große Ersäuerin und Herrin der Tiefen, eine Dämonin, so mächtig wie ein Gott. Auch den Anhängern des Caljinaar war dieser Ort heilig. Sie haben Glyphen in die Wände der tiefer gelegenen Grotten geschlagen, aus denen man die Zaubersprüche der Ssrkhrsechim lesen kann. Doch auch wenn ich verstehe, was dort steht, so kann ich es nicht aussprechen. Menschen sind im allgemeinen nicht fähig, diese Laute hervorzubringen. Man muß schon die gespaltene Zunge einer Schlange haben.«

»Ich werde dich niemals bei deinen frevlerischen Versuchen unterstützen. Magst du mich auch in eine widernatürliche Kreatur verwandeln, dienen werde ich dir nicht so wahr mir Rastullah helfe!« In ihrer ohnmächtigen Wut hatte Melikae die Hände zu Fäusten geballt. Sie stand mit dem Rücken zur Höhlenwand und konnte nicht weiter vor dem Magier zurückweichen. Erst jetzt packte sie das Entsetzen vor dem Schicksal, das Abu Dschenna ihr bestimmt hatte. Voller Grauen dachte sie an die Verwandlung Istimas.

Würde sie eine Kreatur wie die Moha werden oder noch etwas Schlimmeres? Wenn dem Magier das gelingt, wovon er sprach, so dachte Melikae, dann werde ich gegen meinen Willen zu einem Werkzeug, das Rastullahs Weltordnung verhöhnt. Durch sie würde ein Wissen zurückgewonnen, das der Einzige auf ewig hatte vernichten wollen.

»Glaubst du noch immer, du könntest mir trotzen? Hast du schon vergessen, daß du freiwillig mit mir nach hier unten gekommen bist? Ich weiß, daß ich deinen Willen brechen kann, und ich werde es immer wieder tun, solange du nicht willig meinen Befehlen gehorchst. Du hast es abgelehnt, meine Gefährtin zu sein, nun wirst du mir auf andere Weise dienen. Sooft ich Menschen mit Schlangen vereinte, war das Ergebnis unbefriedigend. Die Kreaturen, die ich erschuf, waren zu dumm oder zu böse. Bei dir und Istima wird es anders sein. Sie ist nicht ganz Tier, auch wenn sie dir jetzt vielleicht so erscheinen mag. Außerdem schlummert in euch beiden die Begabung, euch astraler Kräfte zu bedienen und zu zaubern. Gemeinsam werdet ihr das sein, wonach ich so lange gesucht habe.« Der Magier betrachtete sie mit einem Blick, der Melikae fast wehmütig erschien. Sie sah geradezu, wie ihn einen Augenblick lang die Vorstellung dessen quälte, was er zu tun gedachte. Doch dann erstarrte sein Gesicht wieder zu einer Maske der Gleichgültigkeit. »Nun weißt du, was dir die Zukunft bringen wird. Genieß deine letzten Tage, denn so wie jetzt wirst du nie mehr sein!«

Obwohl Melikae jedes Maß für die Zeit verloren hatte, schien es ihr, als seien viele Tage seit den Drohungen Abu Dschennas vergangen. Der Magier war kein weiteres Mal in die Grotte herabgestiegen, und die Sharisad blieb allein mit dem alten Moha und dem Wesen, das einmal die Sklavin Istima gewesen war. Schon keimte in der Tänzerin Hoffnung, daß die Reden Abu Dschennas einzig den Zweck hatten, sie zu ängstigen, als ihre trügerische Sicherheit ein jähes Ende fand. Sie hatte von Omar geträumt und davon, daß ihr Geliebter ins heilige Keft gepilgert war, um dort in Gebeten Rastullahs Beistand zu finden, als ein stechender Schmerz im Arm sie aufweckte. Einer der beiden schlangenleibigen Diener Abu Dschennas kauerte über ihr. In der Rechten hielt er ein Gerät, das einem winzigen Dreizack ähnelte. Seine drei Spitzen waren wie Dornen zugeschliffen. Drei kleine Blutropfen auf Melikaes dunkler Haut zeugten davon, daß sie nicht geträumt hatte.

Unsicher, wie sie sich verhalten sollte, musterte sie den fremdartigen Krieger. Seine Haut war von einem dunklen Grün und von daumennagelgroßen Schuppen bedeckt. Teilnahmslos erwiderte die Kreatur Melikaes Blick. Der Schlangenmann hatte große lidlose Augen in der Farbe dunklen Bernsteins. Ob es half, mit ihm zu reden?

»Was willst du von mir?« Melikae schluckte. Sie hatte einen eigenartig bitteren Geschmack im Mund. Unbewegt blickte Abu Dschennas Diener zu ihr herab. Die Sharisad wollte sich aufrichten, doch die

Glieder erschienen ihr seltsam bleiern.

Irgendwo hinter ihr erklangen Schritte. Sie wollte den Kopf drehen, um zu sehen, wer die Grotte betreten hatte, war jedoch nicht einmal dazu in der Lage.

Der Schlangenmann beugte sich zu ihr herab und nahm sie auf die Arme. Melikae entdeckte hinter ihm das Gesicht des alten Mohas. Er stand neben Istimas leerem Käfig und winkte dem Wächter, ihm zu folgen.

Halb bewußtlos wurde Melikae über enge gewundene Treppen und durch schmale, nach modrigem Wasser stinkende Gänge getragen. Einmal durchquerten sie eine große Grotte, in der sich in tausendfachem Echo leises Wellengeplätscher brach. Dann wieder folgte ein grob aus dem Felsen geschlagener Tunnel, dessen Decke so niedrig war, daß der Schlangenmann ihn kaum durchschreiten konnte. Endlich erreichten sie eine kleine Höhle, aus der ihnen schwüle Hitze und der harzige Duft von Räucherwerk entgegenschlugen. Auf Felsvorsprüngen und in kleinen Nischen waren Hunderte von glasgefaßten Windlichtern in allen nur erdenklichen Farben aufgestellt. Zwei große Räucherbecken füllten die Höhle mit trübem gelblichen Rauch.

Der Schlangemensch legte Melikae auf den Boden. Etwas Kaltes schloß sich um das linke Handgelenk der Sharisad, Eine eiserne Fessel, die fest im Höhlenboden verankert war. Müde sank die Tänzerin in sich zusammen, doch kaum hatte sich der Schlangenmann zurückgezogen, tauchte Abu Dschenna ne-

ben ihr auf.

»Du mußt das hier trinken, meine Kleine. Das macht es dir leichter.« Seine Stimme klang angespannt. Unter seinen Augen zeichneten sich tiefe dunkle Halbkreise ab. Melikae spürte, wie ihr ein Gefäß an die Lippen gesetzt wurde. Sie schluckte, doch ein Teil des süßlichklebrigen Saftes, den ihr der Magier einflößte, tropfte ihr aus den Mundwinkeln auf das Kleid. Mit fahriger Hand versuchte sie, die Flecken zu verreiben.

»Das brauchst du nicht.« Abu Dschenna lächelte freundlich. »Du wirst bald ein neues Kleid von mir bekommen.«

Melikae blinzelte. Der Rauch trieb ihr Tränen in die Augen und kratzte in der Kehle. Sie hätte gern noch mehr von dem Saft getrunken, doch Abu Dschenna war gegangen.

Etwas Weiches, Warmes streifte ihren Fuß. Dicht hinter ihr war Istima an den Boden gekettet. Es war das erste Mal seit vielen Tagen, daß Melikae die Sklavin ansah. Die Beine der Moha hatten sich in zwei mächtige Schlangenschwänze verwandelt. Ihre Arme waren völlig verkümmert, doch dafür spannten sich seitlich von Hals und Kopf zwei breite Hautlappen, welche die Moha fast wie eine Kobra erscheinen ließen. Auch Istima schien völlig benommen. Ihre Augen starrten blicklos ins Leere. Allein in ihren beiden Schwanzspitzen schien noch Leben zu stecken: sie zuckten unruhig hin und her.

Verschwommen malten sich auf dem Boden metal-

lisch schimmernde Linien ab. Mehrere Schutzzirkel aus irisierendem Erz waren in den Boden eingelassen. Einer der Schlangemenschen tauchte mit etwas Schwarzem auf den Armen auf. Einer jungen Ziege. Sie wurde an einen Pfahl zwischen den Erzlinien gebunden. Der Kopf des Tiers wirkte unnatürlich gestreckt und besaß zwei Paar gewundene Hörner. Meckernd zerrte die Ziege an dem Lederstrick, mit dem sie angebunden war.

Müde beobachtete Melikae Abu Dschenna, der unruhig in der Höhle auf und ab lief. Der Magier stellte fettglänzende schwarze Kerzen auf den Schnittpunkten der Heptagramme auf, malte mit verschiedenfarbigen Kreiden verschlungene Zeichen auf den Boden, legte nach einem rätselhaften System Opale, bunte Glasschlacke und schillernde Perlen aus. Nach einer Weile fielen der Sharisad die Augen zu.

Als sie wieder erwachte, war die Höhle noch dichter mit Rauch gefüllt. Die Stimme des Magiers hatte die Sharisad aus ihrem unruhigen Schlaf geweckt. Heiser brüllte Abu Dschenna fremdartige Namen. Er hielt jetzt ein Schwert in der Rechten und in der Linken einen langen Zauberstab aus dunklem Holz. Seine Diener waren verschwunden. Nur Istima und die schwarze Ziege waren noch immer da. Und noch etwas ...

Das bunte Schimmern der gläsernen Windlichter schien plötzlich eine Spur blasser zu werden. Abu Dschennas Stimme war zu einem heiseren Murmeln erstorben. Beunruhigt sah Melikae, daß jemand lange

Eisennägel über die Linien des Schutzzirkels gelegt hatte, in dem sie und Istima angekettet waren. Wieder hatte sie das Gefühl, daß sich noch etwas in der niedrigen Höhle befand. Der Rauch schien sich plötzlich zusammenballen zu wollen. Etwas sich Windendes, Gestaltloses erhob sich kurz unter der Decke. Bläuliche Blitze zuckten um die Eisennägel.

Im nächsten Augenblick zog sich der Rauch in dichten Wirbeln um die Ziege zusammen. Das Meckern des Tieres wurde lauter, schriller und brach plötzlich ab. Etliche Herzschläge lang herrschte bedrückende Stille, in der allein das Knistern der schwelenden Räucherpfannen zu hören war. Dann fiel etwas klatschend vor die Füße der Sharisad. Ein blutiger Klumpen Fleisch, so groß wie eine Männerfaust!

»ICH HABE DEINEN RUF GEHÖRT!« In der Stimme schienen sich alle nur denkbaren Tonlagen zu vereinen. Wollüstiges Stöhnen, vergnügtes Kindergeschrei, der tiefe Baß eines alten Mannes, die hohe Fistelstimme eines Kastraten ...

Ängstlich blickte Melikae sich um. Kurz schien im Rauch neben ihr ein Frauengesicht umrahmt von zuckenden Schlangenleibern zu erscheinen.

»ICH KENNE DEINEN WUNSCH, VERRUCHTER!«

Erneut leuchteten bläuliche Lichtzungen um die Eisennägel. Diesmal griffen sie auch auf Teile des metallenen Schutzzirkels über und leckten ein Stück weit ins Innere.

»Ich ... ich will es nicht mehr!«

Ein Geräusch wie Sturmbräusen brachte die kleine

Höhle zum Erzittern.

»Kehr zurück hinter die Mauer!« Abu Dschennas Stimme erhob sich als ein schrilles Kreischen. Wild tobten die Rauchwirbel durch die Luft. Ein Arm, der wie die Schere eines Hummers aussah, schlug nach dem Zauberer, stieß gegen eine unsichtbare Barriere und löste sich auf. Ein riesiges Maul voller Zähne erschien und verschwand wieder.

Erneut liefen Blitze an den Nägeln entlang. Diesmal waren sie noch gleißender und heller. Melika versuchte sich in die Mitte des Heptagramms zurückzuziehen und kauerte sich halb über den Leib der besinnungslosen Sklavin. Nur wenige Zoll hatten die Blitze diesmal noch von der eisernen Handfessel getrennt, die im Boden verankert war.

»Weiche zurück, Caljinaar!«

Die dämonische Kreatur, die Abu Dschenna heraufbeschworen hatte, antwortete dem Magier mit Donnergetöse. Feiner Gesteinsstaub rieselte von der Höhlendecke, und der Fels knirschte bedrohlich. Wieder zuckten Blitze um den Bannkreis und krochen knisternd die Nägel entlang. Das blaue Leuchten griff auf Istimas Handfessel über, und die Sklavin wand sich kreischend. Dann erreichte eines der unheilvollen blauen Zünglein auch Melikaes Eisenschelle. Fast im selben Moment wurden die Nägel wie von Geisterhand fortgerissen. Wie Pfeile schossen sie auf den Magier zu und schlugen krachend gegen seinen Zauberstab.

Tausendstimmiges Wutgeheul füllte die Höhle.

Kleine Steine lösten sich aus der erbebenden Decke und hüpfen unheilvoll klackernd über den Boden. Einige der Kerzen erloschen. Die Felsen ringsherum verloren ihre Gestalt. Steinerne Arme bildeten sich überall und griffen in die Höhle herein. Wie geschmolzenes Wachs tropfte Granit von der Decke und bildete binnen weniger Atemzüge miteinander verschmelzende Stalaktiten und Stalagmiten. Alles Feste schien sich aufzulösen. Die Luft war von buntem Schillern erfüllt.

»DU WIRST MEINER RACHE NICHT ENTGEHEN, ABU DSCHENNA!«

Melikae kauerte auf dem Boden, preßte die Hände gegen die Ohren und betete voller Verzweiflung zu Rastullah. Immer wieder flüsterte sie den Namen des Gottes, so als sei er eine Schutzformel gegen das entfesselte Toben dämonischer Kräfte. Endlich verebbten die Schreie. Nur schweflicher Gestank war zurückgeblieben.

»Hat es dich berührt?« Der Magier hatte seinen Schutzzirkel verlassen, wagte es aber noch nicht, in den Bannkreis zu treten, in dem Istima und Melikae lagen. Müde schüttelte die Sharisad den Kopf. Der Blitz hatte zwar nach der Eisenfessel geleckt, doch ohne ihr Schmerzen zu bereiten. Sie erinnerte sich daran, wie die Sklavin sich schreiend aufgebäumt hatte, als das blaue Licht nach ihrer Fessel griff. Ängstlich blickte sie über die Schulter nach Istima. Die Moha lag hingestreckt auf dem Boden und rührte sich nicht. Ihre Schuppenhaut schimmerte in allen Farben des

Regenbogens.

»Caljinaar hat den Eingang zur Höhle versiegelt. Er ist mit geschmolzenem Gestein geschlossen. Doch fürchte dich nicht, ich werde einen Weg finden, uns zu befreien.« Vorsichtig trat der Magier in den Bannkreis und löste die eiserne Handfessel. »Komm jetzt mit mir in den anderen Schutzzirkel. Ich habe gesehen, wie es nach Istima gegriffen hat. Rastullah allein mag wissen, welche Kräfte sie jetzt hat.«

Melikae versuchte aufzustehen, doch noch immer waren ihre Glieder so schwer wie Blei. Schließlich bückte sich Abu Dschenna, nahm sie vorsichtig auf die Arme und trug sie an den erstarrten Stalaktiten vorbei zum anderen Ende der Höhle.

»Ich werde dich von hier fortbringen!«

Melikae beobachtete, wie das Licht der Kerzen trüber wurde. Die heiße stickige Luft brannte ihr bei jedem Atemzug in den Lungen. Sie hatte das Gefühl einer gewaltigen Last auf der Brust. Keuchend rang sie nach Atem.

Abu Dschenna hatte einen kleinen Rubinring vom Finger gezogen, führte ihn an die Lippen, um ihn zu küssen, und rief ein befehlendes Wort. Dann legte er den Ring auf den Boden, und der in Gold gefaßte Edelstein wuchs, bis schließlich eine menschenähnliche Gestalt vor ihnen auftrug.

»Du hast mich gerufen, Meister. Was ist dein Begehrt?«

»Bring uns in meinen Palast zurück, mein Freund.«

Die Rubingestalt verneigte sich. »Wie du wünschst,

Gebieter!«

Ein Augenblinzeln später fanden sich Melikae und Abu Dschenna in einem funkelnden Ei aus kaltem Rubin eingeschlossen. Das Ei schwebte durch eine Finsternis, die jenseits seiner schützenden Schale herrschte. Nur hier und dort waren metallenen schimmernde Adern zu sehen. Dann brach das Kristallei zerberstend durch den Mosaikfußboden des Palastes. Sofort fügten sich die Abertausende von Splittern wieder zu der Rubingestalt zusammen. Stumm verneigte sich der Dschinn noch einmal vor ihnen. Dann verschwand er wieder im Fußboden.

Mißmutig brütend saß Omar unter einer Palme und starrte auf die niedrigen Lehmhäuser von Keft. Die Stadt, in der den Novadis einst Rastullah erschienen war, hatte Omar nur Unglück gebracht. Vor zwei Tagen hatte er seine Stute an Leomar abgeben müssen. Der Ungläubige hatte mit seiner Prophezeiung recht behalten. Tatsächlich waren die meisten seiner Krieger zurückgekehrt, und auch viele neue Männer hatten sich unter seinem Banner versammelt. Ärgerlicher als der Verlust war die Tatsache, daß in ganz Keft kein gutes Pferd mehr zu bekommen war. Hunderte von Gläubigen waren noch in der Stadt versammelt, da sich erst vor kurzem zum zweihundertfünfzigstenmal der Tag der Offenbarungen Rastullahs gejährt hatte. In der ganzen Stadt schwirrten Gerüchte umher. Manche behaupteten, daß sich die großen Küstenstädte Thalusa und Khunchom freiwillig dem

Patriarchen Tar Honak unterwerfen wollten, um einer Plünderung durch al'anfanische Truppen zu entgehen. Andere waren der Meinung, daß die Heiden einen Feldzug gegen Keft planten, um die heilige Stadt dem Erdboden gleichzumachen. Das Ergebnis dieses Geredes war, daß niemand, der ein auch nur halbwegs brauchbares Kamel oder Pferd sein eigen nannte, bereit war, es zu verkaufen. Natürlich hätte Omar auch jederzeit ein Reittier von Leomar haben können, doch war er zu stolz, um ein solches Almosen anzunehmen.

Es gab allerdings noch zwei andere Wege, um an ein Pferd zu kommen. Er konnte eins stehlen. Natürlich kämen als Opfer nur Pilger in Frage, die weit aus dem Westen gekommen waren, von jenen fernen Oasen, die sich bislang zumeist aus dem Krieg gegen die Al'Anfaner herausgehalten hatten. So könnte irgendein fetter alter Scheich seinen Beitrag zum Kampf um die Freiheit des Kalifats leisten. Omar schmunzelte. Das war der Weg, den er bevorzugte. Die zweite Möglichkeit wäre, sich auf ein Duell einzulassen, seine Edelsteine als Pfand zu setzen und vom anderen zu verlangen, daß er sein Pferd bot.

Seit drei Tagen wußte Omar, daß er beobachtet wurde. Einige verschleierte Kasimiten stellten ihm nach. Sie hatten sogar in Leomars Feldlager Erkundigungen über ihn und seine Taten eingeholt. Auch jetzt saß einer von ihnen nur ein paar Schritt entfernt im Schatten der halb eingerissenen Stadtmauer und starrte zu ihm herüber. Wahrscheinlich ahnten sie,

daß er nicht wirklich zu ihnen gehörte. Aber, sollten sie nur kommen ...

In einer Lücke der Stadtmauer erschien Raschid, begleitet von seinem schwergewichtigen Halbbruder Ammad. Der Beni Schebt winkte Omar lachend zu. »He, Fußgänger! Wir haben eine prächtige Kamelstute aufgetrieben, die dich gern tragen wird, wenn du ihrem Besitzer die Hochzeit seiner Tochter ausrichtest und vor allem den Brautschmuck für sie kaufst.«

»Und wahrscheinlich sind ihre zahllosen Verwandten so gefräßig wie siebenköpfige Raupen, so daß ich, wenn ich das Bankett bezahlt habe, nackt und unbewaffnet in die Schlacht reiten muß.«

»Das würde ich nicht sagen ...« Raschid und Ammad tauschten verschwörerische Blicke. Die beiden standen jetzt dicht vor Omar, und es schien, als hätten sie alle Mühe, nicht laut loszulachen.

»Also heraus damit!« Omar wußte genau, daß die zwei ihn nicht mehr in Ruhe lassen würden, bis sie sich ausgiebig über seine Lage lustig gemacht hatten.

»Nun«, fing Ammad an, »wie du weißt, geht dein Unglück vor allem meinem Bruder Raschid sehr zu Herzen, der dich als großen Krieger verehrt und der behauptet, noch niemals habe es jemanden unter Rastullahs Sonne gegeben, der sein Schwert so wie du zu führen versteht. Ganz gleich, ob man es hören will oder nicht, er erzählt einfach jedem mit Begeisterung von euren gemeinsamen Abenteuern und ganz besonders von deinen Heldentaten.«

»Und?«

Die beiden tauschten wieder einen ihrer verschwörerischen Blicke. Dann verneigte sich Raschid vor Ammad und sagte im unterwürfigsten Ton zu ihm: »Du bist der beste Geschichtenerzähler in unserer Sippe. Du hast angefangen, nun bring die Sache auch zu Ende. Ich bin sicher, ich könnte es nicht so treffend schildern wie du.«

Ammad erwiderte kurz die Verbeugung und wandte sich dann wieder grinsend Omar zu. »Nun, wir beide waren heute morgen in der Karawanserei und haben uns nach einem Reittier für dich umgesehen, und, wie gesagt, Raschid hat wieder lauthals mit den Heldentaten seines kasimitischen Freundes geprahlt. Schließlich kam so ein alter Kerl zu uns und hat angefangen, nach dir zu fragen. Er konnte gar nicht genug von den Geschichten bekommen, die Raschid zu erzählen hatte, obwohl mein Halbbruder sie nicht gerade mit großer Kunstfertigkeit vorzutragen verstand und vor allem den Bericht über eure Kämpfe mit allerlei übertriebenen Gesten unterstrich. Jedenfalls bat der Alte uns nach einer Weile, mit ihm zu kommen. Sein Verhalten dabei erschien mir schon ein bißchen seltsam. Einen Augenblick lang habe ich sogar geglaubt, er sei ein Magier. Er brachte uns in ein prächtiges Gästezimmer in der Karawanserei, dessen Boden mit Teppichen ausgelegt war, so dick, daß man bis zu den Knöcheln in ihnen versank. Inmitten des Zimmers war ein Lager aus Kissen errichtet, um das herum Tücher aus feinstem Leinen von der Decke hingen. Der Alte bat uns, vor dem Lager Platz zu nehmen,

uns wurde ein Tee gereicht, und dann sollte Raschid noch einmal von deinen Abenteuern erzählen. Hinter den Tüchern sah man einen dunklen Schatten sich bewegen, und einmal, als sich die Tür zu der Kammer öffnete und ein Luftzug die Leinentücher bewegte, konnte ich sogar einen kurzen Blick auf die Gestalt erhaschen, die sich dort vor uns verbarg. Du wirst es gewiß schon ahnen: Auf dem Lager lag die Tochter eines Hairans. Ihre Figur war zwar weniger mit der Zartheit einer Wüstengazelle als vielmehr mit der ausladenden Kraft eines Ongalobullens zu vergleichen, doch dafür hatte sie eine kristallklare Stimme. Als Raschid mit seinen Erzählungen über dich zum Ende gekommen war, wurden wir von dem Alten gebeten, kurz die Kammer zu verlassen. Vor der Tür wartend, hörte ich, wie sich die Wüstenblume mit ihrer kristallinen und überraschenderweise auch recht lauten Stimme dafür aussprach, dich kennenzulernen. Alles weitere haben wir mit dem Alten geklärt, als er wieder aus dem Zimmer kam und ...«

»Warte!« Omar war aufgesprungen und hatte Raschid bei seinem Kaftan gepackt. »Will mir dein Halbbruder vielleicht gerade sagen, daß ihr beide mich an die dicke kleine Tochter irgendeines Hairans verkuppelt habt?«

Ammad verzog beleidigt das Gesicht. »Du kannst nicht behaupten, ich hätte jemals gesagt, sie sei klein. Das ist ...«

»Das ist doch auch gleichgültig«, unterbrach ihn Raschid. »Alles, was zählt, ist die Tatsache, daß dir die-

se Hochzeit eine erstklassige Stute einbringen wird. Oh ... ich rede natürlich von dem Kamel. Und wenn dir das Mädchen nicht gefällt, dann nimmst du eben später einmal eine zweite Frau ...«

»Du hast mich verkuppelt, um mir ein Kamel zu verschaffen, du Vater der Einfalt!« Omars Rechte näherte sich dem Schwertgriff. Wütend stieß er Raschid von sich weg. Dann riß er beide Arme hoch und brüllte: »Habe ich dir nicht tausendmal von Melikae erzählt? Es gibt keine andere Frau für mich, du kaktusköpfiger Narr. Ihr habt den Handel doch nicht etwa schon besiegelt?«

»Natürlich habe ich das nicht getan, du undankbarer Esel, doch ich finde, du solltest dir die Sache in Ruhe überlegen. Was willst du noch von dieser hochmütigen Melikae? Du hast mir ihren Brief öfter vorgelesen, als ich in meinem ganzen Leben die neunundneunzig Gebote Rastullahs aufgesagt habe. Sie will nichts mehr mit dir zu tun haben. Sieh das doch endlich ein, du sturer Bock!«

»Und die Rose? Sie straft die Worte in dem Brief Lügen.« Omar faßte sich an die kleine Silberdose auf der Brust. »Willst du es sehen? Sie ist noch frisch und unverwelkt wie an dem Tag, als ich sie neben mir im Boot gefunden habe.«

»Vielleicht treibt auch irgendein böser Dschinn mit dir sein Spiel, Omar«, mischte sich Ammad in den Streit ein. »Du solltest dir das Angebot gut überlegen. Wenn du heiratest, dann hast du endlich eine eigene Sippe. Du kannst doch nicht für immer allein

bleiben! Außerdem kannst du nicht mit uns gegen die Ungläubigen ziehen, wenn du kein Reittier auftreibst. Du bist kein richtiger Krieger, solange du kein Pferd oder Kamel besitzt.«

Hinter Ammad tauchte plötzlich die dunkle Gestalt des Kasimiten auf, der eben noch im Schatten der Mauer gesessen hatte. »Entschuldigt, Brüder, wenn ich euch unterbreche, doch ich wurde unfreiwillig Zeuge eures Gesprächs. Ist es richtig, daß jener Omar behauptet, zu den Söhnen Kasims zu gehören, und daß diese Behauptung auch bei den Verhandlungen zu einer Hochzeit vorgetragen wurde?«

»Wer will das wissen?« fragte Omar gereizt. Wenn sich die Geschichte weiter so entwickelte, würde bald halb Keft von diesem Heiratsabkommen wissen, und er könnte sich unmöglich davon zurückziehen, ohne eine Blutfehde mit der Sippe der verstoßenen Braut heraufzubeschwören.

»Man nennt mich Surkan ben Tulachim.«

Omar beobachtete aus den Augenwinkeln, wie Ammad sichtlich zusammenzuckte, als er den Namen des Kasimiten hörte. Er selbst jedoch blieb davon unberührt. Omar hatte noch niemals etwas von diesem Mann gehört. »Ich möchte dich bitten, dich nicht in unser Gespräch einzumischen, Surkan. Die Angelegenheit geht allein mich und meine beiden Freunde etwas an.«

»Da irrst du, Omar. Ich und alle meine Brüder, die dich in den letzten Tagen gesehen haben, wir fragen uns, wer du sein magst. Aus welcher Sippe

stammst du? Weder meine Brüder aus Kireh noch die aus dem blühenden Yiyimris haben jemals von einem Kasimiten gehört, der ein Schwert von der Echteninsel trägt. Wer also hat dich gezeugt Omar, der du unseren Haß auf alles verhöhnst, was aus den Krallen des geschuppten Volkes stammt? Wo bist du geboren? Welche schändliche Amme hat einem wie dir die Brust gereicht?»

»Ich wüßte nicht, warum ich solch einem Großmaul wie dir Rechenschaft schuldig sein sollte, Surkan.« Omar maß den Mann abschätzend. Der Krieger war mehr als einen Kopf größer als er. Nach Art der Kasimiten war er von Kopf bis Fuß in schwarze Gewänder gehüllt und trug das Gesicht verschleiert, so daß nur noch die Augen zu sehen waren. Der Novadi fragte sich, ob Rastullah ihm die Wahl abnehmen wollte und sein Schicksal so fügte, daß er durch ein Duell zu einem neuen Reittier kam.

»Sei vorsichtig mit dem Kerl!« zischte Ammad leise. »Man nennt ihn Surkan den Skorpion. Angeblich war seine Mutter eine gorische Hexe, die ihn mit Pferdeblut gesäugt hat. Jedenfalls trifft sein Schwert so schnell und so tödlich wie der Stachel eines Skorpions. Vielleicht solltest du dich lieber mit ihm einigen.«

»Was habt ihr Kerle zu flüstern?« Surkan griff nach dem Schwertgurt der über seine Schulter lief, und löste ihn. Seine Waffe war ein riesiger Doppelkhunchomer aus silberblauem Stahl.

»Mein Freund hier sagt es sei besser, Frieden mit

dir zu schließen, doch allein der Anblick deines Schwertes vermag mich davon nicht zu überzeugen. Was wirfst du mir eigentlich vor?»

»Kein Kasimit in dieser Stadt glaubt, daß du zu uns gehörst. Viele meinen, daß du ein blaßhäutiger Ungläubiger aus dem Norden bist, der nach Keft kam, um durch seinen Irrglauben Rastullah zu beleidigen, und der einen Schleier trägt um seine Abkunft und sein sonnengelbes Haar zu verbergen. Andere wieder behaupten, du seiest ein entlaufener Sklave, der den Ring seines Herren unter dem Schleier verbirgt. Ich aber denke, du bist etwas noch viel Schlimmeres. Für mich ist das Schwert an deiner Seite der Beweis, daß du aus dem verfluchten Maraskan stammst und jene Dämonen anbetest, die die Echsen in ihrem Wahn für Götter halten.«

Für einen Augenblick hatte es Omar die Sprache verschlagen. Ihn im heiligen Keft einen Götzenanbeter zu nennen, das war wohl die übelste Beleidigung, die es unter Rechtgläubigen nur geben konnte. Alle Krieger und Pilger, die zwischen den Palmen des kleinen Hains vor der Stadtmauer rasteten, hatten ihre Gespräche beendet und verfolgten gespannt seinen Streit mit Surkan.

»Du glaubst also, du könntest hierherkommen, mich beleidigen und so dazu reizen, gegen die Gebote der Mawdliyat von Keft zu verstoßen. Du weißt doch genau, daß sie Kämpfe zwischen Rechtgläubigen nicht wünschen, solange die al'anfanischen Götzenanbeter in Mherwed herrschen.«

»Du führst deine Zunge mit der Wortgewalt eines Feiglings, Omar. Doch ich werde nicht zulassen, daß du jene täuschst, die die Zeugen unseres Streites sind. Ich glaube dir weder, daß du ein Kasimit bist, noch daß du zu Rastullah betest. Einen Ungläubigen aber darf ich bekämpfen. Noch dazu, da er diesen heiligen Ort mit seinen frechen Lügen entweiht. Ich werde dir deinen falschen Schleier herunterreißen, damit jeder sieht, was du dahinter zu verbergen hast.«

Omar zog sein Tuzakmesser aus dem Gürtel und ließ es neben sich zu Boden fallen. »Ich bin nicht bereit, gegen das Wort der Mawdliyat zu verstoßen, nur weil ein Raufbold sein Blut in den Sand rinnen sehen will. Da bei Männern wie dir Worte allein allerdings nicht genügen, mache ich dir folgendes Angebot, Surkan. Man soll uns zwei Hölzer bringen, die in ihrer Länge mit den Abmessungen unserer Waffen übereinstimmen. Mit ihnen werden wir uns einen Kampf liefern, und die Menge soll bestimmen, wem von uns als erstem ein Schlag gelingt, der mit einem Schwert tödlich gewesen wäre. Wenn ich unterliege, werde ich meinen Schleier abnehmen und mich auch sonst deinen Forderungen unterwerfen. Sollte ich aber der Sieger sein, so verlange ich, daß du dich bei mir für deine Lügen entschuldigst, mir zur Sühne dein Pferd überläßt und meine Ehre als Krieger fortan nicht mehr beschmutzt. Bist du mutig genug, dich auf ein solches Duell einzulassen?«

Surkan lachte verächtlich. »Du sprichst mit der Stimme eines Wüstenflohs, der den Tod fürchtet.

Deine Worte sind das hilflose Gestammel eines Feiglings. Dennoch werde ich mich auf deinen Vorschlag einlassen, damit die Wahrheit ans Licht kommt, denn da ich im Namen Rastullahs streite, werde ich gewiß nicht verlieren.«

Es dauerte eine halbe Stunde, bis zwei passende Holzstäbe für die beiden Streiter gefunden waren. Es waren fein polierte Zeltstangen, die ein Scheich für das Duell zur Verfügung stellte. In dem Palmhain vor der Stadt hatten sich inzwischen mehrere hundert Schaulustige eingefunden, die dem Kampf des berühmten Surkan beiwohnen wollten. Unter ihnen befand sich auch mehr als ein Dutzend Kasimiten, die sich um ihren hünenhaften Recken geschart hatten. Einer von ihnen massierte Surkan die Schultern.

Bei Omar standen allein Raschid und Ammad. Leomar, der mit seinen Männern ebenfalls gekommen war, hielt sich ein wenig abseits. Offenbar hielt er es für klüger, sich nicht für eine der beiden Seiten zu entscheiden, bevor der Ausgang des Duells feststand. Auf den Falschen zu setzen, mochte ihn schließlich einiges von seiner Geltung als Feldherr kosten. Dicht bei dem Ungläubigen standen Mustafa ibn Khalid ibn Rusaimi, der junge Sultan von Unau und Jikhbar ibn Tamrikat, der Wesir des Herrschers. Erst vor wenigen Tagen hatten die Mawdliyat von Keft öffentlich bestätigt, daß Mustafa der nächste Verwandte des verstorbenen Kalifen sei und damit ein Anrecht auf den Thron von Mherwed erheben könne.

Omar war aufgeregt. Die führenden Männer des Widerstands gegen die Al'Anfaner hatten sich im Palmenhain versammelt um dem Zweikampf beizuwohnen, den man – ähnlich einem Pferderennen – als angenehme Abwechslung im Alltag der Oasenstadt betrachtete. Durch diese Zuschauer bekäme der Kampf ein Gewicht, das ihm nicht gebührte. Die nächste Stunde mochte darüber entscheiden, ob Omar ein Held oder auf immer zum Gespött werden würde. Wenn man ihm den Schleier herabriß, würde man die Narben finden, die der Sklavenring ihm in den Hals geschnitten hatte. Zwei der Anwesenden konnten in ihm sogar den Sklaven aus dem Gefolge von Melikae erkennen: Raschid, vor dem er bislang sein Gesicht verborgen hatte, und der greise Wesir, der zugegen gewesen war, als Abu Feisal der Prachtige ihn nach dem Tanz von Melikae zum Tode verurteilt hatte.

Unruhig rieb sich der Novadi die schweißnassen Hände an der Reithose trocken. Dann blickte er durch die Palmwipfel zum Himmel hinauf. Jede Kleinigkeit konnte in einem solchen Kampf entscheidend sein. Ein plötzlicher Windstoß, der Staub aufwirbelte und einen von beiden kurz blendete, mochte zum Beispiel allein über Sieg oder Niederlage entscheiden.

»Bist du fertig, schlangenzüngiger Bastard?« Surkan hatte seine Zeltstange gepackt und war breitbeinig in den Kreis getreten, den man für den Zweikampf abgesteckt hatte.

Omar erhob sich schweigend. Er hoffte, auf diese

Weise nicht weniger Eindruck auf die versammelten Krieger zu machen als der überhebliche Kasimit. Prüfend wog er die Zeltstange in der Hand. Sie hatte zwar dieselbe Länge wie sein Tuzakmesser, doch war sie um einiges leichter. Dann blickte er wieder zu Surkan.

Der Kasimit ließ seinen Kampfstab wild durch die Luft wirbeln, und etliche der Zuschauer belohnten seine Kunststückchen mit begeistertem Jubel. Zweifellos war die Mehrheit der Männer auf seiner Seite. Nun, ich werde dafür sorgen, daß diese blutgierigen Geier um ihr Schauspiel gebracht werden! dachte Omar wütend. Der Kampf sollte ein schnelles Ende finden!

»Seid ihr mit den Waffen einverstanden, die man euch gebracht hat?« Der weißbärtige Wesir war in den Kreis getreten. Er sollte bei dem Duell der Richter sein.

Als Zeichen ihrer Zustimmung verneigten sich die beiden Krieger vor Jikhbar.

»Gut, so möge der Kampf beginnen. Ich möchte euch allerdings noch einmal daran erinnern, daß hier nicht auf Leben und Tod gestritten wird. Ihr beide habt euch verpflichtet, euch dem Gesetz der Mawdliyat zu unterwerfen, das blutige Zweikämpfe verbietet. Sieger wird derjenige sein, welcher als erster einen solchen Treffer landet, der, wäre er mit einem Schwert erzielt worden, zum Tode führen würde.«

Nachdem der Wesir den Kampfplatz verlassen hatte, musterten sich die beiden Krieger gegenseitig

einige Augenblicke lang. Beide hatten sie ihre Holzscherter leicht erhoben, bereit, einen überraschenden Ausfall des anderen abzuwehren. Über dem Palmhain lag Totenstille. In atemloser Spannung erwartete die Menge den Ausgang des Zweikampfes.

Schließlich stürmten beide Krieger gleichzeitig aufeinander los, so als hätten sie ein geheimes, für alle anderen unsichtbares Zeichen erhalten. Omar riß seinen Stock hoch, umklammerte ihn fest mit beiden Händen, täuschte einen Angriff gegen den Hals des Kasimiten an und führte dann mit voller Wucht einen Schlag gegen Surkans Brust, während er gleichzeitig versuchte, sich unter der Waffe des Gegners hinwegzuducken. Doch der Kasimit hatte nicht einmal den Versuch gemacht, seinen Angriff zu parieren. Statt dessen führte er beidhändig einen Schlag gegen Omars linke Schulter, der den Novadi fast im selben Augenblick traf, da er selbst mit seinem Angriff Surkans Deckung durchbrochen hatte.

Stöhnend brach der Novadi unter der Wucht des Hiebs in die Knie, während Surkan nach Luft ringend seinen Kampfstab fallen ließ. »Na schön ... Echsendiener ...«, stieß der Kasimit keuchend hervor. »Wir sind beide ... gleich gut. Auf diese Weise ... können wir unseren Streit ... nicht entscheiden.«

Omar schüttelte den Kopf. »Hätten wir den Kampf mit scharfen Waffen geführt, wärest du jetzt tot. Ich habe dich zuerst getroffen. Du hättest mich nicht mehr erwischt.«

»Willst du mich etwa einen Lügner nennen, Götzen-

anbeter?«

»Ich wäre dann ein Lügner, wenn ich dich als mir ebenbürtig anerkennen würde.«

Wutschnaubend wandte sich Surkan an den Wesir. »Hat er mich früher getroffen als ich ihn? Du bist unser Schiedsrichter. Entscheide!«

Jikhbar strich sich nachdenklich über den Bart, bevor er antwortete. »Meine Augen sind nicht mehr so flink wie zu der Zeit meiner Jugend, und es mag ihnen vielleicht etwas entgangen sein, doch für mich sah es so aus, als hättet ihr euch zur gleichen Zeit einen Hieb versetzt.«

»Hörst du das, Bastard? Der Wesir sagt, daß man nicht unterscheiden kann, wer als erster zugeschlagen hat. Willst du auch ihn einen Lügner nennen?«

Der Novadi verneigte sich vor Jikhbar. »Ich erkenne das Urteil unseres Schiedsrichters an, auch wenn er selbst dessen Richtigkeit in Zweifel zieht.« Natürlich wäre es klüger gewesen, auf die letzte Bemerkung zu verzichten, doch Omar war zu stolz, um den falschen Schiedsspruch ganz ohne Widerworte hinzunehmen.

»Willst du etwa auch Jikhbar ibn Tamrikat, den Wesir von Unau, einen Lügner nennen?« ereiferte sich Surkan. Unter den Zuschauern erklang drohendes Gemurmel. »Ich verlange, daß der Hochmut dieses Fremden bestraft wird. Niemand weiß, wer er ist oder woher er kommt, trotzdem erlaubt er sich, den Wesir und meine kasimitischen Brüder mit seinen Reden zu beleidigen. Nur Blut kann diese Schande abwaschen. Soll er doch zeigen, ob seine Klinge so

schnell wie sein Mundwerk ist. Ich jedenfalls fürchte dieses Großmaul nicht!«

»Recht gesprochen, Krieger!« Ein von den Jahren gebeugter alter Mann war aus der Menge hervorgetreten. Obwohl er – nach seinem Aussehen zu schließen – schon mehr als siebenzig Sommer gesehen haben mochte, war seine Stimme noch laut wie Donnerhall, und augenblicklich verstummten die Streitereien unter den Zuschauern. »Ich habe gehört, welchen schrecklichen Verdacht du gegen den verschleierte Fremden geäußert hast. Dieser Fall hat ein anderes Gewicht als die kleinmütigen Streitereien zwischen verfeindeten Sippen. Es stellt sich die Frage, ob dort einer gekommen ist, um ganz Keft und damit auch Rastullah zu verhöhnen. Die einen mögen die flinke Zunge des Verschleierte vielleicht loben und ihn einen großen Krieger heißen, doch für mich, Ruhollah Marwan al-Hendj, den ersten Mawdli von Keft ist er ein Aufschneider und Großsprecher. Ich weiß, Rastullahs Blick ruht nun auf uns, und der eine Gott wünscht Gerechtigkeit. Befiehlt er nicht selbst in seinem einundvierzigsten Gebot: *Der Gottgefällige hemmt niemals seinen Zorn, wenn seine Ehre verletzt, gekränkt oder in Frage gestellt wurde!* So will ich für diesen Kampf das Verbot aufheben, sich auf Leben und Tod zu befenden. Ich bin sicher, Rastullah selbst wird die Schwerthand desjenigen der beiden führen, der im Recht ist. Ebenso sicher bin ich mir, daß ich schon jetzt weiß, wer gewinnen wird. Nun geht und macht euch bereit!«

Voller Abscheu musterte Omar den keifenden alten Mann. Er hatte schon viel von Ruhollah Marwan gehört, dem gestrengsten aller Mawdliyat, und er war sich darüber im klaren, daß der Alte seinem Tod beiwohnen wollte. Doch warum haßte ihn der Mann? Er konnte nicht wissen, daß er ein ehemaliger Sklave war. Oder wollte der Mawdli gar nicht ihn, sondern jemand anderen treffen? Omar wußte, daß Ruhollah die Anwesenheit des ungläubigen Feldherrn vor Keft verurteilte und daß er Leomars Siege mit noch keinem Wort gutgeheißen hatte. Ebenso empört war er darüber, daß der Sultan von Unau sich nicht von dem Fremden fernhielt. Haßte Ruhollah ihn am Ende nur deshalb, weil er an der Seite Omar al-Yeshinnas – wie Leomar von seinen Kriegern genannt wurde – gekämpft hatte? Sollte sein Tod in Wirklichkeit den Nimbus des Feldherrn schädigen? Oder hatte Ruhollah tatsächlich Surkans Anschuldigungen geglaubt?

Omar blickte zu Leomar, und der Krieger nickte ihm freundlich zu. Ich werde gewinnen, schwor sich der Novadi stumm. Doch danach wollte er nie wieder eines dieser sinnlosen Duelle austragen. Mochte Surkan glauben, es sei allein sein gerechter Zorn, der ihn in den Kampf trieb. Omar wußte es besser! Sie beide waren längst zu Figuren in den Intrigenspielen der Mächtigen geworden, die schon jetzt darum kämpften, wer einst den größten Einfluß auf den neuen Kalifen haben würde.

Der Novadi war zu Raschid und Ammad zurückgegangen. »Massiert mir die Schulter!« knurrte er ge-

reizt. »Dieser Lump hat mich übel erwischt.«

Mit zusammengebrochenen Zähnen ertrug Omar den Schmerz, als Raschid mit seinen kräftigen Händen die Prellung bearbeitete. Auch Surkan ließ sich von einem seiner Freunde die Schultern kneten. Ein anderer brachte dem Kasimiten einen schweren Reitersäbel. Offensichtlich zog der Krieger es nach seinen Erfahrungen in ihrem ersten Kampf vor, eine leichtere und schnellere Waffe als seinen Doppelkhunchomer zu führen. Omar lächelte zufrieden. Das war bereits ein erster Sieg! Surkan traute seinem eigenen Schwert nicht mehr!

Nachdenklich strich der Novadi über das Tuzakmesser, das so lange seinem Freund Gwenselah gehört hatte. Wäre es recht, den Kasimiten zu töten? Was hätte ihm sein Freund geraten?

Omar straffte sich. Es war töricht, sich vor dem Kampf mit solchen Gedanken zu quälen. Denn wenn er deshalb gleich in einem falschen Augenblick zögern würde, mochte es ihn das Leben kosten. Daß dieser zweite Kampf stattfand, war zu einem guten Teil seine eigene Schuld. Nun mußte er die Sache beenden!

Entschlossen stand der Novadi auf und rief mit fester Stimme über den Kampfplatz: »Bist du bereit, dein Leben in Rastullahs Hand zu geben, Surkan von den Söhnen Kasims?«

Einen Atemzug lang schien der Kasimit verunsichert, daß Omar so schnell zu dem neuen Kampf bereit war. Dann war auch er auf den Beinen und betrat den Kampfplatz.

Wie zwei wütende Löwen umkreisten sich die beiden Streiter, und doch wagte keiner von ihnen, den ersten Angriff zu führen.

Es steht außer Zweifel, daß Surkan ein erfahrener Krieger ist, überlegte Omar. Wenn er seinerseits den ersten Angriff wagte, dann wäre der Kasimit einen Moment lang im Vorteil, sofern es ihm gelänge, den Schwerthieb zu parieren. Sollte er trotzdem das Risiko eingehen? Surkans Augen musterten ihn kalt. Ob der Kasimit gerade dasselbe dachte? Ein Lichtstrahl brach durch das Dickicht der breiten Palmwedel und fiel dem Krieger ins Gesicht. Surkan blinzelte. Wie eine Viper zuckte Omar vor. Der Kasimit wollte seine Waffe hochreißen, doch er war einen winzigen Augenblick zu spät. Omar wich zurück, bereit, einen Gegenangriff des Kasimiten abzuwehren, falls der Krieger noch die Kraft dazu haben sollte. Surkan blickte ihn entsetzt an. Leicht taumelnd tat er einen Schritt in Omars Richtung. Der Säbel fiel ihm aus der Hand. Noch immer sah ihn der Kasimit mit schreckensweiten Augen an, dann sank er langsam in die Knie.

Einige von Surkans Gefährten eilten herbei und nahmen sich des Sterbenden an. Der Novadi wandte sich angewidert vom Anblick des Todes ab. Er fühlte sich bodenlos müde. Raschid schloß ihn in die Arme und beglückwünschte ihn zu seinem Sieg. Auch Omar al-Yeshinnas war jetzt an seiner Seite. Jemand flüsterte ihm zu, der Sultan wolle ihn sprechen, doch all dies erschien dem Novadi seltsam unwirk-

lich. Obwohl sich Dutzende von Menschen um ihn drängten, hatte Omar das Gefühl, alles wie aus weiter Ferne zu beobachten. Er wünschte nur noch, allein zu sein und dem beifälligen Gemurmeln der Schmeichler zu entgehen.

»So also begab es sich, daß Omar zu einem neuen Pferd kam und zum ersten Mal das Aufsehen jenes stolzen Mannes erregte, der einmal unser Kalif werden sollte. Nur wenige Tage verstrichen, bis der Novadi wieder an Leomars Seite gegen die Ungläubigen ritt. Diesmal eroberten sie Malkillahbad, jene Stadt, nahe der die Truppen des glücklosen Kalifen Abu Dhelrumun ibn Ghamallah so vernichtend geschlagen worden waren. Von den hundert Ungläubigen aber, die sich dort verschanzt hatten, überlebte keiner, denn groß war der Zorn derer, die ausgezogen waren, die Schande ihrer toten Anverwandten zu rächen. Vier Tage lang vermochte Leomar mit seinen fünfhundert Streitern die Stadt zu halten, bis er sich schließlich mit tausend erbeuteten Lasteseln und Kamelen in die Weiten der Khom zurückzog. Selbst die Mawdliyat mußten in jenen Tagen anerkennen, daß Leomar die Gnade des einzigen Gottes genoß, doch um so mehr stachelten sie auch den Stolz der Wüstensöhne an, denn es durfte nicht sein, daß der Krieg gegen die Al'Anfaner zuletzt vielleicht von einem Kämpfer entschieden wurde, der weder an Rastullah glaubte, noch im Lande der ersten Sonne geboren war.

Die Tapferen aber, die an der Seite Leomars gefochten hatten, und die Pilger, die in Keft des kühnen Helden ansichtig geworden waren, trugen die Kunde seiner Taten während der Zeit des Winterregens bis in die entferntesten Winkel der

Khom, und als sich der Himmel viele Gottesnamen lang verfinsterte, erglühete hell das Licht der Hoffnung in den Herzen derer, die sich schon fast in die Sklaverei Al'Anfas gefügt hatten.»

In den Gassen, die an den Basar der Teppichhändler angrenzten, erklang geschäftiges Lärmen. Während Mahmuds Erzählung waren die Stunden der Glut-hitze verstrichen, und überall in der Stadt nahmen Handwerker und Händler ihre Arbeit wieder auf. Allein im Basar der Teppichhändler herrschte für einige Augenblicke Schweigen, nachdem der alte Märchenerzähler seine Geschichte unterbrochen hatte. Mahmud beobachtete, wie die Menschen, noch im Zauber des Märchens gefangen, ihren Gedanken nachhingen. Meister Arom, der Zwerg, drehte nachdenklich mit Daumen und Zeigefinger eine der Spitzen seines Schnauzbartes, während sein Diener gerade damit begann, mit einem Metallstab in der Glut des Drachenfasses herumzustochern. Zwei Teppichknüpferinnen tuschelten leise miteinander. Einer der Soldaten rückte seinen Waffengurt zurecht und ging breitbeinig, so als getraue er sich jetzt, es mit drei Dschinnen gleichzeitig aufzunehmen, die Gasse hinab. Almandina hingegen bewies ihren Sinn für das Praktische und zog mit Mahmuds Holzschüssel zwischen den Zuhörern herum, um von ihnen Geld und andere Gaben einzusammeln, bevor sie in Erinnerung an ihr noch zu verrichtendes Tagwerk eilig den Basar verließen.

»Jetzt hast du ja doch von Dschinnen erzählt; es kamen sogar gleich zwei in der Geschichte vor«, murmelte der kleine Omar leise.

Mahmud blickte zu dem Jungen hinab und lächelte breit. »Ich muß gestehen, du hast mich ertappt. Als du mich vorgestern nach Dschinnen gefragt hast, habe ich an die beiden gar nicht mehr gedacht. Aber sie spielen in der Geschichte doch keine große Rolle.«

Omar runzelte die Stirn und schüttelte dann heftig den Kopf. »Das finde ich nicht. Schließlich haben sie beide Melikae das Leben gerettet. Welch größeren Dienst kann ein Dschinn einem Menschen leisten?«

»Nun ja ...« Mahmud war von dem Jungen überrascht. Nüchtern betrachtet hatte Omar recht. »Also, das erste Mal kam die rettende Hilfe doch gegen den Willen Melikaes, und auch was die Rettung aus der Höhle betrifft, bin ich mir nicht sicher, ob die Sharisad wirklich glücklich darüber war. Doch mehr dazu wirst du heute abend erfahren.«

»Aber ist die Sharisad denn nicht zufrieden mit der Wandlung Abu Dschennas? Schließlich konnte der Magier sie aus Liebe doch nicht verzaubern, und ...«

Mahmud legte den Finger auf die Lippen, und Omar schwieg. »Erinnerst du dich noch daran, was ich dir vorhin gesagt habe? Natürlich könnte ich dir schon jetzt verraten, wie es mit den beiden weitergeht, doch stehle ich dir damit die Spannung. Du willst mir doch sicher auch nachher noch zuhören!«

Der kleine Junge blickte verlegen zu Boden und murmelte schließlich betreten: »Du hast recht, Mah-

mud. Ich werde mich daran halten. Aber komm bitte nicht wieder so spät wie gestern abend. Ich würde sogar auf mein Abendessen verzichten, wenn ...«

»Omar!« Der Vater des Jungen hatte sich erhoben und winkte dem Kleinen ungeduldig zu.

»Ich muß jetzt gehen!« Omar war aufgesprungen, verneigte sich aber noch kurz vor Mahmud. »Mein Vater will mich noch mit auf den Kamelmarkt nehmen. Sonst würde ich mich darauf freuen, aber jetzt, da du da bist, bliebe ich viel lieber bei dir.«

»Deine Worte schmeicheln mir, mein kleiner Freund, doch wenn du weise bist, solltest du deinen Vater lieber nicht warten lassen. Ich verspreche dir, daß ich heute abend auf keinen Fall ohne dich anfangen werde. Schließlich hast du die letzten zweieinhalb Tage treu an meiner Seite gesessen und mir bei der schwierigen Aufgabe des Erzählens stets Beistand geleistet. Sei also versichert, daß du nun auch auf meine Treue zählen kannst, mein Freund.«

»Ich werde bestimmt nicht zu spät kommen!« Omar warf dem Märchenerzähler einen letzten dankbaren Blick zu, dann sprang er auf und lief seinem Vater hinterher, der schon ein paar Häuser weitergegangen war.

»Heute waren deine Zuhörer großzügiger als gestern zur Mittagszeit. Drei haben sogar Silberstücke in die Schale geworfen. Wenn das so weitergeht, wirst du hier in Fasar noch ein reicher Mann, Mahmud.« Almandina war zum Märchenerzähler zurückgekehrt und überreichte ihm das Geld, das sie in der

Holzschale gesammelt hatte. Der Alte warf einen nachdenklichen Blick auf die Handvoll Münzen, die ihm der Morgen eingebracht hatte. Zusammen mit dem, was er in den letzten beiden Tagen eingenommen hatte, mochte es reichen, um für zwei oder drei Gottesnamen durch die kleinen Dörfer im Hügelland südwestlich von Fasar zu ziehen. Dort müßte es ihm leichtfallen, ihre Spur zu verwischen.

Mahmud kratzte sich nachdenklich am Kinn. Selbstverständlich konnte es auch sein, daß er sich alles nur einbildete. Welche Beweise gab es schon dafür, daß der schwarze Krieger aus seinen Träumen ihm folgte? War es richtig, die Sache so ernst zu nehmen?

»Hast du etwas?« Almandina blickte ihn aus ihren großen Augen fragend an. »Was bekümmert dich? Seit heute morgen wirkst du so seltsam.«

Mahmud reckte sich und lächelte der Bettlerin zu. »Ich fürchte, das ist das Alter. Man wird mit den Jahren nachdenklich und melancholisch. Doch es ist gut, wenn du mich aus meinen Tagträumen reißt. Wir sollten jetzt zum Hof des Bethauses gehen und die Decke abholen, die ich dort zurückließ. Ich habe große Pläne mit dir, Almandina. Dieses Mal kann ich es mir nicht leisten, die ganze Zeit über zu schlafen, denn wir beide werden uns einer ernststen Angelegenheit widmen.«

»Wie meinst du das?« Almandina schien verwirrt und eingeschüchtert. »Habe ich irgend etwas falsch gemacht?«

»Nein, meine Gute. Im Gegenteil. Ich glaube, ich

habe jene Gabe entdeckt, die Rastullah dir geschenkt hat, damit du mit ihrer Hilfe dein Leben meisterst. Wir werden üben, was zu beachten ist, wenn man ein Märchen erzählen will. Wie du deine Worte wählen muß, wie man aus dem Nichts eine Geschichte erfindet, wo man innehält und wann die Zeit zum Lächeln kommt, wo man seine Erzählung abbricht und an welcher Stelle man den Faden wieder aufnimmt. Du sollst ...«

»Wenn ich nun aber gar kein Talent habe?«

»Unsinn! Wer eine Stimme wie du hat, ist zum Erzählen geboren. Du wirst es schon sehen. Außerdem werde ich an deiner Seite sitzen und dir weiterhelfen, wenn es Schwierigkeiten geben sollte. Also sei unbekümmert! Es wird dir bestimmt gelingen.« Mahmud konnte Almandina ansehen, daß seine Worte ihre Zweifel nicht zerstreut hatten. Trotzdem folgte sie ihm ohne Widerspruch, als er sich erhob und langsam die enge Gasse hinaufging.

Er erinnerte sich noch gut daran, wie er sich zum ersten Mal auf einem Marktplatz niedergelassen hatte, um eine Geschichte zu erzählen. Er war damals schon recht alt gewesen. In seiner Vergangenheit hatte er gelernt, den Unwägbarkeiten und Gefahren des Lebens die Stirn zu bieten. Und doch war da dies flaue Gefühl im Magen gewesen, als er sich auf dem winzigen Marktflecken des Fischerdorfes niedersetzte, in dem seine lange Wanderschaft begonnen hatte. Die ersten drei Sätze waren die schwersten. Sie entschieden meist schon darüber, ob seine Zuhörer verweilen

würden. Wenn diese Schwelle überwunden war, dann wurde alles weitere leichter. Mahmud hatte immer das Gefühl, selbst vom Fluß der Erzählung mitgerissen zu werden. Alle Unruhe und Unsicherheit waren dann vergessen. Aber vielleicht lag das auch an seinem besonderen Verhältnis zu der Geschichte um Omar und Melikae. Dies würde Almandina nicht mit ihm teilen können, selbst wenn sie einst die berühmteste Märchenerzählerin im Land der Ersten Sonne sein sollte.

Als er die Ecke zur Gasse der Fleischhauer erreichte, blickte Mahmud zurück. Die Menschenmenge, die eben noch um ihn versammelt gewesen war, hatte sich verlaufen. Nur wenige Zuhörer waren zurückgeblieben, um die Waren der Teppichhändler zu prüfen.

Mahmuds Blick verweilte einen Augenblick lang bei einem Krieger mit rotem Turban. Auch wenn er jetzt gelangweilt einen Teppichstapel begutachtete, hätte Mahmud schwören mögen, daß der Kerl ihm gerade noch hinterhergestarrt hatte. Ob der Krieger ihn verfolgte? Nachdenklich runzelte der Alte die Stirn. Konnte es sein, daß ...? Er kniff die Augen zusammen. Nein! Der Mann war viel zu jung! Vor ihm brauchte er keine Angst zu haben!

Persihan saß im Fenster und kämmte ihr langes schwarzes Haar, wie sie es jeden Nachmittag tat, um Reisende auf sich aufmerksam zu machen und auf ihr Zimmer zu locken. Sie war in einer der Oasen

weit im Westen der Khom geboren worden, und seitdem ihr Mann, ein wandernder Kesselflicker und Schwertfeger, von seiner letzten Reise nicht zurückgekehrt war, mußte Persihan in dieser fremden Stadt ihren Leib verkaufen, um ihre drei Kinder am Leben zu erhalten.

Die Stunden der Gluthitze waren verstrichen, doch noch immer zeigten sich keine Reisenden auf der großen Straße in den Süden. Die Hitze erschien Persihan heute besonders drückend. In der Nachbarschaft hatte sie eben noch lauten Streit gehört, und die gereizte Stimmung, die über den halbverfallenen Häusern des Viertels am Stadtrand lag, erschien der Nomadin fast greifbar. An Tagen wie diesem zogen die Männer schon wegen der nichtigsten Kleinigkeiten ihre Dolche, um sich zu befehlen.

Weit im Süden kam ein einsamer Reiter die Straße entlang. Hastig glitt Persihan vom Fenstersims und eilte zur Treppe, Rastullah stumm darum bittend, daß keine der anderen käuflichen Frauen auf den Fremden aufmerksam werde. Am Hauseingang angekommen, zog sie den ohnehin schon unzüchtig kurzen Rock noch ein Stück über die Knie, warf einen prüfenden Blick auf das ausladende Dekollete und lehnte sich dann gegen die Haus wand.

Jaulend huschte ein Hund aus einer der angrenzenden Gassen und lief mit eingeklemmtem Schwanz quer über die große Straße. Deutlich zeichneten sich die Rippen des Tiers in dem verfilzten, grauen Fell ab. Hinkend verschwand der Köter in den Ruinen eines

verlassenen Hauses. Persihan fragte sich, wie er es wohl geschafft haben mochte, bislang noch nicht in einem Kochtopf zu landen. Hundefleisch sollte angeblich sehr gut schmecken. Sie leckte sich über die geschminkten Lippen. Es war lange her, seit sie zum letzten Mal Fleisch gegessen hatte. Vielleicht sollte sie den Reisenden ziehen lassen und lieber ein Messer holen, um dem Hund zu folgen. Viel war an ihm nicht mehr dran, aber für eine kräftige Brühe würde es gewiß reichen. Den Kleinen würde das sicher gut-tun.

Der fremde Reiter war jetzt weniger als hundert Schritt entfernt, so daß Persihan ihn besser erkennen konnte. Der Mann hatte das Hattah nach Art der Kasimiten geschlungen, so daß sein Gesicht verschleiert war. Am Sattel hing blinkend ein silberner Helm. Der Reiter trug ein weites Obergewand und eine grüne Hose, auf der goldene Stickereien glänzten.

Geduldig wartete die junge Frau, bis der Fremde sie beinahe erreicht hatte. Dann trat sie ihm entschlossen in den Weg und setzte ihr bezauberndstes Lächeln auf. »Erlaubt mir, Euch die Mühsal Eurer Reise vergessen zu machen, Herr. Wie ein Dschinn erfülle ich jeden Eurer Wünsche und will Euch sogar mit Gesang erfreuen, wenn Euch danach gelüstet.«

Müde wandte der Reiter sein Haupt. Seine Augen wirkten leer, wie tot. »Wie kommst du auf den Gedanken, mir könne der Sinn danach stehen, in deinen Armen zu liegen, törichtes Weib?«

Persihan schluckte. Sie würde sich nie an die

Grobheit gewöhnen, mit der die meisten Männer Frauen wie sie behandelten, doch noch wollte sie den Fremden nicht ziehen lassen. Sein Pferd und seine Kleider verrieten Reichtum. Einen Gast wie ihn hatte sie schon lange nicht mehr gehabt! »Ich kann auch für dich kochen, deine Kleider ausbürsten oder dich mit einem Märchen unterhalten, Fremder. Anders als die anderen Frauen dieser Straße vermag ich dich auf vielerlei Arten zu erfreuen. Ich könnte dir auch deine müden Muskeln kneten und ...«

»Es gab nur eine Frau, deren Gesellschaft ich jemals gesucht habe. Verschon mich mit deinen falschen Verheißungen! Welchen Grund sollte es für mich geben, bei einer billigen Hure zu verweilen?«

Persihan spürte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Wenn sie ein Mann gewesen wäre, dann hätte sie den Fremden ihren Dolch spüren lassen, doch so blieben ihr nur Worte, um ihrer Wut freien Lauf zu lassen. »Möge Rastullah Fluch und Schande auf deinen Weg bringen! Glaubst du vielleicht, ich sei so versessen auf dich, der du dein häßliches Gesicht aus Scham hinter einem Schleier verbergen mußt? Wenn ich nicht dein Geld brauchte, um meine Kinder zu ernähren, böte ich mich niemals einem Mann wie dir an. Du magst zwar reiche Kleider und ein prächtiges Pferd besitzen, doch dein Herz ist arm und verkümmert!« Wutschnaubend wandte die Frau sich ab, und sie hatte schon fast die Tür ihres Hauses erreicht, als hinter ihr die Stimme des Reiters erklang.

»Hier, nimm das für deine Kinder!« Neben ihr

schlug eine schimmernde Silbermünze in den Staub der Straße.

Einen Augenblick lang rang Persihan mit sich. Was könnte sie nicht alles für das Geld kaufen! Doch wenn sie die Münze nähme, gäbe sie ihren letzten Stolz auf. Sie dachte an den jämmerlichen alten Hund, den sie gesehen hatte. Sie sollte sich lieber wirklich ein Messer holen und sehen, ob sie ihn erwischte. So wütend, wie sie war, würde sie nicht einmal vor einem Drachen zurückschrecken. »Behalt dein Geld für dich, Fremder! Ich bin keine Bettlerin, die Almosen nimmt. Du hast meinen Dienst zurückgewiesen, also gibt es auch keinen Grund für mich, dein Silber zu nehmen. Versuch es bei einer anderen! Du wirst auf dieser Straße genug Frauen finden können, die keinen Stolz mehr haben und für Geld alles tun.« Persihan spuckte auf das Silberstück und trat in ihr Haus. Sie besaß hier zwar nur ein einziges Zimmer, dennoch nannte sie es in Gedanken immer ihr Haus. Das hörte sich einfach besser an und war ja auch nicht ganz falsch.

Im engen Flur mit der Holzstiege hatte sich noch die Hitze der Mittagsstunden gehalten. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, eilte sie die ausgetretene Treppe hinauf. Sie fühlte sich so gut wie schon seit vielen Gottesnamen nicht mehr. Was sie getan hatte, war großartig, und es war lange her, daß sie sich auf solche Art behauptet hatte.

Als sie in ihr Zimmer trat, sah sie kurz nach der kleinen Suleika: Sie lag in Tücher gehüllt auf den

Schilfmatten, die ihnen allen als Bett dienten. Wie ein Kätzchen hatte sich das Mädchen zusammengerollt und schlief fest. »Heute abend werden wir Fleischbrühe essen«, flüsterte Persihan und strich der Kleinen über das samtweiche Haar. Dann trat die Nomadin zu der schmalen Kiste hinüber, in der sie ihren ärmlichen Hausrat verwahrte: Schalen und Holzlöffel, ein Kamm aus Knochen, dem schon die Hälfte der Zinken fehlte, den schmalen Silberreif, das letzte von ihrem Brautschmuck übriggebliebene Stück, und jenes Messer, das sie als kleines Mädchen von ihrer Mutter geschenkt bekommen hatte. Prüfend wog sie es in der Hand. Es war nicht für den Kampf geschaffen, sondern dazu, einer Frau bei ihren Hausarbeiten zu dienen. Die Klinge mußte schon so oft geschliffen worden sein, daß sie mit der Zeit ganz schmal geworden war, doch für den räudigen Köter würde das alte Messer schon reichen. Sie könnte ja auch noch ein paar schwere Steine auflesen, überlegte Persihan, als sie das Zimmer durchquerte und zur Tür eilte. Sie wollte gerade die Hand auf den verschrämmten alten Holzknauf legen, als die Tür aufschwang. Vor Schreck wäre Persihan fast das Messer aus der Hand gefallen, denn vor ihr stand der Krieger, den sie auf der Straße beleidigt hatte.

Die Nomadin wich einen Schritt zurück. Was kam jetzt? Wollte er sich an ihr rächen? War sie zu weit gegangen? Sie blickte auf das Messer in ihrer Hand. Sollte sie ... Nein, das würde es nur noch schlimmer machen! »Erlaubst du, daß ich meine kleine Tochter

zu einer Nachbarin bringe? Sie soll nicht sehen, wie du ...« Persihan versagte die Stimme.

»Laß sie!« Der Fremde trat in das Zimmer und schloß die Tür hinter sich. »Ich habe dir Unrecht getan, und ich wollte mich bei dir entschuldigen. Du warst im Recht, als du mich verflucht hast. Mein Weg ist fluchwürdig, doch ich ...« Er schüttelte den Kopf. »Du sagtest, du würdest mich massieren und meine Kleider ausbürsten. Würdest du auch Hafer und Wasser für mein Pferd besorgen? Es gäbe noch einige andere Dienste, die du mir erweisen könntest, ohne dabei deine Ehre zu verkaufen. Du wirst kein Almosen von mir bekommen, sondern eine angemessene Entlohnung.«

Persihan nickte. Noch traute sie dem Krieger nicht. Doch gleichgültig, was er letzten Endes von ihr wollte, es war sicherlich klüger, zunächst einmal zuzustimmen und ihn nicht zu verärgern.

»Ich werde mich gern um Euer edles Roß kümmern, Herr. Auch in den anderen Angelegenheiten ...«

»Um meinen Hengst kümmere ich mich schon selber. Du sollst nur Hafer und einen Eimer Wasser besorgen«, unterbrach sie der Fremde barsch. »Er duldet keinen außer mir in seiner Nähe.« Persihans Kleine regte sich unruhig auf dem Bett und stöhnte laut im Schlaf. Der Reiter warf einen Blick auf das Kind und fuhr dann in freundlicherem Ton fort. »Du mußt entschuldigen, wenn ich grob bin, aber ich habe lange Zeit in der Gesellschaft von Kriegern verbracht, und dort vergißt man nur allzuleicht die guten Sitten.«

Die Nomadin nickte. »Wenn ich für Euren Hengst Hafer holen soll, dann müßt Ihr mir Geld geben, denn was Ihr an das Tier verfüttert, ist besser als das, was auf meinem Tisch steht.«

»Die Welt ist ein grausamer Ort, der vielerlei Prüfungen für den Rechtgläubigen bereithält«, entgegnete der Mann ungerührt. Dann öffnete er einen kleinen Samtbeutel, der an seinem perlenbestickten Waffengurt hing, und reichte ihr eine silberne Zechine. »Nun geh!«

Persihan blickte auf das Bett. Sie wollte die kleine Suleika nicht mit dem Krieger alleinlassen. »Erlaubt, daß ich zunächst mein Mädchen in die Obhut einer Amme in der Nachbarschaft bringe. Ich möchte nicht, daß sie Eure Ruhe stört, Herr.«

»Du hältst mich wohl für sehr einfältig! Glaubst du, ich gäbe dir mein Geld und ließe dich dann einfach ziehen? Das Mädchen bleibt hier, und wenn ich dich bis Sonnenuntergang nicht wiedersehe, werde ich sie mit mir nehmen. Geh jetzt, Weib! Ich schwöre dir bei meiner Ehre als Streiter des Kalifen, daß ich über den Schlaf deines Mädchens wachen werde und ihr nichts zuleide tue. Kränk mich nicht, indem du an mir zweifelst. Möge Rastullahs Zorn mich auf der Stelle niederstrecken, wenn ich auch nur ein einziges Mal in meinem Leben mein Schwert ohne Not oder in einer ungerechten Sache gezogen hätte.«

Persihan zauderte. Der Mann machte ihr angst. Vielleicht war es wirklich das beste, ihm zu gehorchen und seine Wünsche zu erfüllen, damit er so

schnell wie möglich wieder verschwand. Noch einmal beugte sie sich über Suleika und schlug heimlich ein schützendes Zeichen über das Kind. Dann verließ die Nomadin ihr schäbiges Zimmer.

Als Persihan wiederkehrte, war sie überrascht, Suleika fröhlich lachend auf den Knien des Fremden sitzen zu sehen. Der Mann hatte den Schleier abgenommen, um das Kind nicht zu erschrecken, und ging auf jeden Schabernack der Kleinen ein. Ein unbekannter Kummer schien tiefe Furchen in das Gesicht des Reiters gezogen zu haben. Sein Haar war an den Schläfen vor der Zeit ergraut, und sein Blick wirkte zwar wachsam, doch schien kein Feuer mehr in seinen Augen zu lodern, so als habe er die Hoffnung auf Glück schon lange aufgegeben. Persihan kannte sie gut, jene zunächst fast unscheinbaren Male, die einem Gesicht Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit aufprägten. Sie fanden sich auch in den Gesichtern derer, die gleich ihr in dieser namenlosen Straße am Rande von Fasar lebten. Doch was konnte einem reichen und mächtigen Krieger begegnet sein, das ihn derart veränderte? Persihan wagte nicht, ihn zu fragen. Wenigstens dem Augenschein nach war der Fremde mit allen Gaben Rastullahs gesegnet. So übergab sie ihm Hafer und Wasser und schaute zu, wie er die schmale Stiege hinabstieg.

Verträumt beobachtete sie von ihrem Fenster aus, wie der Reiter sein Pferd versorgte, ihm den Hafersack vorband und später das Fell striegelte, bis

es schwarz in der Sonne glänzte. Wäre sie nicht ihrem Kesselflicker gefolgt, vielleicht hätte auch sie die Frau eines stolzen Kriegers werden können. Wie es wohl wäre, ein Leben an der Seite eines solchen Mannes zu führen?

Als er wieder heraufkam, schickte der Reiter sie fort, um alles Nötige für ein Abendessen zu beschaffen. Diesmal gab er ihr sogar eine Goldmünze! Dazu äußerte er den seltsamen Wunsch, daß sie sich nach den Märchenerzählern, die zur Zeit in der Stadt weilten, erkundigen solle. Vor allem nach einem alten Mann mit Namen Mahmud möge sie sich umhören.

Zwei Stunden kostete es sie, den Auftrag auszuführen, denn einen bestimmten Märchenerzähler in den verwinkelten Basaren zu finden, war so aussichtsreich, wie das Wort Rastullahs in der Stadt der ungläubigen Kaiserin jenseits der Goldfelsen zu predigen. Sie hatte von drei Männern gehört, auf die die Beschreibung des Reiters zutraf, doch deren Namen hatte sie nicht in Erfahrung bringen können. Der eine war jeden Abend bei den Zelten der Nomaden anzutreffen, die am Rande der großen Stadt lagerten. Ein zweiter saß angeblich auf dem Kamelmarkt, der dritte aber mußte wohl irgendwo im Basar der Teppichhändler aufzufinden sein.

Während Persihan dem Fremden erzählte, was sie in Erfahrung gebracht hatte, massierte sie ihn mit feinem Öl, das sie bei einem Seifenhändler gekauft hatte, Schultern und Rücken. Auch wenn der Reiter sich über seine Person noch weiterhin in Schweigen

hüllte, so legten seine Narben doch ein beredtes Zeugnis von seinem Leben ab. Fast verborgen zwischen den Falten des Halses erkannte sie Male, die verrieten, wo einst ein Sklavenring ins Fleisch geschnitten haben mußte. Auch fand sie die unverwechselbaren Spuren längst verheiliter Peitschenhiebe auf seinem Rücken. Feine, hellere Linien auf Brust und Armen zeugten von zahllosen Kämpfen und den Wunden, die der Fremde dabei davongetragen haben mußte. Von dieser Sorte Narben fand Persihan nicht eine auf dem Rücken. Wer oder was auch immer der Reiter sein mochte, eines war gewiß: Er war gewandt genug, einen Feind niemals seinen Rücken treffen zu lassen. Er mußte ein großer Held sein! Die Nomadin seufzte leise. Wenn sie nur wenigstens seinen Namen wüßte! So könnte sie nicht einmal erzählen, wen sie an diesem Abend bei sich beherbergt hatte. Doch ihr würde ohnehin niemand glauben, daß ein edler Recke, der sicherlich sogar den Kalifen kannte und um den sich gewiß viele Geschichten rankten, bei ihr für ein paar Stunden Quartier genommen hatte. Nur jene Nachbarn, die das Pferd vor dem Haus gesehen hatten, wüßten, daß sich an diesem Tag etwas Außergewöhnliches in ihrem heruntergekommenen Viertel ereignet hatte.

»Genug jetzt!« Der Fremde streckte sich und richtete sich auf dem Bett auf. »Wo willst du kochen?«

»Auf dem Hof, Herr. Dort gibt es eine Feuerstelle. Soll ich beide zubereiten?« Persihan wies auf die beiden hölzernen Käfige, in denen zwei Hühner mit

gebrochenen Flügeln hockten, die sie auf dem Markt eingekauft hatte.

»Wie lange wird es dauern?«

»Bis sie gerupft, ausgenommen und am Spieß gebraten sind ... Zwei Stunden, vielleicht auch ein wenig länger.«

Der Fremde blickte zum Himmel, wo sich die Sonne im Osten schon fast bis zum Horizont neigte und bald hinter den hochaufragenden Ausläufern des Raschtulswalls verschwinden würde.

»Das reicht«, brummte er halblaut. »Er wird so schnell nicht verschwunden sein.«

»Der Märchenerzähler? Ist er ein Freund von dir?«

Der Fremde antwortete nicht. Statt dessen griff er nach seinen Satteltaschen, die er neben den Strohmatten abgelegt hatte, und holte schwarzgefärbte Reitkleider aus einem dicken Leinenstoff daraus hervor. Dann legte er seine Hose ab. Schamhaft blickte Persihan beiseite. Wollte er jetzt doch ...?

Der Reiter beachtete sie nicht. Er bürstete seine Kleider aus und war dabei sosehr in Gedanken versunken, daß er sie gar nicht mehr wahrzunehmen schien. Also nahm die Nomadin ihre Tochter auf den Arm, griff nach den beiden Käfigen mit den unruhig gackernden Hühnern und ging auf den Hof.

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, als der Fremde ihr folgte. Er war wieder mit seinem Schwert gegürtet und trug eine schwarze Reithose sowie ein Wams aus feinem Schafsfleder. Über dem rechten Arm hing sein Kettenhemd. Links hielt er

Helm und Schild.

»Ich habe mir gedacht, ich könnte meine Arbeit auch draußen tun. Es ist stickig in deinem Zimmer. Hier ist die Luft angenehmer.«

Persihan beobachtete, wie er sich mit dem Rücken zur Mauer niederließ und seine Rüstung zu putzen anfang. Bald schon umringten ihn neugierige Kinder, die seine Ausrüstung betrachteten. Er ließ sie sogar damit spielen. Hassan, ihr ältester Sohn, kam mit dem prächtigen Spangenhelm zu ihr herüberstolz und fühlte sich offensichtlich wie der Held eines Märchens. Natürlich war der Helm viel zu groß für den Kinderkopf. Der Nasenschutz ragte ihm weit über die Lippen hinaus, und das Kettengeflecht, das man daran einhaken konnte, hing Hassan bis zum Bauchnabel. Trotzdem marschierte er so stolz den Hof auf und ab, als würde er zur Leibwache eines der Erhabenen gehören.

Persihan lächelte. Still genoß sie das Glück des Abends. Sie hatte genug zu essen für sich und die Kinder. Ihr Gast war freundlich und spielte sogar mit den Kleinen. Es war lange her, daß sie sich so unbeschwert gefühlt hatte. Mit einem stummen Gebet dankte sie Rastullah, als die fette Ayla aus dem Hauseingang geschlurft kam und sich neben ihr niederkauerte.

»Na, wieder ein neuer Mann im Haus?« Die Nachbarin verzog abfällig das Gesicht. »Wenn ich damals gewußt hätte, daß du auch so eine bist, hätte ich deinem Mann niemals das Zimmer verkauft.«

Persihan versuchte, Aylas Sticheleien zu überhören. Seit dem Tod ihres Mannes ging das schon so. Hunderte Male hatte sie die Ungläubige verflucht, doch abgesehen davon, daß Ayla immer dicker wurde, wollte ihr einfach kein Leid widerfahren. In der ganzen Nachbarschaft war ihre scharfe Zunge gefürchtet, doch wagte niemand, ihr etwas anzutun, denn sie war die Geldverleiherin des Viertels, und es gab kaum jemanden, der nicht in ihrer Schuld stand. Wenn man schlecht über sie redete, dann schickte sie einem einfach ein paar Halunken auf den Hals und ließ so auf unsanfte Art ihr Geld samt Zinsen eintreiben.

»Wer ist der Strauchdieb, den du da angeschleppt hast? Und woher hast du das Geld, dir Hühnchen zu leisten?«

»Mein neuer Freund gehört zu den Murawidun, den Mündeln des Kalifen. Er ist ein berühmter Krieger. Du solltest besser nicht abfällig über ihn reden.«

Ayla lachte laut auf. »Ein Murawid? Hier? Dein letzter Gast hat wohl zum Abschied den Verstand aus dir herausgeprügelt, Weib! Was sollte ein Murawid wohl hier tun? Sieh ihn dir doch an, wie klein und schmal er ist. Das soll ein Streiter des Kalifen sein? Ein Strauchdieb ist er! Ich wette mit dir, daß er das Pferd und die Rüstung gestohlen hat. Ein solcher Kerl würde zu dir passen. Ein Herumtreiber, genau wie dein toter Mann. Macht dir ein paar Kinder und verschwindet dann wieder.«

»Redest du von mir, Weib?« Lautlos war der Fremde

neben das Feuer getreten, und Ayla zuckte erschrocken zusammen – doch schon im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder gefaßt.

»Du schleichst ja wie ein Pferdedieb, Kerl. Für den Ruf eines Mannes ist das nicht gerade vorteilhaft. Was hast du in diesem Hof verloren? Ich kann mich nicht erinnern, dich hierher eingeladen zu haben.«

»Du bist also die Herrin dieses Palastes.« Der Fremde warf einen kurzen Blick auf das schäbige Bauwerk. »Dein Haus und du, ihr paßt zueinander. Man sieht euch beiden an, daß ihr schon bessere Tage erlebt habt.«

»Für einen Pferdedieb, der achtgeben sollte, mit wem er sich anlegt, nimmst du das Maul ganz schön voll. Ich bin die wichtigste Frau dieser Straße und könnte dir mehr Ärger bereiten, als du auf deinen schmalen Schultern tragen kannst, du jämmerlicher Wicht. Also pack dein Diebesgut und verschwinde von hier!«

Der Krieger hob abwehrend die Hände. »Ich erzittere vor deinem Zorn, gewichtigste Frau dieser Straße! Verzeih, wenn ich die Fülle deiner Macht nicht sofort erkannt habe.« Im Hintergrund lachten einige Kinder, und auch Persihan hatte alle Mühe, ein Lächeln zu verbergen. »Da du nun Gebieterin dieses Hofes bist, möchte ich wissen, wieviel es kostet, ihn für eine Nacht zu mieten.«

»Mehr als ein alberner Kerl wie du sich leisten könnte, denn ich nehme weder gestohlene Pferde noch irgendwelche Waffen oder Rüstungen als Pfand.«

»Und wie wäre es hiermit?« Der Fremde löste den samtenen Geldbeutel von seinem Gürtel, holte zwei Zechinen heraus und drückte sie Ayla in die Hand.

Mißtrauisch besah sich die Geldverleiherin die beiden Münzen im Licht der Flammen und prüfte sie dann mit den Zähnen. Schließlich ließ sie die Silberstücke in einer zwischen den Falten ihres weiten Rockes verborgenen Tasche verschwinden.

»Du nimmst meinen Vorschlag also an?«

Ayla nickte und warf einen gierigen Blick auf den Beutel des Kriegers.

»Gut. Als rechtmäßiger Herr dieses Hofes bitte ich dich nun in aller Höflichkeit zu gehen, denn dein Anblick verdirbt mir die Laune, Weib.«

Die Geldverleiherin warf dem Fremden einen bösen Blick zu, dann erhob sie sich schwerfällig und verschwand durch den Hintereingang.

»Du hättest sie nicht derart reizen dürfen. Sie ist keine Frau, die so etwas einfach auf sich sitzen läßt.«

Der Fremde winkte lachend ab. »Was sollte sie uns schon tun? Sie ist doch nur ein grantiges Weib, vor dem die Männer davonlaufen.«

Persihan schüttelte zwar den Kopf, antwortete ihm jedoch nicht. Sie wollte ihrem Gast mit ihren Sorgen nicht das Festmahl verderben, das er so großzügig gespendet hatte. Doch die Nomadin wußte nur zu gut, daß Ayla eine solche Schmach nicht einfach hinnähme und daß die Geldverleiherin sie in den nächsten Gottesnamen die Überheblichkeit des Fremden büßen ließe.

So vermochte das Essen der Nomadin schließlich keine rechte Freude zu bereiten, obwohl der Fremde sich alle Mühe gab, sie aufzumuntern und die Kinder schallend über die Geschichten und Späße lachten, mit denen er sie den ganzen Abend über unterhielt. Plötzlich jedoch sprang er mitten im Satz auf, ergriff sein Schwert und war mit einem Sprung in der Dunkelheit jenseits des kleinen Lichtkreises verschwunden, den das Feuer in die Nacht schnitt.

Verblüfft blickte sich Persihan um. Der Krieger war wie vom Erdboden verschluckt. Die Nomadin mußte an die Geschichten denken, die man sich über Dschinne erzählte, und an die tolldreisten Späße, die diese unheimlichen Geisterwesen angeblich manchmal mit Menschen trieben. Sollte der Fremde etwa ...

Sie starrte noch immer auf den Platz, an dem ihr Gast eben erst gesessen hatte, als Männer mit Fackeln und Speeren durch den Hintereingang auf den Hof traten. Ihre himmelblauen Kaftane wiesen sie als Gardisten des Habled ben Cherek aus, eines mächtigen Händlers, der durch seine Skrupellosigkeit und seinen Reichtum bis unter die Erhabenen aufgestiegen war.

»Bist du Persihan, die Frau des Kesselflickers?« Eine blonde Offizierin mit blankem Schwert in der Hand trat vor die Nomadin.

Persihan nickte. »Was wollt ihr von mir? Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen!«

»Man wirft dir vor, einem Raubmörder und Pferdedieb Unterschlupf gewährt zu haben. Im Namen

meines Herrn erkläre ich dich hiermit für verhaftet.«

Die Nomadin wurde gepackt und zur Tür gezerrt. »Ich bin unschuldig!« rief sie verzweifelt. »Im Namen Rastullahs schwöre ich, daß ich den Fremden nicht kannte. Ich habe keinen Anteil an seinen Verbrechen!«

Die Offizierin lachte kalt. »Spar dir deinen Atem! Mich wirst du mit deinem Jammern nicht erweichen. Gleichgültig, wohin ich komme: Bislang hat mir noch jeder geschworen, er sei unschuldig, selbst Mörder, die ich noch mit blutiger Waffe in der Hand stellte. Mit deinen Klagen wirst du hier niemanden beeindrucken, Kindchen.« Die Kriegerin trat nach einigen der herumliegenden Hühnerknochen. »Willst du etwa leugnen, daß du eben erst hier mit ihm dein Mahl geteilt hast? Schafft sie mir aus den Augen! Und dann durchsucht das Haus und den Hof nach der Diebesbeute. Angeblich hat der Gast dieser Schlampe außer dem gestohlenen Shadif auf der Straße auch Waffen und Rüstungen von beträchtlichem Wert hierhergebracht. Findet das Zeug! Unser Herr will die Kostbarkeiten persönlich in Augenschein nehmen!«

Während der Großteil der Gardisten sich verteilte, wurde Persihan von zwei Männern durch das Haus auf die Straße gezerrt, wo schon einige Schaulustige zusammengelaufen waren. Ein paar Schritt die Straße hinauf stand eine prächtige Sänfte mit golddurchwirkten himmelblauen Vorhängen. Habled ben Cherek ist also persönlich gekommen, um meiner Bestrafung

beizuwohnen, dachte Persihan entsetzt. Das hieß, daß sie schon so gut wie tot war, denn in der ganzen Stadt war bekannt, daß dieser raffgierige Erhabene auch vor der Hinrichtung Unschuldiger nicht zurückschreckte, wenn er etwas bekommen wollte, das sich in deren Besitz befand.

»Nun fangt schon das Pferd ein, ihr nichtsnutzigen Memmen!« übertönte eine dunkle Männerstimme den Lärm auf der Straße. Ein von einem buschigen schwarzen Bart gerahmtes Gesicht erschien zwischen den Vorhängen der Sänfte. »Wenn ihr weiter meinen Sold verhuren wollt, dann wäre es besser, wenn sich wenigstens einer unter euch fände, der in der Lage ist, ein Pferdchen am Zügel zu führen!«

Die Krieger tauschten beklommene Blicke aus. Einer wagte sein Glück und lag schon im nächsten Augenblick von einem Huftritt getroffen im Staub. Das Pferd, das mit seinen Zügeln an einem eisernen Ring am Haus angebunden gewesen war, hatte sich losgerissen. Wild bockend bahnte es sich einen Weg durch die Soldaten, so daß es Persihan schien, als habe der schwarze Hengst Freude daran, Schrecken und Verderben unter die Menschen zu bringen.

Am Ende der Straße ertönte ein schriller Pfiff. Wild wiehernd hob der Hengst den Kopf, spitzte die Ohren und trabte dann in die Finsternis davon.

»Laßt diese Bestie nicht entkommen, ihr Trottel!« Habled ben Cherek schäumte vor Wut. »Los, hinterher!« Einige der Krieger liefen widerwillig dem Hengst nach, doch war ihnen nur zu deutlich an-

zusehen, daß sie keinen Wert darauf legten, das Tier einzuholen.

Persihan war inzwischen bis vor die Sänfte gezerrt worden. Aus Angst vor dem Zorn des Erhabenen zitterte sie. Von diesem Mann hatte sie keine Gerechtigkeit zu erwarten!

»Du also bist die Schlampe, die diesen Dieb und Mörder versteckt hat!« Roter Fackelschein fiel auf das Gesicht Hablets, das der Nomadin dadurch wie eine Dämonenfratze erschien. »Wenn dein Buhle und seine Schätze meinem gerechten Zorn entgangen sind, so sollst wenigstens du die Strenge des Gesetzes erfahren. Man hat mir zugetragen, daß du Kinder hast. Ihnen soll meine Gnade gelten. Ich werde sie in die Sklaverei verkaufen. Du aber wirst stellvertretend für deinen Geliebten für Diebstahl und Mord gestraft werden.«

»Wenn Ihr mir mein Leben nehmen wollt, so will ich mich nicht beklagen, doch bitte schont meine Kinder. Sie tragen doch keine Schuld. Macht mit mir, was immer Ihr wollt, Gerechtester unter den Großmütigen, aber bitte ...!«

»Schweig, Weib! Mhadul, komm her zu mir! Du sollst heute mein Henker sein. Schlag der Hure die rechte Hand ab, so wie es seit alters her die Strafe für Diebe ist!«

Ein schlanker junger Mann trat aus der Gruppe der Soldaten hervor, die die Sänfte bewachten. Hohe Wangenknochen prägten sein Gesicht, und um seine Lippen spielte ein grausames Lächeln. »Ich danke

Euch für die Gelegenheit, mich vor Euren Augen zu bewähren, Herr.« Der junge Krieger zog sein Schwert. Zwei andere Soldaten warfen Persihan zu Boden und schlangen Fesseln um ihr rechtes Handgelenk. Während der eine die Frau am Boden festhielt, zerrte der andere an der Fessel, so daß Persihans rechter Arm zur Seite gerissen wurde und nun ein leichtes Ziel für das Schwert des Henkers war.

Die Nomadin hatte aufgehört, Widerstand zu leisten. Leise wimmernd flehte sie zu Rastullah, während sich ihre Nachbarn in weitem Kreis um die Sänfte drängten, um dem Spektakel der Hinrichtung beizuwohnen.

»Bist du bereit, Mhadul?« ertönte die dunkle Stimme Habled ben Chereks. Statt einer Antwort hob der Krieger das Schwert.

»Haltet ein!« Ein schwarzvermummter Reiter tauchte wie aus dem Nichts der Nacht auf, und die Menge der Schaulustigen teilte sich vor ihm, so wie die See vom Rumpf der Galeere zerschnitten wird. »Wessen wird die Frau angeklagt?«

»Er reitet den gestohlenen Hengst!« erscholl eine Stimme aus der Menschenmenge. Voll banger Hoffnung drehte Persihan das Haupt. Es war der Fremde!

»Senk dein Schwert, Mhadul!« Obwohl der Reiter nur leise sprach, war seine Stimme durchdringend und drohend. Nur das leise Knistern der Fackeln störte die Stille, die über dem Menschauflauf lag.

Mhadul blickte fragend seinen Herrn an. Der Erhabene hatte sich von seiner Überraschung erholt.

Daß jemand es wagte, seinem Wort zu trotzen, war seit Jahren nicht mehr vorgekommen. Er stieg aus der Sänfte und richtete sich zu voller Größe auf. Habled ben Cherek trug die Jubbah, ein wie ein Mantel geschnittenes langes Obergewand, das ihm bis über die Knie hinabreichte, dazu perlenbestickte Stiefel und ein seidenes Hemd, das am Kragen und an den Ärmeln unter der Jubbah hervorragte. Um die Hüften war ein breiter Gürtel aus rotem Samt geschlungen, in dem ein Krummdolch und ein Khunchomer steckten.

»Wer wagt es, seine Stimme gegen mich, Habled ben Cherek, den Herrn der Karawanen, zu erheben? Zeig uns dein Gesicht, Vermummter, oder ich befehle meinen Männern, dich aus dem Sattel zu zerren und deinen Leib auf ihren Lanzenspitzen zu meinem Palast zu tragen. Ich lasse mich nicht von einem Mann verhöhnen, der einen aus den Reihen der Mündel des Kalifen gemeuchelt und bestohlen hat. Glaubst du vielleicht, indem du seine Waffen trägst, seist du so vollkommen wie dieser edle Streiter geworden?«

»Wie kommst du dazu, mich für einen Murawid zu halten? Bist du ein blinder Narr?« Der Fremde hob seinen runden Reiterschild vor die Brust, und in sprühenden Lichtern brach sich der Fackelschein auf den blutroten Almandinen, die den Schildbuckel umgaben. Mit goldener Farbe war das Siegelzeichen des Kalifen von Mherwed auf die obere Hälfte des Lederschildes gemalt. »Ich bin kein Murawid, Habled ben Cherek. Sieh diesen Schild, den mir der Kalif als Lohn für Mut und Tapferkeit schenkte. Ich bin der

Siebente der Neun, und ich sehe auf dieser Straße niemanden, den ich als Gegner fürchten müßte. Wer mich einen Dieb nennt, der beleidigt damit den Kalifen, Ruchloser!«

»Bist du der Mautaban?« Die Stimme des Erhabenen hatte ihre Kraft verloren, und er war vor dem Reiter einen Schritt zurückgewichen, so daß er nun mit dem Rücken vor der Sänfte stand.

»Der Mautaban würde nicht so viele Worte machen. Seine Zunge heißt Esravun, und wo diese Klinge gesprochen hat, herrscht blutiges Schweigen. Er ist der Zweite der Neun, doch keine Sorge, meine Kunst steht nicht weit hinter der seinen zurück.«

»Packt diesen Bastard, Männer!« Der Erhabene warf sich rückwärts in die trügerische Sicherheit der Sänfte. Gleichzeitig eilte eine Schar seiner Soldaten herbei.

Wie ein Falke auf seine Beute, so stieß der Fremde aus seinem Sattel hinab, und schnell wie ein Windstoß tanzte er durch die Schar der Soldaten. Sein Schwert aber war wie ein silberner Blitz, und hell klang das Geräusch von berstendem Stahl über die Straße.

Als der Reiter neben Persihan zum Stehen kam, lagen drei Soldaten stöhnend im Staub, doch hatte er keinem von ihnen eine blutige Wunde geschlagen. Zwei andere starrten entsetzt auf die zersplitterten Schäfte ihre Speere.

»Das mag als Beweis für meine Worte genügen!« Der Atem des Fremden ging ruhig, während er sprach, so als habe ihn der kurze Kampf nicht im min-

desten angestrengt. »Wenn du es wagst, dein Versteck aus Seide und Samt zu verlassen, dann erkennst du nun vielleicht, daß dein Urteil vorschnell war, als du Persihan Freundin eines Diebes und Meuchlers gescholten hast, tapferer Habled ben Cherek!«

Die Soldaten hatten sich auf reichlichen Abstand zu dem Verschleierte zurückgezogen, und es schien, als könne sie das Wort ihres Herrn kein zweites Mal zu einem Angriff verleiten.

»Verzeih mir, Siebenter der Neun! Deine Schwertkunst läßt jeden Zweifel an der Wahrhaftigkeit deiner Worte verblassen«, erklang es kleinlaut hinter den Vorhängen. »Ich bin das Opfer einer Lügnerin geworden.«

»Dann sorg dafür, daß die Lügnerin eine strenge Strafe erhält, denn sie hat nicht nur meinen Namen, sondern auch den des Kalifen beschmutzt, indem sie mich, der ich dem Ersten unter den Rechtgläubigen diene, einen Mörder nannte. Ferner sollst du Persihan für die Schmach entschädigen, die sie erlitten hat.«

»Gewiß.« Die Stimme des Erhabenen war zu einem fast unhörbaren Murmeln geworden.

Der Verschleierte winkte der Nomadin, und Persihan, die das ganze Geschehen auf den Knien liegend beobachtet hatte, erhob sich und trat vor die Sänfte. Ihr Herz schlug schnell wie die Schwingen des Palmvogels. Der Fremde, der soviel Leid über sie gebracht hatte, mußte ein Wesir oder vielleicht sogar ein Sultan sein. Es war wie in dem Märchen von Osman, dem falschen Bettler, der sich am Ende als Prinz entpuppte und die arme Tochter eines Teppichhändlers

aus Liebe in seinen Serail führte und zu seiner ersten Frau machte.

»Ich weiß, daß du ein sehr reicher Händler bist, Habled, deshalb wünsche ich, daß du Persihan als Entschädigung eine Arbeit gibst, ihr eine kleine Wohnung in einem besseren Viertel stellst und ihr das Zimmer, das sie hier besitzt, zu einem angemessenen Preis abkaufst. Damit hättest du dann die Schmach abgegolten, die du mir und der Nomadin angetan hast. Kannst du dich damit einverstanden erklären?«

Habled zögerte mit seiner Antwort. »Was tätest du, wenn ich mich weigere?«

Der Verschleierte lachte leise. »Du bist wirklich der Mann, als den man mir dich beschrieben hat. Nun, nach den Gesetzen der Mawdliyat und den Geboten Rastullahs könnte ich dich dafür, daß du mich einen Räuber und Mörder genannt hast, zum Duell fordern.«

»Ich bin reich, Fremder. Ich würde einen Kämpfer an meiner Stelle schicken.«

»Glaubst du, damit sei es getan? Ich könnte jeden Tag einen neuen Grund finden, dich zum Duell zu fordern. Was denkst du, wie oft du jemanden finden wirst, der für dich sein Leben opfert, nachdem ich die ersten drei oder vier Siege in unserer Fehde davongetragen hätte? Es würde nicht lange dauern, bis entweder ganz Fasar über dich lachte oder aber dein Blut zum Preis für deine Sünden würde.«

Der Erhabene schwieg. Sie hatten den letzten Teil des Gespräches so leise geführt, daß die Schaulustigen nicht mit anhören konnten, worüber geredet wurde.

»Du gibst dich also damit zufrieden, wenn ich diesem Weib eine Arbeit und eine bessere Wohnung verschaffe?« Habled sprach jetzt im lauernden Tonfall eines Geschäftsmanns.

»Es soll eine gute Arbeit sein; Persihan muß ihr zustimmen.«

»Sie könnte die Küche in meiner Karawanserei leiten, wenn das gut genug für sie ist.«

Die Nomadin nickte eifrig. »Ich würde mich freuen, Euch auf diese Weise zu Diensten sein zu können, Erhabener. Ich weiß auch billig für viele Menschen zu kochen. Ihr wäret sicher nicht enttäuscht.« Persihan konnte kaum fassen, welch glückliche Wendung der Abend noch genommen hatte. Erst war sie dem Tode so nahe gewesen, und jetzt sollte ihr ganzes Leben besser werden.

»Dann ist unser Handel damit geschlossen, Verschleierte. Du vergißt daß ich dich aufgrund lügenhafter Anschuldigungen zu Unrecht Mörder und Dieb genannt habe. Als Gegenleistung werde ich dem Weib zu einem besseren Leben verhelfen.«

»So sei es, Habled ben Cherek. Doch solltest du wissen, daß mir bereits einiges über deine Verbindungen zu den Diebes- und Meuchlergilden dieser Stadt zu Ohren gekommen ist. Sollte Persihan also jemals ein Leid widerfahren, dann werde ich nicht erst fragen, ob du damit vielleicht in Verbindung stehen könntest oder nicht. Ich zöge dich in jedem Fall dafür zur Rechenschaft und vergälte nach altem Recht Gleiches mit Gleichem. So hab nun acht, daß Leben und Glück

dieser Frau immer ungetrübt sein mögen. Ich weiß, du hast die Macht dazu.«

»Hältst du meine Kräfte für göttergleich, Fremder? Wie soll ich dieses Weib vor jedem Schicksalsschlag bewahren? Das ist mehr, als ein Mensch versprechen kann. Dieser Handel wäre nicht gerecht!«

»Aber Hablet, du weißt doch sehr wohl, daß stets der Starke bestimmt, was gerecht ist. Im Zweifelsfall müßtest du einfach darauf vertrauen, daß ich zu unterscheiden weiß, ob es tatsächlich Rastullahs Wirken war, wenn die Nomadin von einem Unglück betroffen wird, oder aber argwöhnen muß, daß du dir selber angemaßt hast, Schicksal zu spielen.«

»Mir bleibt also nichts übrig, als auf die Gerechtigkeit des einen Gottes zu hoffen«, brummte der Erhabene ärgerlich. »Laß dir gesagt sein, du bist grausam und selbstgefällig, Fremder.«

»Vielleicht hatte ich zuviel schlechten Umgang, Erhabener. Doch genug der Rede. Wir haben einander gesagt, was zu sagen war. Gestattet, daß ich mich nun zurückziehe.« Der Verschleierte verneigte sich kurz und kehrte zu seinem Pferd zurück.

Wie angewurzelt stand Persihan vor der Sänfte. Das Gespräch der beiden hatte ihr alle Freude an der plötzlichen Wende ihres Schicksals genommen. Nie wäre sie darauf gekommen, daß Habled ben Cherek vielleicht auf ihren Tod sinnen könnte, obwohl er sein Wort gegeben hatte, sie in seine Dienste zu nehmen – die Art jedoch, wie der Fremde mit dieser Möglichkeit umging, erschreckte sie ebenfalls. Was hatte sie schon

davon, wenn er ihren Tod vielleicht rächte? War er so einfältig, dies nicht zu erkennen? Als Kind hatte sie in der Wüste erleben müssen, daß bei Stammesfehde und Blutrache die Frauen immer die Verlierer waren, ganz gleich, wie der Streit schließlich endete. Wenn es um die Ehre der Männer ging, galten Frauenworte soviel wie das Blöken eines Kamels.

Schweren Schrittes kehrte sie zu ihrem Haus zurück. Sicher war ihr Leben seit dem Tod ihres Mannes nicht gut gewesen, doch sie hatte sich mit ihrem Schicksal versöhnt und ihren Weg gefunden. Nun würde sich ein zweites Mal alles für sie ändern, und sie hatte Angst, dem Unbekannten, das vor ihr lag, nicht gewachsen zu sein. Warum nur hatte sie ihren Mund nicht geöffnet, als die beiden Männer miteinander verhandelten? Jetzt war es zu spät, noch etwas zu ändern. Im Gehen hörte sie, wie der Erhabene seine Söldner zusammenrief und ihnen den Befehl gab, nach Ayla zu suchen. Doch auch darüber, daß die Geldverleiherin für ihre falschen Anschuldigungen büßen sollte, konnte die Nomadin keine Freude mehr empfinden.

Einige ihrer Nachbarn bestürmten Persihan neugierig mit Fragen nach allem, was der Erhabene und der fremde Krieger besprochen hatten, doch sie hüllte sich in Schweigen, Ihr Weg führte sie auf den Hof, wo sie von ihren Kindern getrennt worden war. Die kleine Suleika fand sie weinend neben dem erlöschenden Feuer, an dem sie erst vor einer Stunde noch glücklich beisammengesessen hatten. Der Verschleierte kniete

neben dem Mädchen und versuchte vergeblich, es zu trösten. Erst als Persihan ihre Tochter auf den Arm nahm, beruhigte sie sich.

»Ich hätte nicht bei dir verweilen dürfen. Ich bringe keinem Glück, der gut zu mir ist. Das ist mein Schicksal. Vielleicht aber werde ich durch deine Hilfe das dunkle Tal verlassen können, durch das ich seit so vielen Jahren wandere. Vielleicht wird der Schatten, der über meinem Leben liegt, aber auch noch tiefer werden. Hab Dank für deine Mühe, Persihan. Und wenn du kannst, verzeih mir, was ich dir angetan habe, ohne es zu wollen.«

»Du wußtest, was geschehen würde?«

Der Krieger schüttelte den Kopf. »Nicht *was*, doch ich hätte wissen müssen, *daß* etwas geschehen würde. Bislang ist jedem Menschen, dem meine Gegenwart willkommen war, ein gräßliches Schicksal bestimmt gewesen. Stimmt es, daß du vor Ayla mit mir geprahlt hast? Was hat ihren Neid so sehr angestachelt, daß sie zu Habled ben Cherek ging, um dich ins Unglück zu stürzen?«

Verlegen wich Persihan dem Blick des Fremden aus. Es mochte sein, daß auch sie zum Teil Schuld daran trug, was an diesem Abend geschehen war. Einige Augenblicke lang betrachtete sie der Verschleierte, dann wandte er sich ab.

»Was auch immer du getan haben magst, es hätte in meiner Macht gelegen, es zu verhindern. Hätte ich dich schlecht behandelt, so wie ich es auch sonst mit allen Menschen tue, die mir beagnen, so wäre

es dir niemals eingefallen, mit mir zu prahlen. Doch ich war selbstsüchtig. Ich habe es genossen, Suleika in den Armen zu halten und hier auf dem Hof spielende Kinder um mich zu sehen. So hast du meine Zeche zahlen müssen. Es tut mir leid.« Jetzt war der Fremde es, der verlegen den Blick senkte: Er fingerte an seinem Gürtel herum und zog die kleine samtene Geldbörse hervor. »Ich weiß, daß Gold dir nicht ersetzen kann, was du durch mich verloren hast, doch habe ich dir versprochen, dich großmütig dafür zu entlohnen, was du mir gabst. Das mag in deinen Ohren wie bitterer Hohn klingen, doch das Gold, das ich dir nun gebe, mag dir eines Tages vielleicht dazu beitragen, Suleika eine Brautruhe zu kaufen oder einem angesehenen Handwerker Lehrgeld zu zahlen, damit er einen deiner Söhne bei sich aufnimmt.«

Der Fremde zählte Persihan zwanzig goldene Marawedi auf die Hand, jene Münzen, die der neue Kalif hatte schlagen lassen. Es mußte fast alles gewesen sein, was er besaß, denn sein Geldbeutel hing danach so schlaff wie ein leerer Weinschlauch herab. Persihan nahm das Geld, denn sie fühlte, wie sehr es den Krieger verletzen würde, wenn sie es zurückwies. Gleichzeitig dachte sie daran, daß es auch reichen könnte, um in die Wüste zurückzukehren, in jene Oase, in der sie einst geboren worden war. Das wäre ein besserer Ort, um ihre Kinder großzuziehen, als diese gottlose Stadt, in der Gewalt und Gold herrschten, und wo jeder edle Stein, den man in den Minen ringsumher fand, mit verlorener Unschuld und zer-

brochenen Träumen bezahlt war.

Der Reiter war in den schmalen Flur getreten, der sich quer durch das kleine Haus zog und die Verbindung zwischen Straße und Hof herstellte. Die Schergen des Erhabenen hatten dort seine Satteltaschen und auch alles das abgelegt, was sie bei der Plünderung von dessen Gütern erbeutet hatten. Persihan beobachtete ihn. Er legte sein Kopftuch und die hüftlange Tunika ab. Dann kramte er aus seinem Gepäck ein in Seide eingerolltes Kettenhemd hervor, in dessen Brustteil kleine goldene Plättchen mit verschlungenen Schriftzeichen eingearbeitet waren. Das engmaschige Eisenhemd streifte er über das Wams aus Schafleder. Darüber zog er die schwarze Tunika. Dann setzte er sich eine flache Kappe aus dickem Stoff auf den Kopf, stülpte seinen Helm darüber und hakte das Kettengeflecht unter dem Nasenschutz ein. Als ginge er verschleiert, waren nur noch seine Augen zu sehen, dunkel und kalt. Dies schien nicht mehr der Mann zu sein, der Suleika in den Armen gewiegt hatte. Persihan schauderte vor ihm. »Du siehst aus, als wolltest du in den Krieg ziehen.«

Der Reiter drehte sein Hattah zu einem breiten Band. Dann schüttelte er den Kopf. Raschelnd wippte der schwarze Roßschweif, der die Krone seines silbernen Spangenhelms zierte. »Ich ziehe nicht in den Krieg. Ich werde vielmehr in dieser Nacht einen Krieg beenden.«

»Gehst du zu dem Märchenerzähler?«

Der Fremde band sich schweigend das zusammen-

gerollte Kopftuch um den Helm.

»Du liegst in Fehde mit einem alten Mann?«

Wie ein drohender Schatten ragte der schwarze Reiter in dem kleinen Flur in die Höhe. Er mußte den Kopf gesenkt halten, damit seine Helmzier nicht gegen die niedrige Decke stieß.

»Leb wohl, Persihan. Möge Rastullah über deinen Pfaden wachen und dir und deinen Kindern ein erfülltes Leben schenken.« Die Stimme des Reiters klang kalt, fast metallisch, und die Nomadin fragte sich, ob es möglich war, daß allein das eherne Kettengeflecht vor seinem Mund die Worte sosehr verzerrte.

»Ich wünsche dir, daß du aus dem Schatten zu entfliehen vermagst, der über deinem Leben liegt, Fremder.« Erst schien es, als wolle er der Nomadin darauf etwas antworten, doch dann bückte er sich nur und hob seinen Schild, die ledernen Taschen und den schweren Sattel auf. Ohne ein Wort trat er aus dem Flur auf die Straße.

Persihan überlegte, ob sie es wagen dürfe, ihn noch einmal anzusprechen. Wenigstens seinen Namen hätte sie gern gewußt. Noch nie hatte sie einen Menschen getroffen, der so viele einander widerstreitende Gefühle in ihr geweckt hatte. Meist konnte sie schon auf den ersten Blick entscheiden, ob sie jemanden mochte oder von ihm abgestoßen war. Ihren toten Mann hatte sie vom ersten Augenblick an liebgewonnen. Sein ungeschicktes Wesen, die Art, wie er entschuldigend die Augenbrauen hochzog ... Doch dieser Fremde ... Sie war zornig über seine abweisende

Kälte und darüber, wie er in so wenigen Stunden ihr Leben durcheinandergebracht hatte. Auf der anderen Seite tat er ihr leid. Sie dachte daran, wie er Suleika im Arm gehalten und mit den Kindern im Hof gelacht hatte. Zögernd ging sie auf die monderhellte Türöffnung zu. Draußen hörte sie das Schnauben seines Pferdes. Leise knirschte der lederne Sattel.

Als Persihan aus der Türe trat, lenkte der Fremde sein Pferd in die Mitte der breiten Straße, die zum Herzen der Stadt führte. Plötzlich fand die Nomadin nicht mehr den Mut, ihm hinterherzurufen. Auch die wenigen Nachbarn, die noch nicht in ihre Häuser zurückgekehrt waren, verharrten schweigend. Wehmütig blickte Persihan dem seltsamen Fremden nach, bis seine dunkle Gestalt schließlich mit der Nacht verschmolz. In diesem Augenblick wußte sie, daß es ihr bestimmt war, Fasar zu verlassen. Sie würde nicht warten, bis am Morgen ein Diener Habled ben Chereks auftauchte, um sie in die Küche irgendeiner Karawanserei zu führen. Noch heute nacht würde sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammenpacken und in die Wüste zurückkehren. Wenn sie schon ein neues Leben beginnen sollte, dann würde sie es dort tun, wo sie geboren worden war. Das war der Platz, an dem auch ihre Kinder groß werden sollten.

Erschrocken fuhr Mahmud aus dem Schlaf auf. Er hatte nicht lange geruht, und doch waren ihm wieder jene beängstigenden Traumbilder erschienen, die ihn quälten, seit er Fasar erreicht hatte. Wieder war

ihm jener Krieger erschienen. Er hatte das Gesicht des Mannes nicht sehen können. Nur seine grüne, mit goldenen Blumen bestickte Hose, ein Stück des Leibes und die schlanken Hände. Gleich neben dem Mann hatte ein kleines Mädchen gesessen, das höchstens zwei Sommer alt gewesen sein mochte. Lachend hatte es dem Mann bei seiner Arbeit zugesehen. Er war damit beschäftigt gewesen, sein Schwert zu schleifen.

Mahmud wußte, daß dieses Schwert ihm bestimmt war, und noch immer klangen ihm das schrille Geräusch des Schleifsteins und das Lachen des Mädchens in den Ohren. *Er* war hier! Der Märchenerzähler wußte nicht, warum sich ihm dieser Gedanke mit solcher Gewißheit aufdrängte, doch war er sicher, daß es sich diesmal um mehr als eine dunkle Ahnung handelte. Der Fremde war hier, und er wußte auch, wo er ihn fände. Warum sonst hätte er sein Schwert schleifen sollen? Würde es ein sauberer glatter Schlag werden, so schnell ausgeführt, daß man nicht einmal Schmerz fühlte? So wie in der Vision, die er im Theater gehabt hatte? Mahmud legte den Kopf in den Nacken und blickte zum Himmel hinauf. Es war Nacht geworden. Wölkchen, engmaschig wie ein Kettenhemd, bedeckten das Firmament. Zwischen ihnen stachen Lanzen aus blassem Mondlicht hinab. Nie wieder würde er einen solchen Nachthimmel sehen! Der alte Märchenerzähler seufzte leise. Ob ihm wohl noch genug Zeit blieb, um die Geschichte von Omar und Melikae zu beenden?

Neben ihm schlief Almandina. Die Bettlerin war zu Tode erschöpft gewesen. Zwei Stunden lang hatte er ihr von den Tricks und Kniffen erzählt, mit denen ein Märchenerzähler ein Publikum an sich zu fesseln vermochte. Davon, wie es in den richtigen Momenten die Stimme zu senken galt, bis sie nur noch ein leises Flüstern war, und wie die Hände ebenso sein mußten wie die Zunge. Dann hatte er ihr ein Stück des Märchens beigebracht, denn diesmal sollte *sie* die Erzählung eröffnen. Sie mußte lernen, vor einem großen Publikum zu sprechen, und Mahmud war neugierig zu sehen, wie sie sich halten würde.

Er beugte sich vor und berührte die Bettlerin sanft an der Schulter. Erschrocken fuhr Almandina aus dem Schlaf auf. Im ersten Augenblick blitzte Angst in ihren Augen auf, bis sie Mahmud erkannte und erleichtert seufzte. »Entschuldige, die Müdigkeit hat mich übermannt. Eigentlich hatte ich aufbleiben wollen, um über deinen Schlaf zu wachen und dich zu wecken, falls dich wieder schlechte Träume gepeinigt hätten.«

»Diesmal war alles gut.« Mahmud lächelte und hoffte, seine Lüge damit verbergen zu können. »Meine Ruhe war wohltuend, und ich fühle mich erfrischt und ausgeruht. Wir sollten unsere Habseligkeiten zusammensuchen, noch ein kurzes Gebet sprechen und dann zum Basar der Teppichhändler gehen.«

Almandina verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Ist es schon so spät? Ich dachte, uns bliebe noch ein wenig Zeit, um ...«

»Nein, meine Liebe, ich habe mir eine Überraschung für dich überlegt und brenne darauf, mit dir loszuziehen. Dein Auftritt als Märchenerzählerin, Almandina, wird solcher Art sein, daß noch in vielen Jahren alle, die dich im Basar gesehen haben, mit Begeisterung von dir sprechen werden.«

Zweifelnd blickte die Bettlerin an ihrem geschundenen und verkrüppelten Körper hinab. »Willst du etwa alle blenden, die kommen werden?«

»Du hast es fast erraten.« Der Alte lächelte hintersinnig. »Doch statt zu schwatzen, sollten wir nun losziehen. Es bleibt nicht mehr viel Zeit. Unsere Freunde erwarten uns.«

Schon zum dritten Mal zählte der Märchenerzähler seine Kupfermünzen, dann nickte er endlich zufrieden und gab dem Händler das Geld.

»Ihr habt wohl daran getan, dieses Kleid zu erwerben«, beteuerte der Mann salbungsvoll. »Euer junges Weib gleicht nun einer Prinzessin. Man sagt es habe einer Hochgeborenen aus dem fernen Maraskan gehört und sei dann für einige Jahre im Besitz einer Sharisad gewesen, bevor es schließlich in meine Hände gelangte. Frauen, so schön wie die Morgenröte, haben es getragen und ...«

»Ich weiß nicht, ob das eine kluge Entscheidung war.« Zweifelnd betrachtete sich Almandina in dem kleinen Handspiegel aus poliertem Messing, den ihr der Händler gereicht hatte.

»Aber sicher doch!« polterte Mahmud im Brustton

tiefster Überzeugung los. »Dieses Rot steht dir ausgezeichnet. Es ist nicht zu aufdringlich und paßt gut zur Farbe deiner Haut und deinem schönen schwarzen Haar.«

»Ich weiß nicht ... So etwas habe ich noch nie getragen. Ich fühle mich ganz unsicher in dem Kleid.«

Der Märchenerzähler prüfte das rote Wickelgewand, den Schleier und das Kopftuch. Sicher konnte man dem Stoff ansehen, daß die Frauen, die ihn einst gewebt hatten, jetzt Greisinnen sein mußten, wenn sie überhaupt noch unter Rastullahs Sonne wandelten, doch auf der anderen Seite waren alle Risse und Löcher kunstvoll geflickt, so daß das Kleid, aus einem gewissen Abstand betrachtet, noch fast wie neu wirkte. Auch seine Farbe war nicht verblichen und glühte rot wie die Morgensonne. »Ich finde, dieses Gewand steht dir ausgezeichnet. So bleibt verborgen, was deine Eltern dir angetan haben. Erinner dich daran, was ich dich gelehrt habe. Wenn du Erfolg auf den Marktplätzen haben willst, so mußt du verbergen, was nicht vollkommen an dir ist. Wenn sie nur deine besten Seiten kennenlernen, so wird in ihrer Vorstellung ein Bild von dir entstehen, das alles übrige mit dem Besten in Einklang bringt. Du wirst es sehen.«

»Aber all das Geld? Ich dachte, daß wir es brauchen würden, wenn wir über die Dörfer ziehen.«

Mahmud schüttelte den Kopf. »Wir werden auch so zurechtkommen. Ich habe alles noch einmal durchgerechnet.« Der Alte brachte es nicht über das Herz, ihr zu sagen, daß er nicht mehr daran glaubte, daß er le-

bend die Stadt verlassen werde. Mit seinem Tod würde alles zerbrechen. Almandina war nicht ausreichend von sich selbst überzeugt, um auf sich allein gestellt als Märchenerzählerin bestehen zu können. Deshalb wollte er alles Geld aufwenden, um ihr heute einen unvergeßlichen Abend zu bereiten. Sie würde damit zur Legende werden. Eine Figur, um die sich vielleicht eines Tages einmal ein Märchen ranken würde.

»Laß uns nun weiterziehen, meine kleine Prinzessin. Ich habe noch eine weitere Überraschung für dich, und ich muß dir auch noch einiges erklären.« Mahmud reichte ihr die Hand, und sie verließen den kleinen, nach altem Schweiß und fast verflogenen Duftölen riechenden Laden mit seinen Truhen und Ständern voller alter Kleider.

Wie auch in den letzten Tagen saß Mahmud wieder auf dem kleinen Stapel von Teppichen, den jungen Omar an seiner Seite. Doch diesmal machte der Alte keine Anstalten, mit seiner Erzählung zu beginnen. Statt dessen betrachtete er die Zuhörer, die sich voller Erwartung um ihn geschart hatten. In der schmalen Gasse der Teppichhändler standen so dichtgedrängt die Leute, daß es unmöglich geworden war, darin vorwärtszukommen. Wer den angrenzenden Basar der Kupferschmiede betreten wollte, mußte einen weiten Bogen schlagen und sich einen anderen Weg suchen. Doch auch wer diese Mühen nicht scheute und schließlich in die Gasse der Schmiede gelangte, fand sich enttäuscht, denn die weitaus meisten der

Handwerker hatten sich um Mahmud versammelt, um ihm zu lauschen. So war es zwar noch möglich, aus dem Bestand der Waren auszuwählen, über den mürrisch jene wachten, die hatten zurückbleiben müssen, doch Aufträge würden erst am nächsten Morgen wieder entgegengenommen.

Mahmud betrachtete die Gesichter der Menschen in der Gasse. Viele, so wie das des Zwergen Arom, waren ihm in den letzten beiden Tagen vertraut geworden, doch selbst jetzt fanden sich noch neue Zuhörer, auch wenn ihnen bewußt sein mußte, daß sie nur noch einen kleinen Teil der Geschichte von Omar und Melikae zu hören bekamen.

»Wann wirst du mit deiner Erzählung anfangen, alter Mann?« erklang eine jugendliche Stimme aus der Menge.

»Geduldet euch noch eine kleine Weile, meine Freunde. Für heute habe ich mir eine besondere Überraschung einfallen lassen.«

»Und was soll das sein?« krächzte eine alte Frau. »Womit willst du uns überraschen? Ist es etwa deine Absicht, die Geschichte nicht zu Ende zu bringen?« Unwilliges Gemurmel erhob sich, und Mahmud mußte beschwichtigend die Hände erheben, um die Menge zum Verstummen zu bringen.

»Liebe Freunde, um das Wesen einer Überraschung nicht zu zerstören, muß man es in Schweigen hüllen, so wie die Tänzerin zunächst tief verschleiert vor ihr Publikum tritt, um es dann, wenn die Schleier fallen, nur noch mehr zu erfreuen.« Seine Antwort hatte die

Menschen zunächst einmal zufriedengestellt. Doch wie lange würden sie noch warten? Der Alte sandte ein stummes Gebet zu Rastullah, daß Almandina bald kommen möge. Als er sie verlassen hatte, wirkte die Kleine immer noch verunsichert. Ob sie es sich im letzten Augenblick anders überlegt hatte? War es grausam von ihm gewesen, sie so sehr dazu zu drängen, den abschließenden Erzählzyklus zu beginnen? Er wollte ihr doch nur eine Freude machen! Ihr etwas schenken, das sie nie mehr in ihrem Leben vergessen würde. Die schönste all ihrer Erinnerungen! Doch jetzt erkannte er, wie vermessen er gewesen war. Ja, es war fast so, als sei das, was er längst tot in sich geglaubt hatte, noch einmal zum Leben erwacht. Ein eisiger Schauer durchlief ihn. Nein! Das konnte nicht sein. Seine Vergangenheit war begraben, alles Übel in jener finsternen Gruft zwischen den Klippen zurückgeblieben, in der vor langen Jahren sein wirkliches Leben begonnen hatte.

In der Menge entstand Unruhe. Eine prächtige Sänfte aus dunklem Mohagoni wurde von acht schöngewachsenen Sklaven herbeigetragen. Wie war Almandina das gelungen? fragte sich Mahmud. Soviel Geld war doch gar nicht mehr übriggeblieben.

Unwillig wichen einige der Zuhörer aus, um den Sänfenträgern Platz zu machen. Jetzt erst erkannte der Märchenerzähler seinen Irrtum. Hinter der Sänfte marschierten fünf Wächter, bekleidet mit schwarzen Kaftanen und roten Turbanen. In dem vordersten dieser Krieger erkannte er jenen jungen Mann wie-

der, der ihm am Nachmittag verstohlen gefolgt war. Jetzt erinnerte sich Mahmud, wo er die Sänfte schon einmal gesehen hatte. Es war am Nachmittag des vorigen Tages gewesen, als er und Almandina vor den Soldaten eines der Erhabenen geflohen waren. So, als sei es erst vor einem Augenblick gewesen, sah er noch das Gesicht vor sich, das nur kurz zwischen den schweren Samtvorhängen aufgetaucht war. Die dunkle Haut, der fein frisierte Spitzbart, das schulterlange rabenschwarze Haar. All das gehörte zu Harun al Matassa, jenem üblen Schwarzmagier, der schon seit den Tagen seiner Ausbildung an der Akademie der Geistigen Kräfte zu Fasar den denkbar schlechtesten Ruf besaß. Angeblich verband ihn eine enge Freundschaft mit Liscom, der einst stellvertretender Akademieleiter gewesen war, bevor man ihn wegen seiner üblen Machenschaften in Schimpf und Schande davonjagte.

Inzwischen hatten die schwarzhäutigen Mohasklaven die prächtige Sänfte abgesetzt. Dunkel und drohend erhob sie sich vor Mahmud, kaum mehr als drei Schritt von ihm entfernt. Doch die Vorhänge blieben zunächst verschlossen.

Anfangs wollte der Märchenerzähler einfach aufspringen und davonlaufen, doch dann kämpfte er den Drang danach nieder. Dem Schicksal konnte man nicht entgehen! Es war ihm bestimmt, daß ihn seine Vergangenheit einholen sollte. Und es würde noch an diesem Abend geschehen.

So, als übe allein die Anwesenheit der prächtigen

Sänfte einen düsteren Zauber aus, war die Stimmung in der Gasse umgeschlagen. Aus freudiger Erwartung wurde besorgtes Ausharren, und Mahmud beobachtete, wie sich einige seiner Zuhörer heimlich davonschlichen. Wenn er nicht bald anfang und die Verbliebenen mit seiner Geschichte in seinen Bann schlug, dann würde es nicht mehr lange dauern, bis er mit der Sänfte allein in der Gasse stand.

Gerade hatten sich auch zwei der Kupferschmiede erhoben und sich unter Entschuldigungen durch die Menge gedrängt, als am anderen Ende des Basars eine weitere Sänfte auftauchte. Sie war wesentlich kleiner als jene, in der der Erzmagier gekommen war. Nur zwei Sklaven trugen sie. Neugierig reckte Mahmud den Hals, um sie näher zu betrachten. Der Aufbau dieser Sänfte war sehr schlicht. Außer den Tragestangen und dem sesselartigen Sitz schien es daran keine schweren Holzteile zu geben. Vier dünne Pfosten bildeten das Gerüst für eine Bespannung aus rotem Stoff. An den Seiten fiel das Tuch lose herab und war kunstvoll zu Vorhängen gerafft, während das Vorder- und Hinterteil des Aufbaus aus straff gespannten Bahnen bestand. Als die Träger in dem dichten Gewühl der versammelten Menschen nicht weiterkamen, erschien zwischen den Vorhängen eine schlanke Frauenhand, die dem Märchenerzähler zuwinkte.

Mahmud stieß einen erleichterten Seufzer aus. Sie war also doch noch gekommen. »Meine lieben Gäste«, erhob er kraftvoll die Stimme. »Heute abend

habe ich die besondere Ehre, euch eine teure Freundin vorzustellen, vor deren Kunst ich trotz ihrer Jugend mein greises Haupt voller Ehrfurcht beuge. Sie hat die wunderbarste Stimme, die jemals unter Rastullahs Himmel erklang, und wenn sie spricht, dann verstummen die Vögel in den Bäumen, und selbst das unermüdliche Murmeln der Flüsse wird leiser, denn alles lauscht auf ihre Worte. Heute will sie mir die besondere Ehre erweisen, an meiner Stelle die Geschichte um Omar und Melikae zu beginnen. So schweiget nun und harret ihres Zaubers, dem sich kein sterbliches Wesen zu entziehen vermag.«

Mahmud lehnte sich auf seinem Teppichstapel zurück. Er wußte, welchen Kampf Almandina nun zu bestehen hatte. Es gehörte viel Kraft dazu, die Angst vor dem ersten Erzählen zu überwinden, und in Gedanken versuchte er, bei ihr zu sein und sie zu bestärken. Über dem Basar lag ein Schweigen, das mit jedem Lidschlag, den es andauerte, bedrohlicher zu werden schien. Aufgeregt spielte Mahmud mit den Fingern an der Seitennaht seines alten Kaftans. Mit jedem Augenblick, den sie jetzt noch zögerte, würde es schwerer für sie werden, überhaupt noch zu beginnen. Der Alte spürte, wie sich ein dicker Kloß in seinem Hals bildete. Dann aber erklang hell und klar die erlösende Stimme, und schon nach den ersten Worten konnte Mahmud an den Gesichtern der Menschen ablesen, daß sie die Märchenerzählerin in ihre Herzen zu schließen begannen.

»Es begab sich aber am zweiten Rastullahellah des zweihundertfünfzigsten Jahreslaufes nach jenem glücklichen Tage, an dem sich Rastullah den Beni Novad in Keft offenbart hatte, daß Mustafa ibn Khalid ibn Rusaimi in der heiligen Stadt den Tag der Karawanen und Heerscharen feierte. Von nah und fern eilten die Söhne der Wüste herbei, um diesem Ersten unter den Tapferen ihre unverbrüchliche Treue zu geloben und den Sultan zu bitten, sie in den Krieg gegen die Götzenanbeter zu führen. Und der trotz seiner Jugend schon so weise und vortreffliche Mann erhörte ihre Bitten und wies die Erlesensten seiner Krieger an, die Söhne der Wüste zu lehren, ihr Ungestüm zu bändigen, auf daß tausend von ihnen nach dem Willen eines einzigen zu kämpfen vermochten. Doch da das heilige Keft eine so große Zahl von Menschen nicht zu ernähren vermochte, waren der Sultan und seine Oberen gezwungen, jeden der Krieger wieder zu seiner Sippe zurückzuschicken, sobald sich die Vorräte erschöpft hatten, die der Streiter selbst mit sich führte. So schmolz die Schar dahin, und mancher Kleinmütige bangte schon darum, daß die Götzenanbeter wohl nie wieder vertrieben würden, als Rastullah gleich zweifach seinen Zorn und seine Allmacht bekundete.

Gegen Ende des Mondes, den die Heiden einer Götzin der Wollust und des unheiligen Rausches zuschreiben, traf die strafende Hand des Gottes den frevlerischen Patriarchen, binnen eines Atemzuges erlosch sein Lebenslicht, und seine selbstsüchtigen Pläne waren dahin. Allein, das Gesicht gezeichnet von namenlosem Entsetzen, fanden seine Krieger ihn inmitten des Palastes, den er dem Kalifen entrissen hatte, und große Furcht senkte sich in die Herzen der Ungläubigen,

denn sie erkannten, daß sie eine Kraft herausgefordert hatten, der kein Sterblicher zu widerstehen vermag.

Das zweite Zeichen aber, das Rastullah seinen Söhnen gab, war dergestalt, daß er im Herzen der Khom die Erde erbeben und den Berg Khomchra Glut und Rauch in den Himmel speien ließ, so als wolle das Land selbst sich erheben, um die Fremden abzuschütteln.

Sultan Mustafa aber erkannte die Zeichen und wußte, daß nun die Zeit gekommen war, die Banner des Rabengötzen in den Staub zu treten. So sandte er am dritten Rastullahellah, der von alters her der Tag der Rache genannt wird, Boten in alle Himmelsrichtungen, um die Unbeugsamen um sich zu versammeln und die Heiden auf immer davonzujagen.

Während Omar an der Seite des Sultans gen Mherwed ritt, hatte Melikae sich in ihr Schicksal gefügt und damit abgefunden, die Insel des Zauberers nie mehr zu verlassen. Abu Dschenna hielt Wort und bedrängte sie nicht mehr. Alle Zimmer seines Palastes standen ihr offen. So verbrachte sie ihre Zeit damit, im Garten zu lustwandeln und sehnsüchtig auf das Meer hinauszuschauen oder aber sich viele Stunden lang in die Texte der alten Bücher und Schriftrollen zu vertiefen, die in der großen Bibliothek aufbewahrt wurden. Es schien schon so, als werde ihr Leben fortan in immer gleichen Bahnen verlaufen so wie die Gestirne, die nach Rastullahs Willen am Himmelszelt niemals von ihrem Weg abweichen. Eines Tages jedoch erschien ein Fremder im Palast und ...«

Verwundert betrachtete die Sharisad den jungen Mann, der in die Bibliothek gekommen war. Seit dem Unglück in der Grotte hatte kein Fremder mehr die

Insel betreten, und Abu Dschenna hatte am Vortag, als er gemeinsam mit der Tänzerin sein Nachtmahl einnahm, mit keinem Wort davon gesprochen, daß er Besuch erwartete.

Mit großen Schritten durchquerte der Fremde den Bibliothekssaal und kam geradewegs auf ihr Lesepult zu. Er trug eine weiße Pluderhose, dazu Stiefel aus hellem Schafsfleder und ein weitgeschnittenes rotes Hemd, das nach Art der Ungläubigen mit Rüschchen verziert war. Sein Gesicht war glattrasiert, das Haar mittellang und ein wenig zerzaust. Er mochte höchstens zwanzig Sommer gesehen haben. Als Melikae merkte, wie unverhohlen sie den Mann anstarrte, senkte sie scheu den Blick. Was in Rastullahs Namen hatte diesen Jüngling hierher verschlagen?

»Gestattet, daß ich mich Euch vorstelle, schöne Fremde.« Der junge Mann war zwei Schritt vor der Sharisad stehengeblieben und verbeugte sich gewandt. »Man nennt mich Nachud Bensa. Ich bin der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Khunchom, und der ehrwürdige Magister Abu Dschenna hat mir die Ehre erwiesen, mich als seinen Schüler anzunehmen. Das letzte halbe Jahr besuchte ich allerdings die Magierakademie in Rashdul und habe für ihn einige dringliche Nachforschungen betrieben. Wenn ich gewußt hätte, welch wunderbarer neuer Gast in seinem Palast wohnt, so hätte ich mich beeilt, früher zurückzukehren.«

Melikae errötete leicht und verbeugte sich, um ihre Gefühle vor dem Fremden zu verbergen. »Ich freue

mich sehr, Euch zu sehen, Nachud Bensa. Vielleicht kennt Euer Vater sogar den meinen. Ich bin Melikae, die Tochter Abu Feisals von Unau. Es ist schön, Euch als Gast in diesem Palast zu wissen. Entschuldigt, wenn ich so unverhohlen spreche, doch sicher wißt auch Ihr, wie einsam es auf diesem verlorenen Felsen inmitten des Meeres sein kann.«

Der junge Mann seufzte. »Ihr ahnt nicht, wie sehr ich Euch dies nachfühlen kann. Auch ich war oft allein in meinem Leben. Doch um so mehr schmerzt es mich, Euch gestehen zu müssen, daß ich wahrscheinlich nur ein seltener Gast sein werde. Mein Meister war mit dem Ergebnis meiner Nachforschungen in Rashdul so zufrieden, daß er mich noch tiefer in sein Vertrauen zog. Er möchte, daß ich schon heute wieder ins Land der Ersten Sonne zurückkehre, um ein kostbares Buch für ihn zu suchen, das sich seiner Meinung nach in der von den Ungläubigen besetzten Kalifenstadt befindet.«

Melikaes Verlegenheit und Freude schlug in Wut um. War auch dieser Jüngling bereits verdorben? Was wußte er von den schändlichen Untersuchungen seines Meisters? War er am Ende selbst daran beteiligt? Sie mußte darüber Gewißheit haben, und zwar sofort. »Ihr seid also schon zusammen mit dem Magister in den Grotten tief unter dem Palast gewesen?«

Der junge Mann starrte sie verblüfft an. »Wart Ihr selbst denn schon dort unten?«

Melikae trat einen Schritt zurück und musterte den Kaufmannssohn herablassend. »Wäret Ihr so höflich,

auf meine Frage nicht mit einer Gegenfrage zu antworten, Nachud Bensa?» Die Stimme der Sharisad klang kalt und lauernd. Fast war sie schon überzeugt, in dem jungen Mann einem ebenso verdorbenen Geist wie Abu Dschenna zu begegnen.

»Nun, entschuldigt ...« Nachud Bensa wurde sichtlich verlegen. »Ich ... verzeiht, ich hatte schon lange keinen Umgang mehr mit einer wohlerzogenen Frau und ...« Der Kaufmannssohn erbleichte und legte die Hand auf den Mund. »Bei Rastullah, was sage ich da! Für welch einen Mann müßt Ihr mich jetzt halten! Ich meine natürlich, daß ich in den letzten beiden Jahren soviel Zeit in der Fremde und über Büchern verbracht habe, daß ich außer mit anderen Studiosi der *Ars magica* keinen Umgang mit Menschen hatte. So seht mir mein ungeschliffenes Benehmen bitte nach. Was aber Eure Frage betrifft, Verehrte, so war ich deshalb so überrascht weil mir der Magister bisher stets den Zugang zu den Grotten verwehrt hat, obwohl ich aus Andeutungen von ihm sehr wohl um ihre Lage und ihren Einfluß auf bestimmte Zauber weiß. Verzeiht also bitte meine allzu eilfertige Gegenfrage. Ich war nur überrascht, daß Ihr die Höhlen offenbar zu kennen scheint, obwohl mein Magister mir gegenüber ein solches Geheimnis um sie macht. Glaubt bitte nicht, ich sei der Meinung, Ihr wäret nicht würdig, in solche Geheimnisse eingeweiht zu werden. Sicher seid Ihr eine bereits sehr viel erfahrenere Forscherin auf dem Gebiet der *Magica mutanda* und der *Magica transformatorica*, so daß der Magister es Euch gestattet,

ihm in die Grotten zu folgen.«

Die Entschuldigung vermochte Melikae nicht zu beruhigen. Auch wenn Nachud Bensa noch nicht in den Grotten gewesen war, so schien er sich doch demselben unseligen Zweig der Magie verschrieben zu haben wie Abu Dschenna. Durch ihr Studium in der Bibliothek war Melikae die Fachsprache der Zauberer nicht mehr ganz unvertraut, und sie glaubte, inzwischen auch einen recht guten Eindruck von den verschiedenen Zweigen der *Ars magica* zu besitzen. So eröffnete sie dem Jüngling zunächst noch nicht, daß sie keine Magierin war. Die Spruchmagie der Akademien und der Zauber, der ihren Tänzen innewohnte, mochten zwar vielleicht aus derselben Quelle und Macht hervorgehen, doch waren sie voneinander so verschieden wie Sonne und Mond. »Darf man erfahren, auf welchen Gebieten Ihr Euch bislang erprobt habt?«

»Selbstverständlich!« Der Kaufmannssohn unterstrich seine Worte mit einem eifrigen Nicken. »Im Laufe meines Studiums hat sich herausgestellt, daß meine besonderen Begabungen auf dem Gebiet der *Magica curativa* liegen. Sicherlich ist dies nicht so hervorragend wie die Wissensgebiete, mit denen Ihr und der Meister sich beschäftigen, doch habe ich die stille Genugtuung, durch meine Kunst schon einiges Elend gelindert zu haben, und – ohne mich damit brüsten zu wollen – ich bin stolz darauf, sagen zu können, daß ich zweimal Menschenleben zu retten vermochte, die von den Heilkundigen bereits verlorengegeben

waren.«

Melikae war zutiefst erleichtert über die Worte des jungen Mannes und schämte sich zugleich auch ein wenig ihrer Verdächtigungen. Vielleicht konnte man ihm vorwerfen, daß er sich allzu frei von Zweifeln gegenüber den Forschungen seines Meisters verhielt, doch daran beteiligt war er wohl auf keinen Fall. Es drängte sich allerdings die Frage auf, warum er sich als angehender Fachkundiger für Heilmagie ausgerechnet Abu Dschenna zum Meister gesucht hatte. Erneut keimte Mißtrauen in der Sharisad auf. »Entschuldigt, wenn ich schon wieder in Euch dringe. Ich weiß, daß nun ich diejenige bin, die gegen die Sitten des Anstands verstößt, doch ist es erlaubt zu erfahren, welcher Art die Lehren sind, die unser gemeinsamer Herr an Euch weitergibt?«

Nachud zuckte gelassen mit den Schultern. »Selbstverständlich dürft Ihr es wissen. Neben den Menschen gilt meine ganze Forschung den Pflanzen. Ich habe bereits entdeckt, daß es Zauber gibt, mit denen man die Gestalt und Größe von Blumen und sogar von Bäumen verändern kann. Es mag sein, daß Ihr mich für verrückt halten werdet, doch meine geheime Leidenschaft ist der Gedanke, eines Tages einen vollkommenen Garten zu errichten. Einen Garten von überirdischer Schönheit, in dem ich die seltensten und edelsten Blumen und Bäume anpflanzen möchte, auf daß jedem, der dort lustwandelt, das Herz vor Freude übergehe. Durch einen Zufall fand ich heraus, daß auch Abu Dschenna auf eben diesem

Gebiet geforscht hat. Ich kenne seine wunderbaren, nie verblühenden Rosenbüsche und bin wie besessen von dem Wunsch, es ihm auf diesem Gebiet der Magie eines Tages gleichtun zu können.«

»Denkt Ihr denn, daß es Rechens sei, in die von Rastullah gefügte Ordnung dieser Welt einzugreifen? Heißt es nicht, Seinem Willen zu trotzen, wenn man Vergängliches zu Ewigem erhebt?«

»Wenn es die Absicht des Menschen ist, Rastullahs irdischen Garten zu verschönern? Wie sollte es mir dann nicht gestattet sein, einer Blüte eine schönere Form zu geben? Der Gott selbst wird sich an meinem Werk erfreuen.«

Auch wenn er andere Wege beschritt, so schien der junge Magier doch vom selben Geist beseelt zu sein wie Abu Dschenna. »Ihr glaubt also. Ihr könntet das Werk des einzigen Gottes übertreffen? Entschuldigt, wenn ich so offen spreche, doch dann ist Euer Trachten nicht nur anmaßend, sondern geradezu gotteslästerlich. Könnte nicht ein höherer Sinn darin liegen, daß nicht jede Blüte vollkommen ist? Vielleicht erkennt man die Schönheit nur deshalb, weil es auch Häßliches in der Welt gibt.«

»Welch weise Worte, Melikae!« Die Stimme des Kaufmannssohns war eine Spur kühler geworden. »Vielleicht ist dies nicht die rechte Art, Rastullahs irdischen Garten zu verstehen. Ginge es nach Euch, so dürfte ich mir kein Haus bauen, weil ich damit das Gesicht der von Rastullah gefügten Landschaft verändere. Ich dürfte kein Kamel reiten, weil diese Tiere

dazu geschaffen sind, frei durch die Wüste zu wandern, und nicht dazu, um einen Menschen als Last auf dem Rücken zu tragen. Was Ihr sagt, werter Kollegin, kann nicht der Wille des Gottes sein! Ich weiß, daß meine Auffassung den meisten Rechtgläubigen lästerlich erscheinen muß, doch bin ich der Meinung, daß Rastullah uns die Welt geschenkt hat, damit wir sie vervollkommen. Ja, wenn ein Gott solche Gefühle haben mag, wird er vielleicht sogar mit ein wenig Neugier über unsere Fortschritte wachen. Wenn Ihr lange genug darüber nachdenkt, so werdet Ihr erkennen, welch tiefe Weisheit in diesen Worten liegt.«

Melikae wiegte nachdenklich den Kopf. »Ihr mögt mit geschliffener Zunge reden, doch überzeugen könnt Ihr mich nicht. Ich weiß, daß mir eine Rose, die man hegen und pflegen muß und die doch eines Tages verwelken wird, lieber ist als die niemals verblühenden Rosenbüsche Abu Dschennas.«

Der junge Mann betrachtete sie brüskiert. »Für einen Gast im Hause des Meisters führt Ihr recht seltsame Reden, Verehrteste.«

»Ist es denn der Lebenszweck eines Schülers, sich in allem und jedem der Meinung seines Meisters zu unterwerfen? Auf diese Weise wüchse er niemals über seinen Lehrer hinaus.«

Nachud Bensa errötete. Bereits in dem Augenblick, da Melikae der letzte Satz über die Lippen gegangen war, tat er der Sharisad auch schon leid. Sie hatte den jungen Adepten nicht verletzen wollen. Doch wie konnte sie die Worte zurücknehmen? »Welchen Sinn

hätte das Leben eines Gartenhüters, wenn alle seine Pflanzen vollkommen wären? Wen sollte er schützen und pflegen? Mag es nicht sein, daß Rastullah uns eine unvollkommene Welt schenkte, damit wir uns bewähren und unsere eigene Größe entdecken?»

»Spart Euch Eure Worte. Ich sehe schon, was Ihr von mir haltet, und weil es mir schwerfällt, meine Fassung zu bewahren, wenn ich auf solche Weise beleidigt werde, ziehe ich es vor, mich nun wieder meinen Aufgaben zu widmen und meine baldige Abreise vorzubereiten. Schließlich war meine Erziehung so gut, daß ich vermeiden kann, mich aufzuführen wie ein wütender Viehhirte aus dem Shadif!«

Melikaes Lächeln gefror. »So seid Ihr nun entlassen, Nachud Bensa. Möge Euer Weg Euch zur Erkenntnis führen.« Die Sharisad wandte sich sogleich ab und widmete zum Schein ihre ganze Aufmerksamkeit wieder dem Buch, das neben ihr auf dem Leseput lag. Sie war überzeugt davon, daß der ungehobelte Bursche sie mit seiner letzten Bemerkung absichtlich beleidigt hatte. Schließlich hatte sie ihm anvertraut, daß sie aus Unau stammte, und höchstwahrscheinlich wußte er, daß die meisten Bewohner der Stadt, einschließlich ihrer eigenen Familie, zum Volk der Beni Shadif gehörten.

Verstohlen beobachtete die Sharisad, wie Nachud zwei Bücher aus den Regalen nahm und dann, ohne sie auch nur noch eines Blickes zu würdigen, die Bibliothek verließ. Neugierig stand sie auf, um festzustellen, welche Bücher er genommen hatte. Es

waren eine Märchensammlung und ein Buch über Magie. Hätte sie den jungen Hitzkopf doch nicht so durch ihre Reden herausgefordert! Sicher würde er eines Tages auch länger als nur für eine Nacht im Palast verweilen. So hätte sie einen unterhaltsamen Gesprächspartner inmitten dieser Einsamkeit gehabt! Der Gedanke an ihr kurzsichtiges Verhalten ärgerte Melikae so sehr, daß sie zum Lesen keine Ruhe mehr fand und sich in den Garten zurückzog, um Trost im Betrachten des weiten Meers zu finden.

In den nächsten zwei Gottesnamen ließ Melikae nichts unversucht, mehr über Nachud Bensa zu erfahren. So horchte sie zunächst Nurhan aus, die alte Köchin. Doch Abu Dschennas Amme verschloß sich vor ihr. Alles, was die Sharisad von ihr über den jungen Mann herausbekam, war die Mitteilung, daß er ein sehr seltener Gast sei, dafür aber über einen rastullahgesegneten Appetit verfüge.

Aus Angst, sie könne dem Kaufmannssohn vielleicht Ärger einhandeln, wagte die Sharisad es nicht, Abu Dschenna geradeheraus nach ihm zu befragen. Alles was sie wußte, mußte sie sich aus ein paar spärlichen Andeutungen zusammenreimen. Offenbar hielt Abu Dschenna den Jungen, gelinde gesagt, für versponnen. Doch es schien, als habe Nachud ein besonderes Talent darin, alte Schriften, die als verschollen galten, aufzuspüren und zu übersetzen. So kam es, daß er sich fast nie im Palast aufhielt, sondern im Dienst seines Meisters die großen Städte im Land der Ersten

Sonne bereiste. Wie es dem Kaufmannssohn gelang, ohne ein Boot oder Schiff auf die Insel zu kommen, wagte die Sharisad erst gar nicht zu fragen. Offenbar verfügte er wohl doch über mehr Zauberkraft, als er zunächst zugegeben hatte.

Ganze Vormittage verbrachte Melikae damit, über diesen seltsamen Besucher nachzugrübeln, und eines Tages mußte sie sich erschrocken eingestehen, daß sie häufiger an Nachud Bensa als an ihren geliebten Omar dachte. Betroffen überlegte sie, woran dies wohl liegen mochte, denn ihre Liebe zu Omar war keineswegs erloschen. Sie wurde sich allerdings auch bewußt, daß sie nicht mehr daran glaubte, daß Omar zu dieser verfluchten Insel zurückkehren und sie retten werde. Bei Nachud Bensa bestand wenigstens die Aussicht, ihn wiederzutreffen, und unzweifelhaft verfügte er auch über die Möglichkeit, die Insel auf geheimem Wege zu besuchen und wieder zu verlassen, wann immer sein Meister es ihm befahl.

Schwüle Seeluft kündete ein Unwetter an, als Melikae eines Nachmittags durch lautes Klopfen an die Tür ihres Turmzimmers bei einer Tanzübung gestört wurde. Zunächst dachte sie, es könne womöglich der Dschinn sein, der sie bewachte, denn hin und wieder trieb der Luftgeist seine Späße mit ihr. Gerade wollte sie ihn mit strengen Worten zurechtweisen, als hinter der Tür die Stimme Nachud Bensas erklang.

»Seid Ihr zugegen, Melikae? Ich würde gern mit Euch reden!«

»Wartet bitte!« Hastig griff die Tänzerin nach einem

langen Schleier, um ihr knappgeschnittenes Kostüm zu bedecken. Sie wollte nicht, daß der Kaufmannssohn vielleicht auf den Gedanken käme, sie habe ihn in diesem Aufzug erwartet, um ihn zu verführen. »Jetzt seid Ihr willkommen. Tretet ein, meine Tür ist offen.«

Schüchtern betrat der junge Mann das Turmzimmer. Vor der Brust hielt er einen mit weißen Blüten geschmückten eingetopften Rosenstamm. Mit großen Augen sah Nachud sich in dem geräumigen Turmzimmer um. Nach dem Erlebnis in den Grotten hatte Melikae überall kleine Spiegel aus poliertem Messing oder Silber aufgestellt. Immer wieder befiel sie die Angst, auch sie könne sich verändern, denn schließlich hatte jene unheimliche Macht, die Abu Dschenna heraufbeschworen hatte, auch ihre Fesseln berührt. Zwanzigmal und öfter überprüfte die Tänzerin sich jeden Tag aus Angst, an ihrem Körper könne sich ein unheimliches Mal zeigen.

»Gefällt Euch mein Zimmer?«

»Nun ... ja, sicher ... nur ... Es ist ganz anders, als ich es erwartet hätte. So groß und so leer. Ich hatte mir vorgestellt, Ihr würdet zwischen gewaltigen Bücherstapeln leben. Ein Sternenrohr vor dem Fenster, Geräte für astronomische Berechnungen auf dem Tisch, Präparate von seltenen Tieren und ...«

»Mit einem Wort, Ihr habt erwartet, das übliche unwohnliche Studierzimmer eines Magiers vorzufinden.« Melikae lächelte.

Nachud rückte. »So ist es. Ich habe schon manche

Zauberin kennengelernt, aber keine wohnte auf diese Weise, und sie pflegten sich für gewöhnlich auch völlig anders zu kleiden. Doch habe ich Euch vielleicht gestört, während Ihr auf Eurem Lager ruhtet? Soll ich später noch einmal wiederkommen?«

Jetzt lachte Melikae und schüttelte den Kopf, daß ihr das lange schwarze Haar um die Schultern flog. »Ich fürchte, wir haben einen Irrtum aufzuklären, doch erst sagt mir bitte, was Ihr dort mitgebracht habt. Wollt Ihr Eure Last nicht abstellen?«

Der junge Mann blickte ein wenig überrascht auf den Rosentopf in seinen Händen, so als habe er ihn vor lauter Staunen im Augenblick ganz vergessen. »Ihr erinnert Euch sicher noch, daß ich in einiger Wut war, als ich Euch verließ. Ich war sogar so erbost, daß es zwei Tage dauerte, bis ich meinen Zorn vergessen konnte. Über Eure Worte mußte ich viele Nächte lang nachdenken. Ihr habt es verstanden, meine blinde Gewißheit zu zerstören, mit meinen Forschungen und Träumen den rechten Weg gewählt zu haben. Vor allen Dingen aber habe ich erkannt, daß es zum Wesen der Ars magica und überhaupt zum guten Umgang unter Kollegen gehören sollte, eine andere Meinung zuzulassen. So dachte ich nun, ich könnte Euch mit diesem Rosenstock erfreuen. Er stammt aus Mherwed, und er ist so, wie Rastullah ihn geschaffen hat.« Nachud schmunzelte bei diesen Worten. »Vielleicht findet Ihr Gefallen daran, ihn zu pflegen und seine kleinen Unvollkommenheiten durch Eure Liebe aufzuwiegen.«

»Euer Gesinnungswandel gereicht Euch zur Ehre, Nachud Bensa. Er zeugt von einer Größe, die die meisten Männer niemals in ihrem Leben erreichen. Da Ihr Euch nun offenbart habt, muß auch ich Euch etwas gestehen. Ich bin nicht die, für welche Ihr mich haltet. Unser Streit und Euer allzu frühzeitiger Aufbruch haben mir keine Gelegenheit gelassen, einen Irrtum zwischen uns richtigzustellen. Ich habe nie an einer Akademie gearbeitet, auch wenn ich über eine gewisse magische Begabung verfüge.«

Der Kaufmannssohn starrte sie an, wie vom Blitz gerührt. »Ihr meint, man hat Eure Gabe nicht früh genug erkannt, so daß sie nicht mehr durch fachkundige Meister gebildet werden konnte? Mir fehlen die Worte ... Ich ... Ihr seid also eine der Ausgestoßenen, die weder in die Welt jener gehören, für die Magie ein unheimliches, furchteinflößendes Phänomen ist, noch gehört Ihr zu denen, die ihre Kräfte nach freiem Willen zu gebrauchen gelernt haben und ...«

»Haltet ein, mein Guter. Ihr befindet Euch schon wieder auf einem Irrweg. Ich habe durchaus gelernt mir jene unsichtbaren Kräfte, die alles in Rastullahs Schöpfungswerk durchfließen, zunutze zu machen. Freilich tue ich dies auf eine andere Art als Ihr Wissenschaftler, die Ihr die Ars magica studiert und untersucht, so wie man es vielleicht mit dem Inhalt eines geglückten Gedichtbandes tun mag. Doch so wie sich die einen an der Gestalt eines Gedichtes, seinen Rhythmen, den kunstvoll ersonnenen Versen, verborgenen Anagrammen und der geheimen Zahlenmystik

erfreuen, also mit anderen Worten an seinem Aufbau, so gibt es auch jene, die all dies unbeachtet lassen und einfach nur die Schönheit der Worte und Metaphern auf sich wirken lassen, um so der Seele des Dichters nahe zu sein. Ohne Euch damit beleidigen zu wollen, möchte ich doch sagen, daß es sich mit uns ganz ähnlich verhält. Wenn Ihr einen Zauber wirkt, so ist es Euer Geist, der der astralen Macht eine neue Gestalt aufzwingt, ich aber taste mit Körper und Seele nach dem Geheimen, und mein Tanz erschafft ein Muster, das natürlich ist und die verborgenen Kräfte nicht erschüttert, wenn sich mein Zauber entfaltet – denn ich bin eine Sharisad.«

Unfähig, auch nur ein Wort zu sagen, stand der junge Magier in der Tür und blickte Melikae auf eine Weise an, als wäre er zum ersten Mal und obendrein völlig überraschend eines Fabelwesens ansichtig geworden, an dessen Wirklichkeit man höchstens mit halbem Herzen glauben konnte.

»Eine Sharisad«, stammelte er schließlich tonlos. »Aber was hat Euch denn in das Haus eines berühmten Magiers geführt? Wißt Ihr, ohne prahlen zu wollen, kann ich doch sagen, daß ich in meinem Leben schon vielen ausgezeichneten Tänzerinnen begegnet bin, doch eine leibhaftige Sharisad habe ich noch nie getroffen.«

»Vielleicht wart Ihr auch einfach blind für die Magie, die Euch begegnet ist. Es gehört zu den Tugenden jeder guten Sharisad, ihre Kräfte nicht eigennützig einzusetzen. Nur selten findet man eine, die ihre Kunst

anpreist wie ein Marktweib seine Waren.«

Der junge Mann räusperte sich und bemühte sich, einen ernsten und gefaßten Eindruck zu machen. »Welcher Sinn sollte darin liegen, seine Kunst im verborgenen auszuüben und den Menschen ein Geschenk zu machen, das sie gar nicht erkennen können?«

Melikae lächelte. Auch wenn Nachud sich bemühte, dem Fremden gegenüber offen zu sein, so würde er gewiß nicht an einem einzigen Nachmittag das Weltbild ablegen, das von der strengen Logik und der eisernen Disziplin der Magierakademien geformt worden war. Die Art jedoch, wie er vor ihr zu verbergen versuchte, daß er keines ihrer Worte glaubte, amüsierte und rührte die Tänzerin. »Ihr selbst begeistert Euch doch sosehr an Gärten, mein Freund. Gewiß ist Euch bekannt, daß viele Menschen behaupten, der Anblick eines Brunnens, umrahmt von Blüten, lasse ihr Herz vor Freude überschäumen. Für andere hingegen ist ein Brunnen nicht mehr als nur ein Haufen behauener Steine, und Blumen sind nutzloses Grün. Würdet Ihr aber allein deshalb, weil nicht jeder den Zauber eines Gartens zu spüren vermag, behaupten, daß es dort keinen Zauber gebe?«

Der Kaufmannssohn kratzte sich nachdenklich am Kinn, »Ihr versteht es, Eure Worte so zu setzen, daß ich ihnen kaum zu widersprechen vermag, auch wenn alles in mir gegen das aufbegehrt, was Ihr mir sagen wollt.«

»Ihr meint, das Glücksgefühl, das Euch der Tanz

einer Sharisad schenken kann, sei keine wirkliche Magie, sondern hänge vielmehr von ihrem wohlgeformten Körper ab.«

Dem jungen Mann stieg das Blut in die Wangen. »Nun, ganz so würde ich es nicht ausdrücken, doch im Kern trifft Ihr mit Euren Ausführungen meine Meinung.«

»Haltet Ihr mich für hübsch?«

Nachuds Gesicht verfärbte sich dunkelrot, und als wüßte er plötzlich nicht mehr, wo er sie lassen solle, fingerte er mit den Händen unruhig am Schloß seines Gürtels herum.

»Nun?« Melikae blickte den jungen Magier herausfordernd an.

»Ich weiß nicht ... Das heißt natürlich, ich weiß sehr wohl, wie schön Ihr seid. Doch ... es fehlt mir die Zunge des Dichters, die sich darauf versteht, das Außergewöhnliche in angemessene Worte zu fassen. Es ist ...« Er stieß einen langen Seufzer aus. »Natürlich seid Ihr schön. Ich wäre kein Mann, wenn mich Eure Vollkommenheit ungerührt ließe.«

»So also fühlt Ihr.« Melikae lächelte hintergründig. »Dann hieltet Ihr es doch gewiß für unmöglich, daß Euch, wenn ich für Euch tanzen würde, plötzlich ein Grauen ergriffe, das Euch nicht erlaubte, auch nur für einen Atemzug noch in diesem Zimmer zu verweilen.«

Nachud Bensa lachte laut. »Nein, meine Verehrte. Wenn Ihr mir Euren Tanz zum Geschenk machtet, so würde ich mich gewiß für den Rest meines Lebens

mit Freuden daran erinnern.«

In der Ferne ertönte dumpfes Donnerrollen. Am Horizont waren dunkle Wolken aufgezogen, die der Sturmwind auf die Insel zutrieb.

»Glaubt mir, daß ich gern einen anderen Weg wählen würde, um Euch von den Künsten einer Sharisad zu überzeugen, doch fürchte ich, wenn mein Tanz Euer Herz schneller schlagen und Euch frohlocken ließe, so schriebet Ihr dies doch nur meiner Schönheit zu und wärt am Ende gar davon überzeugt, Euch habe die Liebe zu mir überwältigt.«

»Hmm, Eure Rede ist von klarer Logik. Man könnte sogar sagen, was Ihr ersonnen habt, sei den Gedankengängen einer Magistra der Ars magica würdig, die die Bestätigung für eine Thesis in einem Experiment sucht. Ich stelle mich diesem Versuch gerne zur Verfügung.«

»Nun gut, so dürft Ihr mich prüfen. Allerdings unter einer Bedingung. Ihr müßt mir versprechen, daß Ihr mich anschließend nicht eine Hexe heißen und mich künftig fliehen werdet – so wie jeder von uns versucht, dem Schatten des Todes stets einen Schritt vorauszueilen.«

Statt einer Antwort brach der Magier in schallendes Gelächter aus. Nur mühsam und prustend fand er noch Worte. »Was bedeutet Eurer Meinung nach eine Ausbildung an der Akademie? Wir erleben dort Dinge, die andere Menschen vor Schreck sterben ließen. Allein alle die schrecklichen Wunden und die von Krankheit entstellten Gesichter, die mich als Adepten

der *Magica curativa* lange täglich beschäftigten, würden die meisten Menschen bis ans Ende ihrer Tage in den Träumen verfolgen. Selbst der Beschwörung eines Dschinns habe ich schon beigewohnt. Also glaubt nicht, daß es leicht sei, mich zu erschrecken.«

»Ganz, wie Ihr denkt.« Melikae war sich bewußt, daß die Illusion einer Geistererscheinung den Magier sicher kaum beunruhigen würde. Sie brauchte etwas, das ihn auf einer ganz persönlichen Ebene traf. Doch sie kannte ihn kaum, und es wäre sicherlich schwer zu erraten, welche Ängste und Zweifel den jungen Mann in seinem Innersten quälten. Sie mußte ein wenig Zeit gewinnen! »Erweist Ihr mir die Güte, Euch für einige Augenblicke zurückzuziehen? Ich möchte ein ganz besonderes Kostüm für meinen Tanz anlegen.«

Nachud Bensa verneigte sich so tief, als stünde er vor dem Kalifen persönlich. »Eure Wünsche sind mir stets Befehle, meine Liebe.« Zackig wie ein Wachsoldat drehte er sich um und schritt die Treppe hinab.

Melikae wählte unter den Kleidern, die ihr Abu Dschenna geschenkt hatte, eine Pluderhose aus spinnwebfeinem grünen Stoff, dazu ein paar samtene Tanzschuhe mit hauchdünner Ledersohle und ein enganliegendes Oberteil, das den Bauch und die Arme frei ließ. Um das Ganze zu vervollkommen, zog sie noch einen meergrünen Schleier aus einem Stapel hervor und streifte einige goldene Armreife über, die ihre Bewegungen mit sanftem Klingen begleiten würden.

Als sie sich angekleidet hatte, löschte sie die Hälfte der Glaslichter, so daß ihr Zimmer in ein unruhiges dunkelblaues Licht getaucht wurde. Der Sturm war indessen so weit aufgefrischt, daß es nötig wurde, die schweren Holzläden vor den Fenstern zu schließen. Die Sharisad erledigte auch diese Arbeit, ohne irgendwelche Sklaven zur Hilfe zu rufen. Einen der Holzläden ließ sie dabei einen Spaltbreit offen und sicherte ihn mit zwei eisernen Haken, so daß er nicht im Wind hin- und herschlagen konnte. Die Zugluft würde die Lichter zum Flackern bringen und die Vorhänge im Zimmer sanft bewegen. Ein Begleitumstand, der ihr bei ihrem Plan sehr entgegenkam.

Als sie schließlich alles noch einmal geprüft hatte und mit dem Ergebnis ihrer Arbeit zufrieden war, wandte sie sich zur Treppe und rief Nachud Bensa. Der Kaufmannssohn wirkte ein wenig mürrisch, weil sie ihn mehr als eine halbe Stunde hatte warten lassen. Doch als er die Sharisad im blauen Licht in ihrem Tanzkostüm sah, war seine schlechte Laune augenblicklich verflogen. Wie ein Gassenjunge piffte er anerkennend durch die Zähne, und es schien, als wolle er sie mit seinen Augen schier verschlingen. Dann jedoch hemmte ihn seine gute Erziehung, und er errötete. »Ich ... ähm ... Entschuldigung! Das war nur der erste ... Ich meine ... Ihr seht hinreißend aus.«

»Danke.« Melikae lächelte kokett. »Nähmt Ihr nun bitte Platz.« Mit flüchtiger Geste wies sie auf ihr Nachtlager. »Das ist der beste Platz, um mir beim

Tanzen zuzusehen.«

Nachud verbeugte sich formvollendet und folgte ihren Anweisungen, doch war ihm anzusehen, daß es ihn verunsicherte, von einer Frau eingeladen zu werden, sich auf deren Bett niederzulassen. Hoffentlich zieht er daraus keine falschen Schlüsse, dachte Melikae. Doch wenn ihr Tanz so wirkte, wie sie es erhoffte, dann würde der Kaufmannssohn schon bald an alles andere denken, nur daran nicht, mit ihr das Lager zu teilen.

»Wie fühlt Ihr Euch, Nachud?«

»Gut!« Der junge Mann lächelte breit. »Wirklich gut. Ich bin gespannt, wie Ihr das ändern wollt. Ich glaube kaum, daß sich meine Laune verschlechtern wird, wenn Ihr mir jetzt die Ehre erweist, für mich zu tanzen.«

»Wir werden sehen!« Melikae betrachtete noch einmal prüfend das Zimmer, und ihr Blick verharrte bei dem kleinen Rosenstock, den ihr Nachud geschenkt hatte. Das hatte sie gesucht! Er würde helfen, ihren Tanz zu vervollkommen. Mit festem Schritt durchquerte sie den Raum, ergriff den Topf, in den der Rosenstamm gepflanzt war, trug ihn hinüber zu dem Adepten und stellte ihn neben ihm ab.

»Ich möchte nicht, daß er mir beim Tanz im Wege steht«, erklärte sie lächelnd. »Hier bei Euch ist er gut aufgehoben.« Mit zwei tänzerischen Drehungen entfernte sie sich von der Bettstatt und verharrte dann einen Atemzug lang in der Mitte des Zimmers. Angespannt blickte sie auf die Bilder aus Licht und

Schatten, welche die flackernden Kerzen und die sich sanft wiegenden Stoffbahnen auf die Wände warfen. Langsam nahm sie den Rhythmus des Schattenspiels auf und versuchte ihren Körper darauf einzustimmen.

Die ersten Böen schlugen gleich wütenden Vorboten des Sturmes gegen die Wände des Turmzimmers, und die Fensterläden klapperten. Tief unten stürmte die aufgewühlte Gischt donnernd gegen die Klippen, und man spürte das Beben des Felsens, der der Wut der entfesselten Elemente trotzte, bis ins Turmzimmer herauf. Ein Blitz tauchte den Raum einen Lidschlag lang in gleißendes Licht, und die Bewegungen der Tänzerin erstarrten für kurze Zeit.

Irgendwo im Herzen des einsamen Palastes ertönte leise Musik. Begleitet vom Heulen des Sturmes, klang die Kabasflöte seltsam beunruhigend, ja fast wie die Ankündigung drohender Gefahr. Die Trommelschläge der Dabla hingegen folgten dem langsamen Rhythmus, in dem das aufgepeitschte Meer gegen die Klippen brandete.

Nach und nach gelang es Melikae, die geisterhaft sich windenden Stoffbahnen in ihren Tanz mit einzubeziehen. Jetzt war es nicht mehr allein der Sturmwind, der ihre Bewegungen bestimmte, und als schließlich die überirdische Musik, die aus dem Palast heraufklang, um das helle Zirpen der Zitar bereichert wurde, da schienen die wogenden Vorhänge die Gestalt riesiger blauer Meeresschlangen anzunehmen. Wie lebendige Wesen zuckten sie

um den Magieradepten, der mit großen Augen den Bewegungen des Stoffes folgte.

Wieder ließ ein Blitz einen Augenblick lang alle Schatten ersterben. Kaum einen Atemzug später folgte ein zorniges Donnergrollen, das wie eine körperliche Berührung zu spüren war und ein seltsam klammes Gefühl hinterließ. Melikae hörte Nachud Bensa leise seufzen. Das Schauspiel zerrte allmählich an seinen Nerven!

Während ihr Körper weiterhin der wilden Melodie des Sturmes folgte, widmete sie ihren Geist ganz dem Rosenstamm neben dem jungen Magier. Die dunkle, fast rote Farbe der Dornen, die sanften Schatten an der Unterseite der Blütenblätter, ja selbst die Krümmung der feinen Äderchen auf den Rosenblättern, all das verinnerlichte sie in rauschhaft entrückter Intensität. Dann, als der nächste Blitzschlag das Zimmer erleuchtete, ließ sie das Bild erstehen! Ein einziger Augenblick reichte ihr, um die Erscheinung eines riesigen, sich lebendig windenden Rosenstrauches zu erschaffen. Gierig griffen die Ranken nach den Gliedern des Magiers, und gleich Raubtierzähnen schlugen die langen schlanken Dornen in sein Fleisch. Mit einem gellenden Schrei sprang Nachud auf und kämpfte mit rudernden Armen gegen die Illusion an. Blut tropfte von den langen Dornen, und als säße die Seele eines Vampirs in dem Rosenbusch, stieg es dunkel in die Stengel und die feinen Adern der Blättchen, bis sich schließlich sogar die weißen Blüten rot verfärbten.

»Nein! Weiche von mir, böser Pflanzegeist!«

Nachud Bensa war vor den sich windenden Ranken bis zum Treppenabsatz zurückgewichen, als Melikae die Erscheinung ersterben ließ. Sofort verstummte auch die Musik im Palast.

»Was war das? Was hast du da getan? Ich habe dich genau beobachtet! Kein Wort der Macht ist über deine Lippen gekommen. Wie konntest du einen so mächtigen Zauber wirken?«

»Willst du damit sagen, daß meine Bilder dich erschreckten?«

Der Kaufmannssohn räusperte sich. »Erschrecken? Es war furchtbar! Es war ... so wirklich. So als hätte der Geist der Pflanze sich gegen mich erhoben und ...«

»Glaubst du mir nun, daß das Entzücken, das die Männerherzen beim Tanz einer echten Sharisad schneller schlagen läßt, mehr ist als nur der Anblick von ein wenig nacktem Fleisch?«

Nachud Bensa neigte demütig das Haupt. »Ihr habt mich mit Euren Illusionen bis ins Mark erschreckt, doch schlimmer noch ist das Erkennen meines eigenen Hochmuts. Ich muß gestehen, daß mein Stolz mich geblendet hat. In Eurem Zauber, Melikae, liegt gewiß nicht weniger Macht als in jenen Sprüchen, die an den Akademien gelehrt werden.«

Die Sharisad lächelte zufrieden. »Eure weise Rede erfreut mein Herz, lieber Freund. Deshalb möchte ich Euch bitten, Euch noch einmal auf meinem Lager niederzulassen, damit ich Euch diesmal mit einem Tanz des Frohsinns und der Sinnenfreude unterhalten kann, denn Rastullah und Dschella haben mir

meine Gaben nicht geschenkt, damit ich Angst und Schrecken in die Welt trage.«

Bereitwillig folgte der junge Zauberer ihrer Aufforderung, und als zum zweiten Mal in dieser Nacht die Kabasflöte in einem fernen Palastgemach erklang, da war ihr Spiel ein frohes Jubilieren, das selbst dem Sturm seine Wut zu nehmen schien.

Als Melikae am nächsten Morgen erwachte, konnte sie sich nicht mehr erinnern, wann und unter welchen Umständen Nachud Bensa sie verlassen hatte. Noch lange, nachdem der Sturm abgeflaut war, hatte sie für den Kaufmannssohn getanzt und als sie danach beisammengesessen hatten, hatte zum ersten Mal ihr helles Lachen den düsteren Palast verzaubert. Auch wenn sie nicht wußte, wann sie eingeschlafen war, so war sie sich doch sicher, daß sich Nachud ihre Müdigkeit nicht einen Augenblick lang zunutze gemacht hatte, um sich ihr auf unkeusche Weise zu nähern.

Noch den ganzen nächsten Tag über war ihre Erinnerung erfüllt von den Bildern jener unbefangenen und glücklichen Stunden. Selbst als sie am Abend ihr Mahl mit Abu Dschenna einnahm, vermochte dies die Stimmung der Sharisad nicht zu trüben.

Mürrisch blinzelte der Magier über den Rand seines Weinpokals. Das gebratene Huhn auf seinem Teller zerpflückte der Zauberer im Lauf des Mahls zwar in kleine Teile, doch aß er kaum von dem hellen Fleisch. Tiefe schwarze Ringe malten sich unter seinen Augen ab, und sein Gesicht wirkte grau und

ausgemergelt an diesem Abend. Ja, es schien Melikae sogar, als glänzten einige silberne Härchen im rabenschwarzen Bart des Zauberers. Mit welcher rastullah-verfluchten Zaubern er sich wohl beschäftigte? Er sah aus, als habe er an den Pforten der ewigen Finsternis gestanden.

»Was blickst du mich so an?« Abu Dschenna stellte den Weinbecher ab und ließ sich auf die Kissen hinter dem niedrigen Tisch zurücksinken.

»Du siehst müde aus.«

»Vielleicht habe ich für die Stunden, die du glücklich bist, meinen Preis zu zahlen? So wie du jetzt noch strahlst, scheinst du dich in der letzten Nacht ja prächtig amüsiert zu haben.«

»Was willst du damit andeuten?«

»Oh, nichts!« Der Magier zuckte in übertriebener Geste mit den Schultern, »Höchstens, daß Nachud, als er mir heute morgen über den Weg gelaufen ist, dasselbe glückliche Lächeln im Gesicht trug wie du jetzt.«

»Willst du etwa behaupten, daß ich deinen Schüler verf...«

»Gar nichts will ich!« Abu Dschenna setzte sich auf und griff wieder nach dem Weinbecher. »Ich wünschte nur, auch ich würde dich einmal mit einem solchen Lächeln auf den Lippen verlassen.«

»Was erwartest du von mir? Ich bin deine Gefangene! Welchen Grund hätte ich, dir dankbar zu sein?«

»Habe ich für deine Anwesenheit nicht mit dem Leben deines Geliebten gezahlt? War ich es etwa, der

ihn so schwer verletzte? Nur durch mich und meine Kunst lebt er noch!«

Melikae schnaubte verächtlich. »Das hältst du dir zugute? Hast du nicht deinen Preis für diese noble Tat von mir gefordert? Hättest du es aus freien Stücken getan, ohne Bedingungen zu stellen, vielleicht hättest du dann erhalten, wonach dein Herz sich sehnt!«

»Was weißt du denn von meinem Herzen?«

»Nichts, was mich dazu veranlassen könnte, dich so zu beschenken wie letzte Nacht deinen Schüler.«

»Du hast also doch dein Lager mit ihm geteilt!« Wütend schleuderte der Magier den Pokal zu Boden. »Ich wußte es, als ich ihn sah! Ich ... Das soll mir der Schuft büßen.«

Melikae biß sich auf die Lippen. Sie hätte Nachud nicht derart in Gefahr bringen dürfen! »Es war nicht so, wie du denkst. Ich habe für ihn getanzt! Das ist alles!«

»Mehr, als du je für mich getan hast!« fauchte Abu Dschenna gereizt. »Was hat der Kerl, das mir fehlt? Was findest du an einem, der sich im Haus seines Magisters wie in einem billigen Bordell aufführt?«

»Ich sagte doch ...«

»Mir ist vollkommen gleich, was du sagst. Sieh dich nur an! Kennst du den Poeten Rafid al Mansur? Er sagt, Liebe schminkt die Lippen rot und macht aus Augen Adamanten. Selbst wenn du dein Lager nicht mit Nachud geteilt hast, so seid ihr beide euch in der letzten Nacht auf eine Art nahegekommen, wie nur Liebende es können. Versuch nicht, mir etwas vorzu-

machen. Ich bin nicht blind!«

»Eifersüchtig bist du, alter Narr! Du weißt, daß es nur einen Mann gibt, den ich liebe!«

Abu Dschenna stand auf. Der letzte Rest Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, doch sprach er nun gefaßter und ohne Zorn. »Mit deinem Verstand, Melikae, liebst du vielleicht nur einen Mann. Doch in deinem Herzen hat ein zweiter seinen Platz gefunden. Widersprich mir nicht! Laß mich einfach in Ruhe. Weißt du, es ist eine Sache, nicht geliebt zu werden. Damit läßt sich leben. Doch mit anzusehen, wie alles, was einem selbst verwehrt ist, einem anderen mit vollen Händen geschenkt wird, das erfordert Langmut.«

Bebend vor Wut, aber auch zutiefst überrascht starrte die Sharisad dem Magier nach. Was bildete er sich ein! Wie konnte jemand, der ein Herz aus Stein besaß, behaupten, er könne in die Herzen anderer sehen? Was er sagte, war nicht im mindesten wahr, und es gab nur eine Erklärung für sein Verhalten: daß die Zauber, mit denen er sich beschäftigte, nicht nur seinen Körper, sondern auch seinen Geist zerstörten!

»Unübersehbar war die Zahl der Streiter, die zu den Fahnen Sultan Mustafas eilten. Sie kamen selbst aus den fernsten Oasen. Bauern und Scheichs, Reiter und Fußkrieger, ja es schien, als hätten sich alle Rechtgläubigen in ihrem Zorn erhoben, um die Götzenanbeter aus dem Land der Ersten Sonne zu vertreiben. Auch aus Fasar zogen, wie ihr sicher wißt, viele Kämpfer herbei. Sultan Malik Bey schickte sechs

gewaltige Krieselefanten, und auch etliche der himmelblau gewappneten Söldner des Habled ben Cherek waren in der Schlacht zu sehen.

Als die grausame Generalin Duridanya Karinor bei Nacht die Feuer des Heerlagers sah, die so zahlreich wie die Sterne des Abendhimmels waren, verließ die blutdürstige Heidin aller Mut, und heimlich floh sie mit ihrer Leibwache über den Mhanadi, um dem Zorn der Gerechten zu entgehen.

Als der Tag der Rache anbrach, stand die Sonne wie ein blutiges Auge am Himmel, und Rastullahs Atem wehte von Norden. Der heiße Wind trug den feinen Staub der gorischen Einöde und des Hügellands bis zur Stadt. Die Söhne der Wüste waren es gewohnt, sich davor zu schützen, daß der Sand ihnen in Mund und Nase drang und jeden Atemzug zur Qual machte. Nicht so die hochfahrenden Heiden, die in dem Sturm ein böses Omen sahen und schon bald allen Mut verloren.

Omar und seine beiden Gefährten waren mit einem Floß über den breiten Mhanadi gesetzt. Sie zählten zu den ersten, die mit Hilfe von Wurfankern unter dem Feuer der Feinde die hohen Zinnen der Südmauer erklommen. Tapfer wie Löwen kämpften sie sich den Wehrgang entlang, und gar mancher Feind verlor sein gottloses Leben unter ihren Klingen. So standen sie schließlich mit dem Rücken zum Khunchomer Tor. Und während Omar mit verzweifelter Mut eine Übermacht von Feinden abwehrte, hoben Ammad und Raschid den schweren Sperrbalken vom Tor, damit die Reiter, die sich vor den Mauern versammelt hatten, endlich in die Stadt preschen konnten.

Als Rastullah schließlich Mherwed gnädig in Dunkelheit

hüllte, lebte kein Verteidiger mehr, und die Banner des Rabengötzen waren in den Staub getreten. Zu Tausenden jubelten die befreiten Einwohner Sultan Mustafa zu, als er auf seinem Shadif Asram in die Stadt einritt und die Tapfersten unter den ungestümen Eroberern belohnte. Ammad und Raschid erhielten zwei edle Stuten aus den Ställen des Kalifen zum Geschenk. Omar aber wurde mit einem prächtigen Kettenpanzer und einem Helm aus schimmerndem Stahl belohnt. Der erste unter den Rechtgläubigen war in Sorge, daß der Mut des stets verschleierte Kriegers ihn nur allzuschnell das Leben kosten würde, denn auch wenn sie an diesem Tag einen großen Sieg errungen hatten, so wußte der von Rastullah erleuchtete junge Heerführer, daß der Krieg gegen die Ungläubigen noch lange nicht beendet war. Noch hielten die Götzenanbeter Unau und Selem, und schon wenige Tage nach der Niederlage sammelten sich ihre Armeen erneut, denn Generalin Karinor hatte geschworen, daß für jeden ihrer Söldner, der in Mherwed gefallen war, drei Rechtgläubige sterben und noch einmal sieben in die Sklaverei gehen sollten.»

Als die Erzählerin schwieg, belohnte das Publikum ihre Kunst mit lautem Jubel. Mahmud ging das Herz über vor Glück. Er hatte es geschafft! An diesen Augenblick würde sich Almandina für den Rest ihres Lebens mit Stolz erinnern, ganz gleich, was später kommen mochte ...

Aufgeregt zupfte der kleine Omar an einem Zipfel von Mahmuds Kaftan. »Wer ist die Frau mit der schönen Stimme?«

»Eine gute Freundin!« erklärte der Märchenerzähler ein wenig wehmütig. »Ist sie nicht wunderbar?«

Omar wiegte nachdenklich den Kopf. »Ich finde, sie hat ein bißchen viel über Melikae erzählt. Ich hätte lieber mehr darüber gehört, wie Omar Mherwed erobert hat.«

Mahmud lächelte. »Nun, allein hat er die Kalifenstadt nicht erobert. Aber sei beruhigt, ich kann dir versichern, daß Omar noch so manchen Kampf zu bestehen hat, bevor die Geschichte zu Ende ist, und da ich seinen Heldenmut nicht schmälern möchte, werde ich keinen seiner Zweikämpfe unerwähnt lassen. Doch nun entschuldige mich für einen Augenblick.« Ein wenig schwankend richtete der Alte sich auf und zog dann mit seiner Holzschale durch die Reihen der Zuhörer, um den Lohn für Almandinas Geschichte einzusammeln. Immer wieder wurde er dabei gefragt, wer die Fremde sei, doch verstand er es, stets ausweichend oder vieldeutig zu antworten, so daß Almandinas Geheimnis bewahrt blieb. Einer der jungen Soldaten fragte besonders hartnäckig. Er behauptete, von der Stimme so verzaubert worden zu sein, daß er sich blind in die schöne Unbekannte verliebt habe. Obwohl Mahmud einige Mühe hatte, den Mann wieder loszuwerden, freute er sich doch insgeheim, daß er mit seinen Vermutungen recht behalten hatte. Hörten die Menschen allein eine schöne Stimme, so schien es, waren die meisten sogleich davon überzeugt, daß sich hinter dieser eine nicht minder anbetungswürdige Frau verbarg.

Als der Märchenerzähler schließlich vor die Sänfte trat, war er fast schon ein wenig eifersüchtig auf die Bettlerin, denn fünf schimmernde Silberstücke lagen neben all den Kupfermünzen in der Schale. Zwei mehr, als er am Nachmittag erhalten hatte.

Ohne den Schutz ihrer Sänfte zu verlassen, reichte Almandina einen kleinen Leinenbeutel heraus, in den Mahmud die Münzen schüttete. Dann bedankte sich die Bettlerin überschwenglich bei ihren Zuhörern und gab den Mietsklaven ein Zeichen, die Sänfte wieder anzuheben und sie aus dem Basar der Teppichhändler zu tragen.

Nicht alle waren mit dem Besuch der Märchenerzählerin so zufrieden wie Mahmud. Als der Alte auf seinen Platz zurückkehrte, hörte er, wie eine Frau sich bei ihrer Nachbarin beschwerte, auf diese Weise genötigt zu sein, zweimal für die gleiche Geschichte zu zahlen. Ein wenig verstimmt ließ er sich auf seinem Teppichstapel nieder. Hatte er einen Fehler gemacht? Im Grunde stand es jedem Zuhörer frei, ob er etwas in die Schale des Märchenerzählers legte oder nicht. Doch wer konnte es sich schon leisten, hinter seinen Nachbarn und Freunden zurückzustehen? Gaben sie etwas, so stand man in einem schlechten Licht, wenn man sich selbst nicht auch freigebig zeigte. Nur allzu schnell machten Gerüchte über Armut und Geiz die Runde.

Aber was schert mich das? dachte Mahmud, lehnte sich gegen die Hauswand, die noch ein wenig von der Mittagssonne erwärmt war, und blickte zwischen den

Sonnensegeln hindurch zum Sternenhimmel. Welch schöne Nacht! Einen Augenblick lang lauschte er auf das leise Murmeln der Stimmen rund um ihn herum und auf all die Geräusche, die aus den angrenzenden Basaren erklangen. Ob sein Mörder ihn jetzt schon beobachtete? Die Gewißheit, noch in dieser Nacht zu sterben, hatte auf seltsame Weise auch etwas Beruhigendes. Mahmud wußte, daß Davonlaufen sinnlos war. Er hatte seinen Frieden mit sich und den Menschen geschlossen. Der Auftritt Almandinas entsprach seiner Erfüllung. Jetzt war er bereit, sich in sein Schicksal zu ergeben.

Mahmud räusperte sich leise, warf einen fast sehnüchtigen Blick auf seine Zuhörer und erhob dann in majestätischer Geste die Arme, um für Ruhe zu sorgen. »Meine lieben Freunde, merket auf und höret, wie die Geschichte der unglücklichen Liebenden ihr Ende nimmt, und erkennet Rastullahs unendliche Weisheit in dem Geschehen.«

»Manch böse Zunge hat sich in späteren Jahren gegen den jungen Sultan erhoben, und man verurteilte ihn dafür, daß er nach seinem Sieg bei Mherwed nicht sofort wieder die Verfolgung der Feinde aufgenommen und die Ungläubigen zu Tode gehetzt hatte, so wie der erfahrene Jäger nicht mehr vom fliehenden Löwen abläßt, wenn er ihn erst einmal verwundet hat. Fünf Tage lang verweilte der Mustafa in der Stadt und traf Sorge, daß ausreichend Truppen zurückblieben, um zu verhindern, daß die Al'Anfaner jemals wieder einen Angriff auf das ehrwürdige Mherwed wagten. Viel Gezänk erhob sich

in dieser kurzen Frist, denn keiner wollte bei der Verfolgung der Feinde zurückstehen, und erst das Wort der Mawdliyat vermochte schließlich den Streit zu schlichten. Sie bestimmten hundert Auserwählte, die gemeinsam mit den Verwundeten der Schlacht als Garnison in Mherwed blieben.

Die anderen aber nahmen am sechsten Tage die Verfolgung auf und zogen durch ein Land, dem der Krieg tiefe Wunden geschlagen hatte. In der Stadt Madrash, in der ein Jahr zuvor Neraida und Said, der Scheich aus dem Volk der Söhne Kasims, in heldenhaftem Kampf gefallen waren, gab es fast kein Haus mehr, das nicht von Kämpfen gezeichnet gewesen wäre. Viermal war die kleine Stadt am Mhalik in diesem Krieg erobert worden, und längst hatten die meisten Einwohner das Weite gesucht. Rings umher lagen verödete Felder. Überall entlang der Hauptkarawanenroute in den Süden sah es ähnlich aus. Dunkle Rußfahnen über ausgebrannten Fenstern, namenlose Gräber neben dem Weg und abgeholzte Palmenhaine, das war das Vermächtnis, das die al'anfanischen Eroberer dem Land der Ersten Sonne hinterließen.

Je weiter das Heer des Kalifen nach Süden vorrückte, desto unruhiger wurde Ammad. Der sonst so lebenslustige und stets zu einem Scherz aufgelegte Gefährte Omars schien von einem merkwürdigen Fieber ergriffen. Seine Augen glühten vor Unruhe, und immer wieder eilte er der gewaltigen Reiterkolonne voraus, um gleich als erster Botschaft von den Spähern zu erhalten, die dem Heer voranritten und die Bewegungen der Feinde beobachteten.

Es war am siebenten Tage nach der Eroberung Mherweds, als den jungen Sultan die Nachricht erreichte, die geflohene

Generalin Karinor habe in der Oase Hayabeth Zuflucht gefunden und versuche, ihre fliehenden Truppen erneut zu ordnen. Als Ammad davon erfuhr, brach der Beni Schebt in lautes Wehklagen aus, und auch sein Halbbruder Raschid erbleichte, denn Hayabeth war der Ort, an den Ammad seine Frau gebracht hatte, damit sie dort vor den Wirren des Krieges sicher sei. So erwirkte Omar bei Sultan Mustafa, daß die drei Erlaubnis erhielten, der Armee voranzureiten und als Späher Hayabeth auszukundschaften. Doch als sie die Oase erreichten, waren es nicht die Al'Anfaner, die sie dort erwarteten, denn ...«

Die Abendsonne berührte im Westen schon fast den Horizont, als Omar und seine beiden Gefährten den Kamm einer Düne erreichten, von dem aus man in der Ferne Hayabeth sah. Gleich einem Opal ruhte die Oasenstadt eingebettet inmitten des Sandmeeres. Doch wie ein Leichentuch lag schwarzer Rauch über den weißgekalkten Häusern und den grünen Palmwipfeln.

Mit einem schrillen Verzweiflungsschrei stieß Ammad seinem Shadif die Sporen in die Seiten und trieb das Tier in halsbrecherischer Eile die Dünenflanke hinab. Omar und Raschid folgten ihm, so schnell sie konnten, doch niemand vermag mit einem Mann mitzuhalten, der vor Angst alle Gefahren vergißt. So zügelten sie ihre Pferde zweihundert Schritt vor dem östlichsten Palmenhain und beobachteten, wie Ammad, ohne auf Widerstand zu stoßen, dem breiten Lehmweg folgte, der ins Herz der Oase führte.

Eine beunruhigende Stille lag über allem. Das leise Rauschen des Windes in den Palmen war das einzige Geräusch. Omars Hengst schnaubte unruhig.

Wo war die Generalin? Wo waren die Al'Anfaner? Der Novadi und Raschid lenkten ihre Pferde vom Hauptweg und näherten sich der kleinen Stadt durch die weitläufigen Palmenhaine, die Hayabeth wie ein schützender Gürtel umgaben. Zwischen den schlanken Palmen war ein Labyrinth von schmalen Bewässerungsgräben ausgehoben, die gleichzeitig kleine Hirsefelder speisten. Auch wuchsen hier und da Tomaten, deren Stauden mit Holzpflöcken gestützt waren. Zum Schutz vor heißen Wüstenwinden war jede einzelne Pflanze mit einem kleinen Wall aus Bruchstein umgeben.

Zwischen den Palmen tauchten nun die weißen Mauern der ersten Gehöfte auf. Ammad hatten sie aus den Augen verloren.

Hinter einem der niedrigen Bauernhäuser erklang das Wiehern eines Pferdes. Mit Zeichen verständigten sich Raschid und Omar, den Hof von beiden Seiten zu umgehen, um nachzusehen, wer sich dort verbergen mochte. Vorsichtig ließ sich Omar aus dem Sattel gleiten und zog sein Schwert. Dann schlich er geduckt um das Haus. Der weiche dunkle Boden schluckte jedes Geräusch. Wie ein Schwamm hatte die Oase das Wasser der Winterregenzeit gespeichert. Obwohl seit drei Gottesnamen kein Tropfen mehr vom Himmel gefallen war, wuchs hier noch frisches Gras.

Omar war am Ende der kaum mannshohen Mauer

aus ungebrannten Lehmziegeln angekommen, die das Gehöft umgab. Ein niedriger Busch gewährte ihm dort Deckung. Als er sich niederkniete, flog ein Vogel aus dem Gestrüpp und ließ sich laut zirpend auf dem nächsten Palmwipfel nieder. War das ein Omen? Erschrocken bog Omar einige Äste auseinander und fand ein aus Zweigen geflochtenes kleines Nest. Rundherum waren auf Dornen tote Käfer und Heuschrecken aufgespießt. Ein Neuntöter! Wie hatten die Bauern einen solchen Vogel in der Nähe ihres Hauses dulden können? Er brachte Unglück! Unsicher blickte Omar nach der Palme. Der Neuntöter war verschwunden. Was mochte es zu bedeuten haben, daß ausgerechnet er den Unglücksbringer aufgescheucht hatte? War es ein Omen für seine Zukunft?

Ich darf mich jetzt nicht mit solchen Gedanken aufhalten, ermahnte sich der Novadi stumm. Vorsichtig spähte er um die Ecke der Mauer, die das Gehöft umgab. Zehn Schritt weiter, an der gegenüberliegenden Ecke, lauerte Raschid. Er zeigte mit ausgestrecktem Arm auf die niedrige Mauerkrone. Omar nickte. Dann griff der Novadi mit den Händen über die bröckelnde Kante der Lehmmauer und zog sich mit einem Ruck hinauf. Inmitten des Hofes stand Ammads Pferd. Der Krieger kniete neben einer zusammengesunkenen Gestalt. Überall im Hof lagen Leichen. Manche sahen ganz friedlich aus, so als hätten sie sich nur zum Schlafen niedergelegt. Andere wieder hatten die Glieder grotesk verrenkt und starrten mit weit

aufgerissenen glasigen Augen in den Himmel. Aus der eingeschlagenen Tür des großen Bauernhauses zogen träge Rauchschwaden. Die dicken Holzbalken, die das Flachdach des Hauses getragen hatten, waren nach innen gebrochen und erinnerten ein wenig an die Rippen eines ausgeweideten Bullen.

Omar vermied es, den Toten in die Gesichter zu sehen. Unruhig schlug er ein Schutzzeichen gegen böse Geister, als sich plötzlich eine der Gestalten unmittelbar vor ihm erhob. Es war ein Junge, drei oder vier Sommer alt, das schmutzige Hemd an Schulter und Seiten rot gefärbt vom Blut einer großen Wunde zwischen Rumpf und Hals.

Taumelnd lief das Kind einige Schritte, stand dann still und schrie mit lauter Stimme: »Schlag mich nicht, Baba!«

Ammad, der den Jungen bislang nicht bemerkt hatte, blickte von der Frau auf, die er in den Armen hielt, und kam, einen unverständlichen Laut herauswürgend, auf die Beine. Mit weiten Schritten rannte er dem Kind entgegen und warf sich vor ihm auf die Knie. Seine Heftigkeit mußte den Jungen erschreckt haben, denn er riß die Arme hoch und versuchte zu schreien. Doch er brachte keinen Ton mehr hervor. Einen Herzschlag lang starrte der Kleine Ammad mit angstgeweiteten Augen an, dann sank er vornüber, und sein schmutziges Hemd färbte sich rot vom Blut der Wunde, die wieder aufgebrochen war.

Verzweifelt riß Ammad breite Streifen aus seinem Kaftan und versuchte, die Blutung zu stillen. Auch

Omar eilte ihm jetzt zu Hilfe, doch ein einziger Blick auf die breite, an den Rändern schon entzündete Wunde verriet dem Novadi, daß der Junge nicht mehr zu retten war.

»Das ist Maruk«, flüsterte Ammad. »Der jüngste Sohn von Aischa, der Schwester meiner Frau.« Vorsichtig strich der Krieger mit schwieligen Fingern dem Kleinen eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Ich werde ihn mit mir nehmen. Der Heiler des Sultans wird ihm gewiß helfen können.« Ammad blickte Omar mit tränengefüllten Augen an. Der Novadi nickte stumm. Was sollte er seinem Freund auch sagen? Daß der Junge noch vor Sonnenuntergang sterben werde?

Ammad nahm Maruk auf die Arme und ging mit festem Schritt auf sein Pferd zu, das dicht neben dem Eingangstor zum Hof stand. Vorsichtig hob er den Knaben hoch und schwang sich dann selbst in den Sattel. Mit dem linken Arm hielt er das Kind dicht an sich gepreßt, während er zitternd die Rechte ausstreckte, um nach der Dschadra, der langen Reiterlanze, zu greifen, die neben dem Tor an der Mauer lehnte. Dann drehte er sich um und rief Omar zu: »Komm, wir müssen in die Stadt, um Shila zu suchen!« Ungestüm wendete er das Pferd und ritt mit gesenkter Lanze durch das Tor.

Der Novadi wollte schon zu seinem Pferd laufen, als Raschid ihn sanft an der Schulter berührte. »Laß ihn ziehen! Rastullahs Hand liegt jetzt auf ihm.«

Verwirrt blickte Omar seinen Gefährten an. »Wie

meinst du das? Was ist falsch daran, wenn wir seine Frau suchen?»

Mit einem Nicken wies Raschid in Richtung der Frau, neben der Ammad eben erst gekniet hatte. »Er hat Shila schon gefunden. Er ...« Dem Beni Schebt versagte einen Moment lang die Stimme. »Weißt du, Ammad war dagegen gewesen, daß Shila hierher zu ihrer Schwester ging. Doch wenn er auch sonst das große Wort führen mochte, in seinem Zelt hatte immer Shila das Sagen. Sie war der Überzeugung, daß es in einer Oase, die die Ungläubigen schon erobert hatten, weniger gefährlich sei als im Wüstenlager. Sie ist noch vor der Winterregenzeit hierher gekommen. Damals befürchteten alle, daß der Patriarch nach Westen marschieren werde, um das heilige Keft anzugreifen. Seine Armeen wären dann durch das Land der Beni Schebt gezogen, und Shila fürchtete, in Sklaverei zu geraten. Sie wußte so klug zu reden ... Sogar ich hatte es für einen guten Plan gehalten, daß sie hier Unterschlupf suchte. Ich habe sie noch bestärkt! Wie soll ich Ammad je wieder in die Augen sehen? Ich ...«

»Wir müssen ihm folgen, solange er nicht bei Sinnen ist. Vielleicht sind noch ein paar versprengte Ungläubige in der Stadt. Das ist alles, was wir jetzt tun können.«

Raschid starrte ihn zunächst an, als habe er Omar nicht verstanden, und eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis er schließlich nickte. »Du hast recht. Laß uns die Pferde holen.«

Schweigend ritten die beiden Krieger der kleinen Oasenstadt entgegen. Rechts und links des Weges zeigten sich immer häufiger Zeichen von Tod und Verderben. Karren mit zerbrochenen Achsen, verendete Packtiere, eine aufgebrochene Kiste, neben der wahllos verstreut bunte Frauenkleider im Staub lagen. Die Ungläubigen hatten Angst! Sie waren auf der Flucht vor Mustafa, und sie hatten zu wenige Pferde, um ihm entkommen zu können. Überall sah man Beutestücke neben dem Weg liegen, die den Söldnern zu schwer zum Weitertragen geworden waren.

Wie große gelbbraune Würfel erhoben sich die Lehmhäuser der Oasenstadt. Auch hier herrschte überall Totenstille. Einige graue Haufen lagen im hohen Gras neben einem Teich, als wollten sie sich dort verbergen – doch die dicht an den Boden geschmiegte Stellung machte deutlich, daß es Leichen waren.

Omar wandte sich ab. Der Wind trieb ihm beißenden Rauch ins Gesicht, der den über der ganzen Oase hängenden süßlichen Geruch des Todes verdrängte. Die meisten Häuser in der Stadt waren weniger prächtig als die Gehöfte, die außerhalb lagen. Es gab nicht einmal eine Stadtmauer, die die Siedlung zusammengehalten hätte. Nur einige niedrige Lehmmauern – Schafhürden – umgaben manche der Häuser. Vor einer von ihnen bemerkte Omar etwas Rotes und Weißes. Der Novadi blickte genauer hin und erkannte einen alten Mann in einem weißen Kaftan, den man mit einem Speer an die Lehmmauer genagelt hatte. Ihm zu Füßen lagen noch weitere Tote.

Irgendwo in der Stadt ertönte schallendes Gelächter. Es klang schauerlich in diesen vom roten Licht der schwindenden Sonne durchfluteten stillen Straßen. Omar gab seinem Rappen die Sporen und ritt dem Lachen entgegen.

Nahe dem Markt im Hof der Karawanserei, fand er Ammad, der der Quell des durchdringenden, freudlosen Gelächters war. Vor ihm lagen zwei tote Al'Anfaner. Ein dritter kniete neben ihm im Sand. Der verwundete Ungläubige war halbnackt und offenbar nicht in der Lage zu stehen. Er hob Ammad die Arme entgegen, und Tränen rannen ihm über die Wangen. Das Pferd des Kriegers tänzelte unruhig. Noch immer hielt der Beni Schebt mit der Linken den halbtoten Jungen gegen die Brust gepreßt. »Du sagst, du hast meine Frau auch nicht gesehen?« Ammads Stimme klang schrill über den Hof. »Darm haben wir nichts mehr miteinander zu besprechen.« Mit irrem Lachen stieß der Krieger dem Knienden seine Lanze in die Brust.

Versteinert sah Omar zu, wie der Mann seitlich zu Boden sank. Das Blut entströmte im Rhythmus der Herzschläge pulsierend aus der Brust des Sterbenden. Langsamer und langsamer.

Indessen war Ammad zu einem Karren geritten, und wieder zerriß seine Frage die Stille. »Hast du meine Frau gesehen?«

Die Stimme seines Gefährten riß Omar in die Wirklichkeit zurück. Mit einem wütenden Aufschrei trieb er seinen Hengst dicht neben Ammad, riß sein

Tuzakmesser aus der Scheide und ließ es krachend auf den Schaft der Reiterlanze niedersausen. »Sie gehören dem Sultan! Laß sie in Ruhe, Ammad. Wenn du sie tötest bist du nicht besser als die Heiden.«

Aus leeren Augen blickte ihn der Beni Schebt verständnislos an. »Verräter!« murmelte er leise und drohend. »Möge der Blitzstrahl Rastullahs dich treffen.« Ammad ließ den nutzlosen Lanzenschaft fallen, wendete sein Pferd und lenkte es auf das Tor der Karawanserei zu. Unter dem Torbogen verharrte er noch einmal, »Ich werde Shila auch ohne dich finden, falscher Freund!«

Jedes der Worte traf Omar wie ein Schwertstreich. Hätte er den Unglücklichen gewähren lassen sollen? Lag wirklich Rastullahs Hand auf ihm? War es vielleicht der Wille des Gottes, daß die Ungläubigen getötet wurden? Zweifelnd blickte er zu den Männern und Frauen auf dem Karren. Ihre Kleider waren zerrissen, ihre Wunden nur schlecht verbunden. Sie alle hatten weder Stiefel noch Schuhe, keine Waffen und auch keine Rüstungen mehr. Offensichtlich waren sie von ihren eigenen Kameraden ausgeplündert worden. Wunden und Krankheiten hatten sie entkräftet. Niemand machte sich die Mühe, ihnen noch zu helfen. Sie waren auf Gedeih und Verderb ihren Verfolgern ausgeliefert.

»Versteht einer von Euch meine Sprache?«

Eine Kriegerin mit einer schwärenden Wunde im Gesicht nickte schwach.

»Wo ist die Generalin? Wie konnte Eure Anführerin

entkommen? Wo ist sie jetzt?»

Die Söldnerin lächelte matt. »Tarfui ... Sie ist dort ... war nur für einen Tag hier ... hat eure Späher getäuscht. Waren nur kleine Nachhut ... Unsere Fußsoldaten ... sind schon vor drei Tagen abmarschiert. Sie haben Geiseln ... Die Reiter sind heute früh weg ... Haben alle getötet, die sie nicht mitnehmen konnten. Dreckschweine! ... haben sogar die Maultiere vom Karren genommen. Mußt mir glauben ... wir hatten keinen Anteil an den Morden.«

Omar runzelte die Stirn. Den Worten einer Ungläubigen vertrauen? »Wie viele Krieger hat die Generalin in Tarfui?»

Die Söldnerin entblöbte mit einem breiten Lächeln ihre schiefen Zähne. »Ich soll meine Kameraden beraten? Was bietest du mir?»

»Dein Leben liegt in der Hand des Sultans. Ich kann nicht über dein Schicksal gebieten.«

»Nicht?« Die Kriegerin blinzelte schelmisch. »Du ... du könntest mich doch mit ein paar Vorräten zu einem abgelegenen Tal in den Bergen im Osten bringen ... Ich komm dann schon wieder auf die Beine. Das kostet dich höchstens zwei Stunden ... Ich werde singen wie eine Nachtigall ... Du wirst alles von mir hören ... Wie viele Leibwachen die Karinor hat ... Wie groß ihre Armee ist ... Ich kann dir sogar erzählen, womit sie ihren götterverfluchten Köter füttert. Hörst du? Rette mich, und du wirst ein Held sein ...«

Omar musterte die Frau kühl. Ihr Gesicht glänzte wie im Fieber. Ob sie überhaupt wußte, wie es um

sie stand? Die Ränder ihrer Wunde hatten sich hochgewölbt und waren von dunklem Eiter zerfressen. Fliegen saßen auf dem schwärenden Fleisch, und sie schien zu schwach, um sie mit einem Handwedeln zu vertreiben. Offenbar hatte der Wagen mit den Verletzten fast den ganzen Tag über in der prallen Sonne gestanden. Es war ein Wunder, daß überhaupt noch einige von ihnen lebten. »Warum sollte ich dir trauen, Weib? Alle Ungläubigen sprechen mit tausend Zungen, doch die Wahrheit kommt ihnen dabei nur selten über die Lippen.«

»Und kann ich ... dir vertrauen? Wer sagt mir ... daß du mir nicht den Bauch ... aufschlitzt, wenn du alles weißt ... was ich zu sagen habe?«

Die Worte der Söldnerin beleidigten den Stolz des Beni Novad. Es war ein Fehler gewesen, überhaupt mit ihr zu sprechen! Er würde für die Verwundeten so gut sorgen, wie er es konnte, doch befragen sollte sie der Mautaban, der Henker des toten Kalifen. Mit dieser Seite des Krieges wollte Omar nichts zu tun haben. Mit Todgeweihten zu feilschen, war eines Kriegers nicht würdig! Müde ließ er sich aus dem Sattel gleiten und ging zum Brunnen, um Wasser für die Ungläubigen zu holen. Hoffentlich überlebte wenigstens einer von ihnen, bis Sultan Mustafa mit der Armee eintraf.

Drei Tage waren seit dem Geschehen in Hayabeth vergangen. Sultan Mustafa hatte sein Heer bis an den Rand der Oase Tarfui geführt, doch waren sie

zu spät am Abend eingetroffen, um noch angreifen zu können. Ob der Mautaban etwas von den verwundeten Al'Anfanern erfahren hatte, wußte Omar nicht. Nachdem Verstärkung Hayabeth erreicht hatte, hatte der Novadi sich um Ammad gekümmert. Einen ganzen Tag lang redete er gemeinsam mit Raschid auf den Krieger ein, bis dieser schließlich zustimmte, den Jungen zu beerdigen. Jetzt saß Ammad am Rand des Feldlagers und starrte auf den schmalen Lichtstreifen, der hinter den Bergen im Osten den neuen Tag ankündigte. Über Shila hatte keiner von ihnen mehr gesprochen, seit sie das Gehöft verlassen hatten. Omar wußte nicht, ob sein Freund begriffen hatte, was mit seiner Frau geschehen war.

Die Nacht war unruhig gewesen. Immer wieder hatten kleinere Truppen von Plänklern das Lager angegriffen und im Gegenzug waren einzelne Krieger bis dicht an die Oase herangeritten, um die Götzenanbeter zu verhöhnen. Die Stimmung im Feldlager war zum Zerreißen gespannt. Sie alle waren Zeugen der Greuelthaten geworden, die die Al'Anfaner in Hayabeth verübt hatten, und sie brannten darauf, sich an den Ungläubigen zu rächen. Die Aghas und Scheichs hatten alle Hände voll zu tun, die ungestümen Wüstenreiter im Zaum zu halten und zu verhindern, daß einzelne Krieger oder sogar ganze Sippen losschlügen, ohne sich darum zu scheren, ob ein Befehl zum Angriff erteilt worden war.

Omar ging neben Ammad in die Hocke. Hinter ihm stand Raschid und starrte schweigend zu sei-

nem Halbbruder hinüber. Es war fast unmöglich, mit Ammad zu reden. Die meiste Zeit über schien er ihre Anwesenheit überhaupt nicht zu bemerken.

Beunruhigt beobachtete Omar, wie sich dunkle Wolken über den Bergen zusammenballten. Wenn der Wind anhielt, würde es in spätestens zwei Stunden zu regnen anfangen. Viel zu früh für diese Jahreszeit! Die Sommerregenzeit hätte frühestens in einem Gottesnamen anbrechen dürfen. Der Novadi konnte sich nicht erinnern, jemals davon gehört zu haben, daß das Wetter so früh im Jahr umschlug. Es mußte an den Ungläubigen liegen! Sie hatten alle Gesetze Rastullahs außer Kraft gesetzt und Recht und Ordnung mit Füßen getreten. Männer waren dafür hingerichtet worden, daß sie sich zu den Lehren des einzigen wahren Gottes bekannt hatten, und die Bewohner der Städte dazu gezwungen worden, vor den Altären des Rabengötzen und all jener anderen Dämonen niederzuknien, die von den Heiden angebetet wurden. Wen mochte es da wundern, wenn bei solchen Verhältnissen zuletzt auch die Jahreszeiten nicht mehr der festgefügtten Ordnung folgten!

Das blasse Morgenlicht vertrieb die Schatten der Nacht und enthüllte grausam, was die Fremden dem Land angetan hatten. Von den Hunderten von Dattelpalmen, für die die Oase Tarfui berühmt gewesen war, standen nur noch wenige Dutzend. Von der einstigen Pracht seiner Gärten kündeten lediglich traurige Baumstümpfe. Zwanzig Jahre und mehr mochte es dauern, bis sich die kleine Siedlung

am See davon erholt hätte und ihre Bewohner wieder von den Früchten ihrer Palmen leben konnten. Die Eroberer hatten aus den schlanken Stämmen Barrikaden aus zugespitzten Pflöcken errichtet, um sich gegen Reiterangriffe zu schützen. Doch da schien noch etwas ... Omar kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Die unregelmäßige Hecke aus Dornen und Kakteen, die Tarfui wie ein grüner Wall umgab, war von weißen Tupfern unterbrochen. Die Gefangenen! Die Generalin hatte sie dort, wo die heftigsten Angriffe zu erwarten waren, an die Kakteen und die Schanzen fesseln lassen, damit sie den Ungläubigen als lebende Schilde dienten. Er dachte an den Neuntöter, den er in Hayabeth gesehen hatte, und begriff, was dieses Omen zu bedeuten hatte. Wie der Vogel gefangene Fliegen und Käfer auf Dornen aufspießte, so standen die Gefangenen an die Hecken gefesselt, um als Opfer für den Rabengott zu sterben. In stummer Wut ballte Omar die Fäuste. »Diese Schurken! Feiges Pack!« murmelte er gepreßt.

»Es wird sie nicht retten.« Überrascht blickte der Novadi zu Ammad. Seine Stimme klang klar wie schon seit Tagen nicht mehr. Der Wahn schien von ihm gefallen zu sein! »Es ist kein Regen, der heute fallen wird. Es sind die Tränen Rastullahs, dem die Grausamkeit der Fremden das Herz bricht. Er wird uns die Kraft geben, sie zu vernichten. Wenn die Sonne ihr Antlitz hinter den Ebenen des Westens verbirgt, dann wird keiner mehr leben, der nicht reinen Herzens ist, und auch ich werde nicht mehr mit euch

reiten.«

Omar legte seinem Freund die Hand auf die Schulter und zog ihn an die Brust. »Sprich nicht so vom Tod, Ammad. Ich weiß, was es heißt, den liebsten Menschen zu verlieren. Du hast viele Stunden der Einsamkeit vor dir, und dein Herz wird dir bluten vor Schmerz, doch du wirst nicht sterben, und eines fernen Tages wird dir das Glück wieder zulachen und ...« Omar konnte nicht weitersprechen. Wer gab ihm das Recht, Ammad solche Versprechungen zu machen?

Wußte er selbst es nicht besser? Hatte er denn jemals Melikae vergessen?

Der Beni Schebt löste sich aus der Umarmung. Aus einem Beutel am Gürtel zog er ein schmales himmelblaues Stirnband. »In dieser Nacht habe ich ein Zelt inmitten der Wüste gesehen, wie kein irdischer Herrscher es sein eigen nennt. Daraus sprach eine Stimme zu mir, warm und freundlich. Sie hat mir verheißen, daß ich bald wieder mit Shila vereint sein werde und wir auf immer in den nie verblühenden Gärten lustwandeln werden. Du weißt, was das heißt, Omar.« Ammad knotete das Stirnband über seinem Hattah fest. Sein Gesicht war von überirdischer Klarheit, und seine Augen strahlten, als könnten sie Dinge sehen, die den anderen Menschen verborgen blieben.

»Möge Rastullah über deinem Weg wachen, mein Bruder«, murmelte Raschid. Dann wandte er sich ab, so als wolle er vor Ammad seine Gefühle verbergen.

Aus dem Feldlager erklangen die Rufe der Scheichs und Aghas, die ihre Krieger um sich sammelten. Stumm gingen die drei Freunde zu den Pferdekoppeln, wo Hunderte von Wüstenreitern ihre Tiere sattelten und für den Kampf vorbereiteten. Hier und dort hatten sich besonders fromme Kämpfer niedergekniet, um zu Rastullah zu beten.

Als Omar sein Pferd sattelte, hörte er neben sich einige Beni Terkui heftig über ein Omen streiten. Die Männer hatten beobachtet, wie kurz nach Morgengrauen eine Schar Sturzpelikane vom See in der Oase aufgestiegen waren – und nach alter Kunde sind schwimmende Pelikane ein Zeichen dafür, daß Rastullah Frieden unter den Menschen wünscht. Ein schlaksiger, großgewachsener Reiter wetterte voller Inbrunst: »Glaubt ihr denn, daß jetzt, in der Stunde des Sieges, der Eine uns unseres Ruhmes berauben will? Er hat die Pelikane zum Himmel gerufen, damit wir erkennen, daß die Ungläubigen nicht unter ihrem Schutz stehen!«

»Wenn die Pelikane nicht aufgefliegen wären, hätten wir gar nicht bemerkt, daß sie die Nacht auf dem See verbracht haben«, wandte ein anderer ein. »Rastullah mußte sie zum Himmel rufen, damit wir erkennen konnten, daß sie die Nacht friedlich auf dem See geruht haben. Denk doch an alle die Unschuldigen, die sterben müssen, wenn wir jetzt angreifen. Die Männer, Frauen und Kinder, die an die Pfähle gebunden sind. Rastullah will nicht, daß ihr Blut vergossen wird. Ich sage dir, der Wille des Einen lautet, daß

wir mit ihnen verhandeln. Deshalb hat er auch die Regenwolken geschickt. Wer kämpft schon, wenn es in Strömen gießt?»

Der Hagere spuckte ärgerlich vor seinem Widersacher aus. »In deiner Brust schlägt das Herz einer Wüstenmaus, Ali! Hast du Angst vor den Pfeilen der Ungläubigen?«

»Ein Mann, der nicht zwischen Gottesfurcht und Angst zu unterscheiden mag, kann mich nicht beleidigen, Harun. Schon dein Vater war bekannt dafür, daß er streitsüchtig und schwach im Geiste war. Was sollte man von seinem Sohn anderes erwarten?«

»Und deine Mutter hat wohl einen Bastard mit einem Heidenbock gezeugt, daß du das Leben der Götzenanbeter schonen willst. Ich ...«

Ein ungläubiges Raunen lief durch die Reihen der Männer, und die beiden Streithähne verstummten. Omar zog seinen Satteltgurt fest und wandte sich um, um zu sehen, was geschehen war. Auf einer flachen Hügelkuppe über der Koppel erschienen der Sultan und sein Gefolge. Mustafa erstrahlte in erhabener Schönheit, fast so, als wäre Rastullah selbst vom Himmel herabgestiegen, um seine Kinder in die Schlacht zu führen. Sein Hengst Asram trug einen goldenen Pferdepanzer, der an den Seiten mit einem Paar Vogelschwingen geschmückt war, die bis hoch über den Rücken des Reiters aufragten. Der Sultan schien bis auf einen silbernen Helm, der von einem Turban umschlungen war, und einem prächtigen perlengeschmückten Reiterschild keine Rüstung

zu tragen. Man mußte schon ein kundiges Auge haben, um zu erkennen, daß sein bestickter langärmeliger Reitmantel in Wahrheit ein Kazaghand war und daß sich unter dem seidenen Mantel, gebettet in zwei Lagen aus gestepptem Kaninchenfell, ein doppelter Kettenmantel verbarg. Nicht weniger ansehnlich waren der Wesir Jikhbar ibn Tamrikat und der Ungläubige, Omar al-Yeshinnas, sowie alle die Sultane und Scheichs gewappnet, die Mustafa folgten. Wer immer ihnen begegnete, wußte, daß diese Männer dem Kalifat Ruhm und Macht zurückerobern würden.

Mustafa riß seinen Krummsäbel hoch über den Kopf, und die Klinge schimmerte im Licht der Morgensonne rot wie Blut. »Söhne der Wüste, heute ist der Tag gekommen, da wir das Werk von Mherwed vollenden werden! Kein Ungläubiger, der seinen Fuß in den Palast des toten Kalifen gesetzt hat, soll unserem Zorn entkommen. Noch wenn sich zum neunundneunzigsten Mal der neunundneunzigste Tag dieser Schlacht jährt, sollen unsere Enkel mit Stolz von den Taten ihrer Urahnen sprechen, den Taten, die ihr heute vollbringen werdet. Seid behutsam, wenn ihr an die Schanzen heranreitet, auf denen unsere Brüder und Schwestern gefesselt stehen. Doch laßt dafür um so wütender eure Hiebe auf die Häupter der Ungläubigen herniederprasseln, wenn ihr erst einmal im Innern der Oase seid. Um uns vor den Pfeilen zu bewahren, den Waffen der Feiglinge, die es nicht wagen, mit ihren Feinden die Klinge zu kreuzen,

hat Rastullah uns Regenwolken zur Hilfe gesandt. Das Unwetter wird ihnen die Sicht nehmen und die Sehnen ihrer Bögen erschlaffen lassen, so daß wir sie nicht fürchten müssen. So sehet, Rastullah ist groß, und er will unseren Sieg an diesem Tag! Nun folgt euren Anführern und wartet, bis die ganze Oase umzingelt ist und das Zeichen zum Angriff kommt, denn nur so wird uns keiner der Götzenanbeter entfliehen können!«

»Rastullah will es!« scholl es hundertfach dem Sultan entgegen. Dann sprangen die Männer in die Sättel und folgten dem jungen Herrscher von Unau.

Eine Stunde war vergangen, seit Sultan Mustafa seine Wüstenreiter zum Kampf aufgerufen hatte, doch noch immer war kein Zeichen zum Angriff gekommen.

Finstere Regenwolken hatten den Himmel zu ihren Häuptern verdunkelt und die Sonne verdeckt. Auf den Dünenkämmen und Hügeln rund um Tarfui hatten sich mehr als zweitausend Streiter versammelt. In stummer Verachtung blickten sie auf die Al'Anfaner hinab, die zu feige waren, um sich einem ehrlichen Kampf zu stellen. Omar konnte, behindert von den Palisaden und dem unübersichtlichen Gelände, nicht abschätzen, wie viele Gegner sich in der Oase verschanzt haben mochten, doch es mußten wohl beinahe tausend sein. Lauernd kauerten ihre Bogenschützen hinter den Dornenhecken und dem Wall aus Menschenleibern. Weiter hinten hatten Speerträger eine stahlschimmernde Schlachtlinie

gebildet. Dieser Tag würde mehr Blut fordern als die Eroberung Mherweds. Ganz gleich, was die Heerführer und Mawdliyat auch behaupten mochten, die Ungläubigen waren keineswegs nur ein Haufen verängstigter Söldlinge. Sie schienen fest entschlossen, diesmal nicht zu weichen.

Unruhig blickte Omar zum Sultan hinüber, der mit seinem Gefolge nur wenige Schritt von dem Beni Novad entfernt war. Worauf in Rastullahs Namen wartete er? Wann würde er endlich das Zeichen zum Angriff geben?

»Wollen wir hier noch den ganzen Tag lang ausharren?« knurrte Raschid gereizt. »Wir sollten es endlich hinter uns bringen. Mit Blicken allein können wir die Schurken da unten nicht erschrecken.«

»Vielleicht wartet er auf den Beginn des Regens«, wandte Omar halbherzig ein. »Er sagte doch, daß die Bogenschützen es dann schwerer hätten.«

»Wenn es nur nicht zu sehr regnet!« brummte der Beni Schebt. »Wir werden es schon schwer genug haben, dort unten mit den Pferden durchzubrechen. Wenn der Boden erst einmal vom Regen aufgeweicht ist, könnte es unmöglich werden. Was meinst du dazu, Ammad?«

Beide blickten zu dem leicht korpulenten kleinen Krieger hinüber. Sie hatten Ammad zwischen sich genommen, um ihn besser gegen Angriffe der Feinde decken zu können. Nach allem, was er während des Sonnenaufgangs gesagt hatte, schien ihm nicht mehr sehr viel an seinem Leben gelegen zu sein.

»Nun, was glaubst du?« wiederholte Raschid noch einmal etwas lauter seine Frage. »Wird uns der Regen nutzen oder schaden?«

»Er wartet auf mich«, flüsterte Ammad leise.

»Was? Wer wartet auf dich? Was redest du da?«

»Ich bin das Zeichen!« Mit feierlicher Geste griff der Beni Schebt nach seinem Kopftuch und zog es sich ganz langsam über das Gesicht, so wie Männer es sonst nur tun, wenn sie in tiefer Trauer sind. Dann schien er sich einen Ruck zu geben. Er stieß seiner Stute die spitzen Steigbügel in die Flanken und galoppierte vorwärts, geradewegs auf die Masse der Feinde zu.

Der Ritt schien unendlich lange zu dauern – den flachen Hang hinab und über eine Niederung hinweg ... Omar wollte ihm folgen, ihn zurückholen, doch Raschid griff dem Rappen des Beni Novad in die Zügel. »Laß meinen Bruder gehen! Rastullah ist bei ihm.«

Der Hufschlag dröhnte unnatürlich laut in der Stille. Beide Heere harrten regungslos dessen, was kommen würde. Nur Ammad jagte weiter durch den stillen Morgen, unsicher im Sattel schaukelnd, bis er sich auf wenige Längen dem Feind genähert hatte. Dann richtete er sich steil auf und stieß mit schauerlichem Jauchzen seinen Kriegeruf aus: »Shila! Shila!«

Damit war der Bann gebrochen. Wie ein Mann rissen die Al'Anfaner ihre Bögen und Armbrüste hoch. Eine Wolke von Pfeilen flog dem Beni Schebt entgegen. Dutzendfach wurden Roß und Reiter getroffen,

doch wie von einer geisterhaften Kraft weitergetragen, fand ihr Todesritt erst zwischen den angespitzten Schanzpfählen ein Ende.

Kaum war Ammad in den Staub gesunken, da winkte der Sultan seinen Getreuen mit dem Säbel zu und nahm den Schlachtruf des Toten auf. »Shila!« ertönte es hundertfach aus den Kehlen der rauhen Wüstenkrieger, und sie stürmten von den Hügeln und Dünenkämmen hinab, um die Ungläubigen zu überrennen. Kaum hatten sie die Niederung erreicht, die wie ein Graben die Oase umgab, da öffnete der Himmel seine Pforten, und ein Sturzregen fiel hernieder, der es den Feinden erschwerte, ihre Bögen zu nutzen.

Omar und Raschid ritten an der Spitze eines Reiterpulks von Kriegern aus den Lagern der Beni Schebt. In langsamem Trab näherten sie sich den Schanzen, denn wenn der Regen sie auch schützte, so machte er doch zugleich den Boden rutschig, so daß bei einem wilden Angriff wahrscheinlich viele Pferde gestürzt wären.

Mit hellem Klang schlug ein Pfeil gegen den Helm Omars und glitt wirkungslos zur Seite ab. Der Novadi aber biß erzürnt die Zähne zusammen und fragte sich, ob der Tod ihn auf immer fliehen würde. Wütend wischte er den Regen beiseite, der ihm vom Helmrand in die Augen rann, und versuchte, in den Reihen der Feinde einen Schwachpunkt zu erkennen, an dem er mit seinen Reitern durchbrechen konnte. Doch die Al'Anfaner hatten ihre Verteidigungsanlagen

wohl durchdacht, und mochte ein wilder Reiterangriff vielleicht auch zum Erfolg führen, so wäre dieser Sieg auf jeden Fall um den Preis Dutzender Unschuldiger erkauft, die an die Schanzpfähle gefesselt von den heranstürmenden Pferden zu Tode getrampelt würden.

Als sie auf weniger als fünfzig Schritt an die Feinde geritten waren, gab Omar seinen Kriegern den Befehl zum Absitzen und stürmte ihnen voran den niedrigen Palisaden und Dornenhecken entgegen. Zweimal rutschte er auf dem schlammigen Boden aus, bevor er einen Pfahl erreichte, an den mit ledernen Riemen ein alter Mann gefesselt war. Mit einem Schwerthieb durchtrennte er die Bänder, und ohne den Segen des Bauern abzuwarten, rannte Omar weiter. Er fühlte sich wie in einem bösen Traum gefangen. Der rauschende Regen machte die Szenerie seltsam unwirklich, verschmolz Menschen und Hecken zu drohenden Schatten und erstickte die Geräusche der Schlacht. Mit Raschid an der Seite brach Omar durch die Linie der Verteidiger, und während der Beni Novad, ohne sich umzusehen, immer weiter vorwärtsstürmte, hielt sein getreuer Gefährte ihm den Rücken frei.

Wie aus dem Nichts tauchte eine schlammbespritzte Bogenschützin vor Omar auf. Sie schien genauso erschrocken wie er zu sein und riß ihre Waffe hoch, doch noch bevor sie den Bogen spannen konnte, hieb er mit einem raschen Schlag das geleimte Holz entzwei und zog ihr die Klinge mit einem Rückhandhieb über die Kehle. Kaum war sie zu Boden gegangen, da griffen zwei Krieger mit Krummsäbeln den Verschleierten

an. Als wäre es von einem eigenen Willen besessen, schlug sein Tuzakmesser den Feinden entgegen. Fast fühlte sich Omar wie ein Zuschauer, der außerhalb seines eigenen Körpers steht und verwundert beobachtet, was in der Welt geschieht. Er sah sich in blinder Wut auf die beiden Ungläubigen einschlagen, die längst von Angreifern zu Verteidigern geworden waren. Schon sank der erste tödlich getroffen zu Boden, da wandte sich auch der andere zur Flucht. Doch unbarmherzig setzte Omar ihm nach. Voller Entsetzen blickte der fremde Krieger über die Schulter zurück. Er hatte den Säbel von sich geworfen und war unbewaffnet. Etwas am Gesicht des Mannes kam Omar seltsam vertraut vor. Schon senkte sich die Klinge des Beni Novad. Einen kurzen Augenblick lang spürte er einen dumpfen Aufschlag. Da hatte er das Gefühl, aus einem Traum zu erwachen. Der Lärm der Schlacht traf ihn mit der Wucht eines Schlages. Das schrille Wiehern sterbender Pferde, wütende Schreie und das helle Klingen von Waffen. Vor ihm lag ein schwarzgewappneter Al'Anfaner im Schlamm. Er hatte einen unbewaffneten Fliehenden von hinten niedergestochen! Fassungslos ließ sich Omar neben dem Toten auf die Knie sinken. Dann packte er den Mann an der Schulter und drehte ihn um. Das Gesicht des Al'Anfaners war von braunem Schlamm besudelt, in den der Regen langsam helle Bahnen wusch. Beklommen legte der Novadi sein Schwert zur Seite und wischte dem Toten über Stirn und Wangen. Irgendwo hatte er diesen Mann schon einmal gese-

hen! Es war an einem Regentag wie diesem gewesen. Dunkel erinnerte sich Omar, wie er gemeinsam mit Gwenselah den Hehler Fran Dabas besucht hatte. Auf dem Rückweg zu ihrer Herberge hatte der Beni Geraut Schie Blut gehustet und war dann ohnmächtig geworden. Omar hatte ihn halb gezogen, halb getragen und sich dabei immer mehr in den verwinkelten Gassen des Bettlerviertels verirrt, bald umringt von abgerissenen Gestalten: Kindern, Greisen, Krüppeln. Verlorenen, denen ihr Leben nichts mehr galt. Mit Lehmklumpen und Steinen hatten sie ihn beworfen, mit Keulen und alten Messern bedroht. Er war schon zu Boden gegangen, als eine Gruppe schwarzgewandeter Soldaten in der Gasse auftauchte und ihn rettete. Daher kannte er das Gesicht! Der Tote war einer dieser Männer gewesen! Er hatte seinen Lebensretter getötet!

»Nimm endlich deinen Fluch von mir, Rastullah!«

Omar streckte die geballten Fäuste dem Himmel entgegen und schrie die dunklen Wolken an. »Was habe ich dir getan? Wofür strafst du mich?«

Neben ihm glitt ein großer goldschimmernder Schemen durch den Regen. Sultan Mustafa war mit seinem Gefolge durch die Bresche gestoßen, die Omar und die Seinen geschlagen hatten. Doch anders als in Mherwed wollten die Ungläubigen diesmal die Schlacht nicht so schnell verloren geben. Eine kleine Einheit Reiter warf sich Mustafa entgegen, und eine Abteilung Speerträger versuchte, dem Sultan und den anderen Anführern den Weg abzuschneiden und

gleichzeitig die Lücke in der Verteidigungslinie wieder zu schließen. Dieser Kampf mochte den Ausgang der ganzen Schlacht entscheiden. Wenn Mustafa stürbe, dann bräche das Bündnis der Wüstenstämme wieder auseinander! Entschlossen griff Omar nach seinem Tuzakmesser. Jetzt war nicht die Zeit, mit seinem Schicksal zu hadern! Es galt, das Leben des Sultans zu schützen!

Seine Männer waren von der Wucht ihres Angriffes weiter fortgetragen worden. So stürmte Omar allein den Speerträgern in die Flanke. Kaum hatte er sie erreicht als Asram, der Hengst des Sultans, verwundet wurde und mit schrillum Wiehern auf die Hinterbeine stieg. Mustafa, der gerade gegen einen Reiter focht, verlor das Gleichgewicht und stürzte rücklings aus dem Sattel. Sofort versuchten Fußsoldaten, einen Ring um den Sultan zu schließen, doch da war auch schon Omar zur Stelle. Mit gellenden Schreien brach er wild um sich schlagend durch die Formation der Speerträger. Für einen Augenblick wichen die Söldner erschrocken zurück. So fand Mustafa Zeit, wieder auf die Beine zu kommen und nach den Zügeln von Asram zu greifen. Als die Feinde jedoch erkannten, daß Omar allein war, faßten sie neuen Mut und drangen ein weiteres Mal auf den Sultan ein. Mit dem Mut der Verzweiflung verstellte der Novadi ihnen den Weg. Das war die Gelegenheit, auf die er so lange gewartet hatte! Er konnte sein Leben mit einer Heldentat beschließen!

»Für Melikae!« Mit dem Namen der Geliebten auf

den Lippen hieb er zwei Speerspitzen zur Seite und verwundete einen der Angreifer am Arm. Doch zu groß war die Zahl der Gegner! Eine Klinge, die an seinem Kettenhemd abgeglitten war, schnitt ihm tief in den Oberschenkel, während ihn ein Stoß mit einem Speerschaft aus dem Gleichgewicht brachte und rückwärts taumeln ließ.

Bei einem flüchtigen Blick nach hinten sah Omar, daß Mustafa inzwischen von seinen berittenen Leibwachen umringt und in Sicherheit gebracht war. Mit einem bitteren Lachen faßte er darauf sein Tuzakmesser mit beiden Händen. Die Ungläubigen sollten für sein Leben einen hohen Preis zahlen! Ein zweites Mal stürmte er gegen die Speerträger an. Und wie der Schnitter ins Korn, so fuhr er in die Reihen der Feinde. Drei Krieger waren unter seinen wütenden Hieben gefallen, als der Novadi aus den Augenwinkeln sah, wie zwei Männer seitlich von ihm ihre Speere zum Wurf erhoben hatten. Neben ihnen stand eine große blonde Frau mit einem riesigen Hund an der Seite. Sie zeigte mit ausgestrecktem Arm in seine Richtung und rief wütend einen Befehl. Omar versuchte mit einem Sprung nach vorn den tödlichen Geschossen zu entgehen, doch schimmernde Speerspitzen versperrten ihm den Weg. Mit dumpfem Schlag nagelte ihm einer der Wurfspeere den rechten Arm an den Rumpf, während der zweite nur knapp seinen Kopf verfehlte. Dumpfer Schmerz pulste durch seinen Körper. Irgendwo hörte Omar eine vertraute Stimme seinen Namen rufen. Ohne

das Gesicht von den Feinden abzuwenden, sank der Novadi in die Knie. Mit der Rechten hielt er sein Schwert hoch und versuchte matt, die Angriffe der Feinde zu parieren. Doch er war zu langsam, um die Speerspitzen noch zur Seite zu fegen. Knirschend stießen sie nach seinem Kettenhemd. Omar spürte keinen Schmerz mehr. Ein letzter Stoß warf ihn nach hinten. Jemand setzte breitbeinig über ihn hinweg und nahm an seiner Stelle den Kampf gegen die Ungläubigen auf.

Der Novadi blickte mit weitaufgerissenen Augen zum Himmel. Ein böiger Wind trieb die grauen Wolken auseinander, so daß breite Bahnen aus goldenem Licht durch die Lücken herabstießen. Kühl streichelte ihm der Regen das Gesicht. Der Kampflärm hatte sich ein wenig entfernt, als Hufschlag den Boden erbeben ließ.

Jetzt erkannte Omar die Stimme des Sultans. »Er hat sich in die Speere geworfen, die für mich bestimmt waren. Du mußt ihn retten.«

Das bärtige Gesicht Raschids schob sich vor den Himmel. »Wir haben sie zurückgeschlagen. Ich hätte nicht von deiner Seite weichen dürfen, du verdammter Narr! Was hast du nur getan ... Bitte verlaß mich nicht ...« Jemand schob den Beni Schebt zur Seite, und das Gesicht eines alten Mannes beugte sich über Omar. Seine Züge verschwammen, und schließlich sah der Novadi nur noch das Lächeln Melikaes. Sie streckte ihm die Hand entgegen. Sie wären wieder vereint ...

Das Frühjahr war verstrichen, und auch die ersten der sommerlichen Regenschürme waren schon über die kleine Insel hinweggezogen, als Nachud Bensa eines Abends zurückkehrte. Wie ein Gespenst stand er plötzlich auf der Schwelle zu Melikaes Schlafgemach. Sein Gesicht wirkte ausgemergelt und war von tiefen Furchen durchschnitten. Die dunklen Augen glänzten wie im Fieber. Erfreut und zugleich auch besorgt sprang Melikae von ihrem Lager auf, um den jungen Mann in die Arme zu schließen.

»Mein lieber Freund, was ist nur mit Euch? Ihr seht aus, als wäret Ihr dem Tod begegnet.«

»So etwas solltet Ihr nicht einmal im Scherz sagen«, seufzte der Kaufmannssohn matt. Dann ließ er sich auf das Lager der Sharisad sinken.

»Was ist nur geschehen? So niedergeschlagen habe ich Euch noch niemals gesehen! Kann ich etwas für Euch tun ... Einen Wein holen oder frisches Obst? Im Garten reifen jetzt wunderbare Früchte und ...«

Nachud winkte müde ab. »Bleibt einfach nur bei mir. Das ist das größte Geschenk, das Ihr mir machen könnt.«

Verwundert betrachtete die Sharisad ihren jungen Freund. Er war in die weichen Kissen gesunken und hatte die Augen geschlossen. Was in Rastullahs Namen mochte nur so sehr an seinen Kräften gezehrt haben? Hatte Abu Dschenna ihn dazu gezwungen, an einem seiner unheiligen Rituale teilzunehmen? Nachud wirkte nicht nur körperlich erschöpft. Irgend etwas mußte ihn in seinem Innersten aufgewühlt und

erschüttert haben. »Möchtet Ihr schlafen? Soll ich Euch ein Nachtlager bereiten?«

Der junge Magier blinzelte, dann schüttelte er heftig den Kopf und lächelte müde. »Entschuldigt, meine Liebe. Niemals werde ich auch nur eine der wenigen gemeinsamen Stunden verschlafen, die uns vergönnt sind. Seit der stürmischen Nacht, in der Ihr für mich getanzt habt, lebte ich nur für diesen Augenblick. Keine Stunde ist vergangen, in der ich nicht an Euch gedacht hätte.«

Melikae spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß, und sie hoffte, daß Nachud es im roten Abendlicht nicht bemerkte. Es war schön, noch einmal eine solche Leidenschaft zu erleben. Doch zugleich ängstigten sie seine Worte. Worauf wollte er hinaus? Es wäre besser, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken! »Soll ich noch einmal für Euch tanzen? Vielleicht gelingt es mir, daß Ihr Euren Kummer und Eure Erschöpfung vergeßt.«

Nachud nickte. »Ich hätte niemals gewagt, Euch so offen darum zu bitten. Ihr würdet mir eine große Freude damit bereiten. Euer Tanz ist so unvergleichlich, so sinnverwirrend! Jede Sprache muß an Eurem Zauber scheitern, denn es gibt keine Worte, mit denen ich ausdrücken könnte, was ich empfinde, wenn ich Euch tanzen sehe!«

Die unbeholfene Art und die Komplimente des Magiers rührten die Sharisad. Entschlossen trat sie zu ihrer Kleidertruhe und wählte ein passendes Kostüm aus. Einen Moment lang überlegte sie, ob sie Nachud

fortschicken sollte, während sie sich umkleidete. Doch er war so erschöpft! So nahm sie ihm das Versprechen ab, daß er die Augen schlosse, und schlüpfte dann in aller Eile in ihr Tanzkostüm.

Dieses Mal entschied sie sich für den langsamen, beruhigenden Tanz der Freude. Fast eine Stunde lang erhielt sie ihren Zauber aufrecht, ließ die verwunschene Musik erklingen und drehte und wand sich vor den Augen des Kaufmannssohnes, bis sie sich völlig erschöpft an seiner Seite auf ihr Lager sinken ließ.

Nachud faßte sie sanft bei den Händen und küßte voll von überschwenglicher Begeisterung ihre zarten Finger. »Ihr wart wunderbar, meine Liebe! Eine Stunde mit Euch ist mir so kostbar, daß ich mit Freuden ein Jahr meines Lebens dafür schenken würde.«

Melikae überlief ein Schauer bei diesen Worten. Gesprochen von einem Magier, hatten sie einen beunruhigenden Klang. Wieder mußte sie darüber nachdenken, was den jungen Mann so erschöpft haben mochte. Sollte Abu Dschenna ihn wirklich noch weiter in seinen Bann gezogen haben? War er ein folgsamer Schüler, der in die Fußstapfen seines ruchlosen Meisters trat?

»Wie kann ich mich nur jemals erkenntlich zeigen für das Geschenk, das Ihr mir mit Eurem Tanz gemacht habt?« Nachud blickte sie mit großen träumerischen Augen an. Er schien die Welt und all seine Sorgen vergessen zu haben. Ich nehme ihn beim Wort, dachte Melikae bitter. Es gab ein Geschenk, an

dem ihr im Augenblick mehr als an allem anderen gelegen war.

»Schenkt mir die Wahrheit, mein Freund! Was ist mit Euch geschehen? Gleichgültig, was es auch gewesen sein mag, verheimlicht nichts vor mir, wenn Ihr nicht auf immer einen tiefen Graben zwischen uns ziehen wollt.«

Der Magier zuckte zusammen, so als hätte ihn ein Schlag getroffen. Der verträumte Ausdruck war nun aus seinem Gesicht gewichen, »Eurer Forderung vermag ich mich nicht zu entziehen, doch muß ich sagen, daß ich lieber nicht davon gesprochen hätte, was an diesem Nachmittage vorgefallen ist. Ich hatte einen schweren Streit mit Abu Dschenna. Er war mit der Arbeit, die ich geleistet habe, nicht zufrieden, und er hat mir auch vorgeworfen, seine Gastfreundschaft zu mißbrauchen. Nach seinen Worten habe ich mich Euch wiederholt auf unziemliche Weise genähert. Angefangen hat unser Streit damit, daß er ganz harmlos nach den Fortschritten in meinen Studien über die Verwandlung von Pflanzen fragte. Als ich ihm jedoch erklärte, daß ich sie nicht weiter vorantriebe, weil mich Zweifel plagten, ob es Rechtens sei, auf diese Weise der Schöpfung Rastullahs zu begegnen, geriet Abu Dschenna in helle Aufregung. Einen Heuchler und Betrüger hat er mich genannt. Schließlich hat er mir in seinem wilden Toben sogar vorgeworfen, ich plante, Euch aus seinem Palast zu entführen. Ja, er wollte verhindern, daß wir uns heute wiedersehen. So versuchte er, mich mit einem Zauberbann zu belegen

und bei sich in den Höhlen zu behalten. Rastullah allein weiß, was er mir in seiner Verblendung angetan hätte, wenn es ihm gelungen wäre!«

»So habt Ihr ihn besiegt und seid nun frei?« Melikae war vor Aufregung aufgesprungen. Wenn Abu Dschenna aus dem Weg wäre, dann könnte auch sie endlich diese verfluchte Insel verlassen.

»Besiegt?« Nachud verzog den Mund. »Es ist ihm nicht gelungen, mich seinem Willen zu unterwerfen, doch wie sollte ich einen Meister der Beherrschung je unter meinen Willen zwingen können? Wir beide haben uns im Streit und im magischen Kräfteressen erschöpft. Ich glaube, der Meister ist krank. Unter üblichen Umständen hätte ich seiner Macht niemals standhalten können. Jedenfalls ließ er mich zum Schluß ziehen, verlangte aber, daß ich bis zum Morgengrauen wieder zurück sei. Er hat Nachricht aus Mherwed erhalten, daß der junge Sultan Mustafa zum Kalifen gesalbt werden soll. Ich soll an seiner Stelle in die Stadt reisen, um zu beobachten, wie der neue Herrscher sich verhält. Angeblich liebt er es, sich mit vielen Ungläubigen zu umgeben.«

»So.« Melikae ging unruhig im Zimmer auf und ab. Es fiel ihr schwer, ihre Enttäuschung zu verbergen. Hofklatsch über den neuen Kalifen kümmerte sie nicht im mindesten! Für einen Augenblick hatte sie sich ganz der trügerischen Hoffnung hingegeben, von diesem Eiland zu entkommen. Doch war ihre verzweifelte Lage Nachuds Schuld? Sie sollte sich zusammenreißen und ihre Launen nicht an dem jungen

Magier auslassen. »Ihr sagtet, Ihr hättet Euch von der Magica mutanda abgewandt. Was war der Anlaß für Euren Meinungswechsel?«

»Wißt Ihr denn nicht in Eurem Herzen die Antwort darauf?« Nachud klang im ersten Moment überrascht, doch dann hatte er seine Stimme wieder in der Gewalt. »Ihr seid es, die meinen Sinn gewandelt hat. Eure Worte wollten mir nicht mehr aus dem Kopf gehen. Ich bin ...«

»So habt Ihr denn mir zu Gefallen Eure Meinung geändert?«

»Nein!« Der Magier fuhr erschrocken auf. »Eure Worte haben mich im Herzen getroffen. Es geschah aus Überzeugung, daß ich von meinem gotteslästerlichen Treiben abgelassen habe. Wer bin ich schon, daß es mir zustünde, mir anzumaßen, die Schöpfung Rastullahs zu verbessern? Doch muß ich gestehen, daß sich zugleich mit der Erkenntnis meines Irrtums eine tiefe Liebe zu Euch in meiner Brust erhoben hat. Kaum vermag ich zu atmen, wenn ich Euch nicht in der Nähe weiß. Ich habe weder Hunger, noch finde ich nachts Schlaf, wenn ich fern von Euch in der Fremde weile. Ihr erleuchtet mein Leben wie der Mond den Nachthimmel und erwärmt mein Herz, wie das Tagesgestirn die Erde wärmt und fruchtbar macht. Ich ...«

»Genug! Welchen Anlaß gab ich Euch, so zu mir zu reden? Habe ich je mit einem Wort von Liebe gesprochen? Ihr wißt, daß es einen anderen gibt, auf den ich warte und daß ...« Melikae schüttelte den Kopf.

»Verzeiht, wenn meine Worte barsch waren, doch überrascht Ihr mich mit Eurem Ansinnen. Was entfacht solche Liebe in Euch? Habt Ihr schon vergessen, daß wir bei unserem ersten Treffen im Streit voneinander gingen? Wie könnt Ihr mich lieben?«

Nachud blickte betrübt zu Boden. »Ich weiß, es war selbstsüchtig, mich auf diese Weise zu offenbaren. Und doch ist die Liebe wie eine Flut in mir, die alle Dämme des Anstands hinwegspült. Ich hoffe, Ihr könnt mir vergeben, daß ich mein Herz auf der Zunge trage und meine Gefühle nicht zu verschließen mag. Sicher war ich damals erzürnt über Eure Worte, und doch wühlten sie mich so sehr auf, daß ich das Gespräch nicht mehr vergessen konnte. Es war, als folge mir Euer Schatten überallhin, und plötzlich vermochte ich die Welt mit den Augen eines wahrhaft Gläubigen zu sehen. Ich erkannte, wie erbärmlich vieles von dem war, das ich in meiner Verblendung bislang für großartiges Menschenwerk gehalten hatte. Denn was ist schon der schönste Palast im Vergleich zu einem Berg, den Rastullah geschaffen hat und der ewig sein wird, wogegen die Ergebnisse allen menschlichen Strebens letztlich zu Staub werden müssen. So waren es die Schönheit und Reinheit Eures Geistes, zu denen ich zuerst in Liebe entbrannte. Als wir uns dann zum zweiten Mal trafen, da belehrtet Ihr mich erneut – und so, als hietet Ihr mir einen Spiegel vor, mußte ich meinen eigenen Hochmut und zugleich auch meine Unwissenheit erkennen, aus der dieser Hochmut geboren ward. Ihr habt mich mehr gelehrt

als Abu Dschenna, den ich Magister nenne und der mich doch nur in ferne Städte schickt.«

»Und es ist nur mein schöner Geist, in den Ihr Euch verliebtet?« fragte Melikae kokett. Die Worte des Kaufmannssohnes waren wohlgesetzt, doch mochte sie ihnen kaum Glauben schenken.

»Ihr lest in meinen Gedanken, als lägen sie wie ein offenes Buch vor Euch. Natürlich hat auch Eure Schönheit mich längst verzaubert. Oft träume ich mit offenen Augen und sehe Euer Bild vor mir. Doch wenn ich versuche, Eure Anmut in Worte zu fassen und Trost in einem Gedicht zu finden, so erkenne ich, wie armselig unsere Sprache ist, daß sie es nicht vermag, Euch in ihr Gewand zu kleiden.«

Melikae räusperte sich verlegen. »Auch wenn Ihr immer wieder beteuert, sprachlos vor mir zu sein, so darf ich Euch versichern, lieber Freund, daß Eure Worte durchaus nicht ohne Zauber sind und sehr wohl mein Herz erreichen. Doch müßt Ihr mir zugestehen, daß Eure plötzliche Leidenschaft mich überrascht. Auch ich habe einem Wiedersehen mit Euch entgegengefiebert, allerdings war es nicht Liebe, die mein Herz schneller schlagen ließ, sondern es waren Zuneigung und die Hoffnung, in Euch einen wahren Freund zu finden, der mir ein Trost wäre in den Stunden der Einsamkeit und in meiner Gefangenschaft auf diesem kargen Felsen inmitten des Meeres.«

Nachud warf sich vor der Bettstatt auf die Knie und griff nach einem der Schleier von Melikaes Tanztracht, um ihn leidenschaftlich zu küssen. »Ihr

ahnt nicht, wie glücklich Ihr mich allein dadurch macht, daß Ihr meine Liebe duldet. So viele Nächte habe ich in den letzten drei Gottesnamen wachgelegen und mit mir gerungen, ob ich wagen darf, sie Euch einzugestehen, oder ob ich dann durch meine Zudringlichkeit Eure Zuneigung verlöre. Ich hatte Angst, Ihr zögt Euch von mir zurück, könntet mir verbieten, Euch zu sehen! Alles Licht in meinem Leben wäre dann erloschen. Ihr mögt mich vielleicht für einen schwärmenden Narren halten, doch glaubt mir, längst ist es das Ziel meines Lebens geworden, wenigstens ein kleines Zeichen Eurer Zuneigung zu erringen und ...«

Melikae faßte den jungen Magier bei den Händen und zog ihn zu sich herauf. »Ihr sollt Euch nicht vor mir erniedrigen, mein Freund. Verzeiht, wenn ich Eure Gefühle nicht so stürmisch erwidere, wie Ihr es vielleicht erhofft habt, doch seid gewiß, daß Eure Worte mein Herz angerührt haben und ich wegen Eurer Offenheit alles andere als Groll für Euch empfinde. Als Zeichen dafür, daß ich aufrichtig mit Euch bin, möchte ich Euch anbieten, daß wir einander *du* sagen, so wie es unter Freunden, die sich so nahe sind wie wir beide, selbstverständlich sein sollte.«

Nachud stieß einen leidenschaftlichen Seufzer aus und verdrehte die Augen vor lauter Seligkeit auf eine Art, daß Melikae nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken konnte. Seine Gefühle schienen ihr so heftig und theatralisch offenbart, daß sie einen kurzen Augenblick lang an der Aufrichtigkeit seiner Liebe

zweifelte. Doch welchen Grund sollte er haben, sie zu täuschen? Seine Liebe zu ihr hatte ihm doch bislang, außer ein paar schlaflosen Nächten und einem Streit mit seinem Meister, nichts eingebracht.

»Euer ... nun, ich meine natürlich *dein* Geschenk ist mir kostbarer als alles, was die Schatzkammern des Kalifen bergen. Gleich einem goldenen Sonnenaufgang strahlt es wie die Verheißung auf einen noch schöneren Tag. Du gibst mir mehr, als ich zu erhoffen gewagt habe, Melikae.«

»Dann erweise du mir nun deine Gunst, indem du mir von den Dingen berichtest, die in der Welt geschehen. Du sagtest, ein neuer Kalif werde bald in Mherwed gesalbt. Wer hat die Ungläubigen besiegt – und vor allem: Was ist mit Tar Honak geschehen? Eine alte Feindschaft verbindet mich mit ihm, und ich wünsche diesem Schurken Zorganpocken und Duglumspest an den Hals.«

Nachud bedachte die Sharisad kurz mit einem verwunderten Blick, sagte jedoch nichts zu ihrem plötzlichen Zorn. »Was Tar Honak betrifft, habe ich dir, wie mir scheint, glückliche Nachricht zu bringen. Der Tyrann ist tot und ...«

Die ersten beiden Gottesnamen nach seiner Verwundung lag Omar auf Leben und Tod. Ein schweres Fieber hatte ihn ergriffen, und was noch schlimmer war, er sehnte sich danach zu sterben. Tag und Nacht saß Raschid an seinem Lager, und daß Omar sich schließlich doch für das Leben entschied, war eher Raschids

Worten als den Künsten des Leibarztes des Sultans zu verdanken. Raschid hatte seinen Freund in jenen Tagen zum ersten Mal für längere Zeit unverschleiert gesehen, und so erkannte er in ihm schließlich jenen angeblich entlaufenen Sklaven wieder, der vor mehr als anderthalb Jahren auf der Flucht vor dem Magier Abu Dschenna in Begleitung einer wunderschönen Sharisad, ihrer Zofe und eines Ungläubigen die Zelte der Berti Schebt besucht hatte. Doch nachdem er Omar verraten hatte, daß er um seine Herkunft wußte, versiegelte der edle Scheich dieses Wissen auf immer in seinem Herzen. Ja, er versprach seinem Freund sogar, ihm nun, da der Krieg bald vorbei wäre, bei der Suche nach Melikae zu helfen. Von jenem Tag an, da Raschid sich Omar auf diese Weise offenbart hatte, erstarkte der Lebenswillen des Novadi, und so vermochte er das Fieber zu überwinden.

Da Omar aber zu schwach war, Sultan Mustafa auf seiner Pilgerfahrt nach Keft zu begleiten oder mit der Armee in das Shadif zu ziehen, wo nun der Mautaban den Kampf gegen die Ungläubigen fortsetzte, wurde er auf einen Karren geladen und nach Norden in die Kalifenstadt Mherwed gebracht.

Selbst als vierzig und neun Tage seit der Schlacht vergangen waren, hatte sich der Beni Novad noch nicht ganz von seinen Verletzungen erholt. Zwar waren längst alle Wunden vernarbt, doch geriet er noch immer schnell außer Atem, und vor allem sein linker Arm mochte die Kraft nicht wiederfinden, die

er früher einmal besessen hatte. Täglich übten Omar und Raschid sich im Palastgarten von Mherwed im Schwertkampf, wo sich ebenso regelmäßig eine große Schar von Bewunderinnen einfand. Mancher Eunuch und auch so mancher Ehegatte beteten wohl täglich darum, daß Mustafa die beiden Krieger bald nach Süden zu seiner Armee schickte, doch wagte es niemand, offen das Wort gegen sie zu erheben, denn jedermann wußte, daß Omar dem Sultan bei Tarfui das Leben gerettet hatte und daß der junge Herrscher, der schon bald zum Kalifen gesalbt werden sollte, den stets Verschleierten fast wie einen Bruder liebte.

Mustafa aber hatte innerhalb von weniger als fünf Gottesnamen die drei Aufgaben erfüllt, die Ruhollah Marwan al-Hendj, der Oberste der Mawdliyat von Keft, ihm nach der Schlacht von Tarfui gestellt hatte, um sich würdig zu erweisen, das Amt des Kalifen zu übernehmen. Der Sultan war in die heilige Stadt gepilgert und hatte dort auf dem Feld der Offenbarung eine Nacht allein in stummer Zwiesprache mit Rastullah verbracht. Er hatte sich einen Vollbart wachsen lassen, so wie es sich für einen erwachsenen Krieger geziemte, und war – ganz wie das Wort Ruhollahs es gebot – bis zum vierten Rastullahellah, dem Tag der Ruhe, nach Mherwed zurückgekehrt.

So geschah es, daß am neunundvierzigsten Tage nach Tarfui, während das Heer der Rechtgläubigen Mustafas Heimatstadt Unau belagerte, der einstige Sultan zum Kalifen und Beherrscher aller Gläubigen

gesalbt wurde. Auf dem Fest aber, das sich der feierlichen Thronbesteigung anschloß, wurde Omar gemeinsam mit acht anderen Helden, die sich im Krieg gegen die Heiden hervorgetan hatten, vom Kalifen selbst ausgezeichnet. Sie alle erhielten einen Schild zum Lohn, der mit Alamandinen geschmückt war und der, in Gold geschnitten, das Siegel des Kalifen trug. Noch während des Festes verkündete Mustafa den versammelten Sultanen und Emiren, daß bis zum dritten Rastullahellah des kommenden Jahres das Land der Ersten Sonne ein Reich der Rache sein solle. Jeder habe in dieser Zeit das Recht, Männer wie Frauen zu richten, von denen drei Rechtgläubige öffentlich bekundeten, daß sie der Sache der Götzenanbeter gedient hatten oder auf sonstige Weise einen Verrat an Rastullah oder an den Streitern für seinen Glauben begangen hatten. Mit dem Untergang der Sonne am dritten Rastullahellah aber, den die Weisen dereinst zum Tag der Rache bestimmt hatten, sollte für immer jedes Recht zur Blutfehde erlöschen, damit das Volk des einzigen Gottes künftig in Frieden leben könne. Wer bis zu jenem Tag nicht bestraft worden war, dem sollte für alle Zukunft vergeben sein, was er einst in Verblendung getan hatte. Die Edlen lobten den Kalifen ob seiner Weisheit, doch heißt es auch, daß noch in der Nacht des Festes mancher von ihnen seinen Dolch schärfte, um durch falsche Anschuldigung alte Feinde nach dem Rachegesetz des jungen Herrschers verfolgen zu können.

Fast zwei Gottesnamen waren seit der Salbung Mustafas zum Kalifen Malkillah III. vergangen, als Omar und Raschid eines Morgens bei ihren Fechtübungen unterbrochen wurden. Ein junger Sklave überbrachte Omar einen Befehl des Kalifen, der dem Beni Novad gebot, sofort vor seinem Herrscher zu erscheinen.

Malkillah erwartete den Krieger in einem kleinen Audienzsaal, in dem zwei plätschernde Brunnen jedes gesprochene Wort für heimliche Lauscher in benachbarten Kammern unhörbar machten. Allein zwei stumme Eunuchen und Jikhbar ibn Tamrikat, der getreueste unter den Beratern des Kalifen, waren Zeugen des Gesprächs, das der Herrscher mit Omar führte.

»Du hast mein Leben mit dem deinen beschirmt, mein lieber Freund, und ich bin dir dankbar für deinen Mut und deine Selbstlosigkeit. Doch fast scheint es, als sei dein Opfer vergebens gewesen. Nicht nach meinem Leben, sondern nach meiner Herrschaft trachten meine Feinde nun, und sie tragen auch keinen schwarzen Rock mehr, so wie sie es noch in Tarfui getan haben. In unseren eigenen Reihen finden sich die Verräter und Verschwörer. Es sind Männer wie Ruhollah Marwan al-Hendj, der erste Mawdli von Keft, der glaubte, ich sei noch zu jung, als daß mir ein Vollbart sprießen könne, und der darauf hoffte, mir mit dieser scheinbar so einfachen Bedingung den Weg zum Thron zu versperren. Auch im Heer vor Unau soll es Männer geben, die gegen meine Führerschaft aufbegehren. Auf dir, mein Kampfgefährte und Le-

bensretter, ruht nun mein Blick, und ich habe dich nicht leichtfertig ausgewählt! Verteidige meine Ehre!« Der Kalif griff nach einem silbernen Tablett an seiner Seite, auf der ein prächtiger Waquif in feinzi-selierter almandinenverzierter Scheide lag. »Sobald du den Verdacht hast, einer der Scheichs könne zur Bedrohung für meine Herrschaft werden, handle, wie ich handeln würde.« Mustafa senkte demütig den Blick. »O Rastullah, ich habe gesündigt und bitte um Vergebung!«

Omar schnürte es beinahe die Kehle zu. Der Kalif wollte ihn zum Meuchler machen! Sein erster Gedanke war: aufspringen und den Dolch zurückweisen. Doch dadurch würde er in den Augen des Kalifen zum Verräter, und es fände sich gewiß jemand, der den Dolch aufnähme, um ihn ihm in die Rippen zu stoßen, sobald sich Gelegenheit dazu fände. Er würde sogar Raschid und dessen Sippe gefährden, wenn er sich verweigerte. Wenn ein Kalif eine Fehde begann, dann vernichtete er seine Feinde bis ins letzte Glied, damit niemand mehr übrigblieb, der ihm Blutrache schwören konnte.

Omar griff nach dem Krummdolch und schob ihn sich in den Gürtel. Er hatte schon zu lange gezögert! Hoffentlich sah Mustafa darin allein fromme Zurückhaltung. Der Kalif lächelte. »Du darfst jetzt gehen, mein Freund. Möge Rastullah deine Hand leiten und deinen Weg beschirmen!«

»Möge der einzige Gott deine Herrschaft segnen!« Der Novadi erhob sich, verbeugte sich tief vor dem

Herrscher und schritt zur bronzebeschlagenen Tür, die ihm von einem der Eunuchen geöffnet wurde. »Wartet im Audienzsaal auf mich«, erklang hinter Omar die Stimme des Wesirs. Der Novadi nickte knapp.

Vor der Kammer mit den Brunnen lag ein weiterer Saal, an dessen Ende ein prächtiger, von Elefantenzähnen flankierter Thron stand. In dieser Halle pflegte der Kalif Untertanen von niederem Stand oder Gesandtschaften aus fremden Ländern zu empfangen. Zwanzig Schritt lang und zehn Schritt breit war der große Raum, dessen Decke allein von mächtigen buntbemalten Khoramszedern getragen wurde. Alle Wände waren mit Alabasterreliefs geschmückt, die Jagd- und Kriegsszenen zeigten.

Omar hörte, daß sich hinter ihm eine Tür öffnete. Ein schweres Klacken von Reitstiefeln hallte durch den Saal. Dann verharrten die Schritte. Einen Augenblick lang herrschte eisiges Schweigen. Jedenfalls empfand der Novadi es so. Er spürte, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten. Ein Mörder! Sie wollten ihn zu einem Mörder machen! Noch immer wandte er dem hinter ihm Stehenden den Rücken zu.

»Du hast gezögert, den Dolch zu nehmen ...« Die Stimme des alten Wesirs war ohne Bewegung. So nüchtern wie die Stimme eines Richters, der ein Todesurteil verkündete. Omar drehte sich um. »Ich ...«

Mit einer barschen Handbewegung gebot ihm der alte Wesir zu schweigen. »Ich weiß schon, weshalb du

zögertest. Ich war dabei, als du in Keft den Kasimiten Surkan erschlagen hast. Mir ist bekannt, daß du danach einen Schwur abgelegt hast, nie wieder ein Duell auszutragen. Und doch scheint es mir der beste Weg zu sein, die Feinde des Kalifen öffentlich und im Duell zu töten. Mustafa schätzt deine Fähigkeiten und weiß, daß du ihm ein treuer Diener sein wirst, auch wenn dein Zögern ihn zunächst erzürnt hat, denn er wußte nicht um deinen Schwur«

»Ich danke Euch, daß Ihr für mich gesprochen habt, Jikbar ibn Tamrikat, Wesir von Unau und Berater des Kalifen.« Omar verbeugte sich tiefer als notwendig, damit der Wesir nicht bemerkte, wie erleichtert er war.

»Wegen des Schwurs möchte ich dich bitten, mich nun zu Shanatir ibn Amullah zu begleiten, dem Hohen Mawdli von Mherwed. Er wird dich von deinem Eid entbinden und dafür sorgen, daß du vor dem Angesicht Rastullahs keinen Schaden nimmst, wenn du wieder Duelle austrägst. Schließlich kämpfst du nicht für dich oder aus bloßer Streitsucht, sondern um im Dienste des Beherrschers aller Gläubigen im Land der Ersten Sonne Frieden und Ordnung aufrechtzuerhalten.«

Und trotzdem werde ich ein Mörder bleiben, dachte Omar. Was ist ein Friede, in dem ein jeder, der die Stimme gegen den Kalifen erhebt, mein Schwert zu fürchten hat? Hätte ich in Tarfui vielleicht an der Seite meines einstigen al'anfanischen Lebensretters, der von meiner Hand gefallen war, ausharren sol-

len? War es ein Fehler, Mustafa vor den Speeren der Ungläubigen zu bewahren? Schweigend, doch von Zweifeln gequält, folgte Omar dem Wesir.

Diesmal war es Melikae, die schüchtern und zurückhaltend wirkte, als Nachud Bensa ein weiteres Mal bei ihr zu Gast war. Sie hatte ihm Tee von den fernen Zimtinseln bereitet und auch für ihn getanzt, bis sie jene eine Frage stellte, die sie in den letzten Gottesnamen wie keine andere beschäftigt hatte.

»Ich möchte dich nicht aushorchen, mein lieber Freund, doch gibt es da etwas, worüber ich mich wundere, solange wir uns kennen. Wie in Rastullahs Namen schaffst du es, hierherzukommen? Es kann kein Schiff sein, mit dem du reist, denn in all den Gottesnamen, die ich nun schon auf dieser Insel gefangen bin, legte erst dreimal ein Versorgungsschiff an, um uns Lebensmittel und andere Güter zu bringen. Ich frage mich, ob du mich vielleicht bisher getäuscht hast und in Wahrheit ein so mächtiger Zauberer bist, daß du des Nachts auf einem wilden Shadif durch die Luft geritten kommst.«

Nachud lächelte. »Das hört sich ja ganz so an, als sähst du in mir den Helden eines Märchenerzählers, den nichts aufhalten kann, wenn es darum geht, seine edle Prinzessin zu befreien.«

Melikae erschrak über diese Worte so sehr, daß sie ein wenig von ihrem Tee verschüttete. Hatte der junge Magier erkannt, worauf sie hinaus wollte?

Sofort war Nachud an ihrer Seite und tupfte galant

mit einem kleinen Leinentüchlein ihr Kleid ab. »Ich hoffe, es werden keine Flecken zurückbleiben.«

Melikae warf einen flüchtigen Blick auf ihren dunkelgrünen Rock und schüttelte den Kopf. »Das macht nichts. Es ist ein wenig ärgerlich, aber nicht schlimm. Doch sei bedankt für deine Aufmerksamkeit. Sie ehrt dich und paßt zu deiner edlen Gesinnung. Würdest du einer Dame aus jeder mißlichen Lage helfen, Nachud?« Melikae maß den Kaufmannssohn mit einem abschätzenden Blick. Wenn seine Bemerkung über die zu befreiende Prinzessin tatsächlich eine Anspielung auf ihre Lage gewesen war, dann würde er sich jetzt vielleicht durch eine unbedachte Geste oder ein Lächeln verraten. Doch nichts dergleichen geschah. Er reagierte in ehrlicher Bestürzung. »Selbstverständlich würde ich alles für eine Dame tun. Hast du einen Wunsch? Soll ich dir etwas von meinen Reisen mitbringen? Wie dumm von mir, nicht früher gefragt zu haben! Es muß tausend Kleinigkeiten geben, die das Herz einer Frau erfreuen und die man auf einem einsamen Eiland nicht bekommen kann. Hättest du gern Stoffe, eine besondere Schminke oder ein seltenes Märchenbuch?«

»Ich habe dir gesagt, was mein dringendster Wunsch ist!« Melikae machte die Art mißtrauisch, in der der Kaufmannssohn antwortete. Nutzte Nachud ihr Mißgeschick mit der Teetasse, um von ihrer ersten Frage abzulenken? Wollte er ihr keine Antwort geben? »Ich möchte von dir wissen, wie du auf diese Insel gelangst?«

Der Adept wirkte plötzlich verlegen. Er zog sich wieder auf seinen Platz zurück und faltete umständlich das kleine Leinentüchlein, mit dem er eben noch ihren Rock abgetupft hatte. »Die Art, wie ich reise ... Nun, du hast ja bereits scharfsinnig erkannt, daß ich kein Schiff benutze. Des weiteren habe ich dir über meine Fähigkeiten als Zauberer die Wahrheit gesagt. Für keinen der Wege, die es gäbe, um mit Hilfe von Magie auf diese Insel zu gelangen, wäre ich mächtig und kundig genug. Es ist ... Ich mußte Abu Dschenna versprechen, nicht zu verraten, auf welche Weise er meine Mängel in diesem Bereich der Ars magica wirkungslos gemacht hat. Ich ...« Nachud hatte, während er sprach, das Tüchlein hinter den Gürtel gesteckt und drehte nun die kleine Teetasse aus hauchdünnem Porzellan zwischen den Fingern. »Ich kann doch nicht einfach meinen Eid brechen ... Ich ... Es hat zwar gewissermaßen einen Streit zwischen mir und dem Magister gegeben, doch zu einem solch offenen Treuebruch bin ich nicht fähig.«

Melikae schluckte eine bittere Bemerkung herunter. Nachud war nun einmal von untadeligem Charakter, ganz anders als sein Meister. Betrübt dreinblickend, rührte die Sharisad in ihrem Tee. »Treue ist die schönste Zierde eines Mannes«, murmelte sie leise. »Ich wollte dich nicht gegen Abu Dschenna aufstacheln, obwohl ... Nein! Ich sollte nicht davon sprechen!«

»Aber was bedrückt dich denn? Habe nicht auch ich alle meine Sorgen mit dir geteilt? Was immer dich quälen mag, schöne Tänzerin, du kannst es mir

anvertrauen und sicher sein, daß nichts das Siegel meiner Lippen zu brechen vermag, wenn ich einmal geschworen habe, ein Geheimnis für mich zu behalten.«

Melikae zögerte. Konnte sie es wagen, sein Angebot anzunehmen? Sie kannte ihn doch kaum. Aber was setzte sie schon aufs Spiel? Abu Dschenna hatte nach den Ereignissen in den Grotten geschworen, ihr nichts mehr anzutun. »Es wäre nicht gerecht von mir, dich in meine verzwickten Schwierigkeiten hineinzuziehen, obgleich du möglicherweise den Schlüssel zu meiner Erlösung in Händen hältst. Dich einzuweihen, hieße, unserer Freundschaft die Unschuld zu nehmen. Du könntest mich und deinen Magister nicht mehr im gleichen Licht wie zuvor sehen. Manchmal ist es ein Geschenk Rastullahs, unwissend zu sein.«

Der Kaufmannssohn hatte sichtlich Mühe, die Fassung zu bewahren. »Willst du mir damit deinen Grund, auf dieser Insel zu verweilen, andeuten? Bist du etwa Abu Dschennas ...«

»Seine Hure?« Die Sharisad lachte bitter. »Nein, mein Freund, so ist es nicht. Dein Magister hätte das wohl gern, doch ist er zu stolz, um mich dazu zu zwingen. Nein, unser Verhältnis ist von anderer Art.«

»Niemals hätte ich jenes schmutzige Wort mit dir in Verbindung gebracht. Du bist für mich die Verkörperung von Reinheit, Weisheit und Großmut.« Er schüttelte den Kopf. »Dich für eine Dirne zu halten, das ist so abwegig, wie den jungen Kalifen einen ruchlosen Meuchler zu nennen. Was ich befürchte-

te: daß du meinem Meister vielleicht in aufrichtiger Liebe zugetan sein könntest. Auch wenn es selbstsüchtig von mir ist, muß ich dir doch gestehen, daß ich mit großer Erleichterung höre, es seien Bande anderer Art, die dich an Abu Dschenna fesseln und auf dieser Insel halten. Willst du mir dein Geheimnis nicht verraten?«

Melikae seufzte. Würde die Wahrheit sein strahlendes Bild von ihr zerstören? Es war schön, sich in seiner unschuldigen Art der Anbetung zu sonnen. Er schenkte ihr all das mit vollen Händen, wonach sie sich sosehr sehnte: Wärme, Aufmerksamkeit und Zuneigung. Ja, in den Stunden mit ihm vergaß sie gänzlich die Trauer um Omar. Es war, als habe er die Kraft, ihr ein neues Leben zu schenken. Vielleicht vermochte er das wirklich? Nur wenn sie sich ihm offenbarte, wüßte sie es. Aus den Augenwinkeln musterte sie sein Gesicht. Es war jung und unverbraucht. Keine Falten hatten sich in seine jugendlichen Züge geschlichen. Seine vollen Lippen verhiessen ungeahnte Zärtlichkeiten, und doch war jede seiner Gesten, war jedes Wort, das er sprach, voller Unschuld. Er würde sie niemals enttäuschen! Wenn es einen Menschen gab, dem sie sich anvertrauen konnte, dann war er es! Aus seinen Augen sprachen Güte und Weisheit. Es war leicht, sich in ihren dunklen Tiefen zu verlieren. Sie standen in seltsamem Gegensatz zu seinem jungen Gesicht. Fast schien es, als spreche die Lebenserfahrung vieler Jahre aus Nachuds Blick. Ob das an all den Büchern liegen mochte, die er ge-

lesen hatte, und an seinen Reisen, die ihn trotz seiner Jugend schon in fast jede der bedeutenderen Städte im Land der Ersten Sonne geführt hatten? Mit einem Lächeln blickte Melikae den Kaufmannssohn jetzt offen an. »Du hast mich überzeugt, Nachud. Ich glaube *dir*, daß deine Treue zu mir jede noch so schreckliche Wahrheit überwinden würde. So wisse nun, daß ich gegen meinen Willen auf dieser Insel bin. Abu Dschenna stellte mich vor die Wahl, entweder dem Tod eines Mannes zuzusehen, dem ich sehr viel zu verdanken hatte, oder aber durch mein Verbleiben auf dieser Insel sein Leben zu retten. Wie du siehst, bin ich geblieben. Ich habe meine Entscheidung niemals bereut, und doch bedeutet das Leben in diesem Palast für mich das Eingeschlossensein in einem riesigen Grab. Ich weiß nicht, ob du den Rosenfink kennst. Es ist ein kleiner Vogel, der Licht und Blüten liebt. Manchmal, wenn man viel Glück hat, verweilt er einige Gottesnamen lang in einem Garten. Dann hört man ihn zu nächtlicher Stunde wunderbare Lieder pfeifen. Wer ihm zuhört, bleibt nicht trübsinnig, gleichgültig, mit welchen Schicksalsschlägen Rastullah ihn zuvor auch geprüft haben mag. Fängt man jedoch den Rosenfinken, um sich für jeden Abend seiner Lieder sicher zu sein, so verstummt der kleine Vogel, und noch ehe ein Gottesname verstrichen ist, findet man ihn tot in seinem Käfig liegen. Wie dem Rosenfinken wird es auch mir ergehen. Diese Insel und der Palast sind für mich ein goldener Käfig, auch wenn sie für andere das Paradies sein mögen. Nun weißt du um

mein Schicksal, und du sollst außerdem wissen, daß du der einzige Lichtstrahl in meinem dunklen Leben bist. Jede Stunde, die ich mit dir verbringen kann, entschädigt mich für einen Tag der Einsamkeit. Ich hatte gehofft, du wüßtest einen Weg, auf dem ich von hier entfliehen könnte. Doch jetzt sehe ich, daß es unrecht von mir war, so zu denken. Unschuldig hast du dir meiner wegen schon einmal den Zorn Abu Dschennas zugezogen. Ich möchte nicht, daß daraus ein Haß wird, den der Magister nur noch mit deinem Blut zu stillen vermag.«

Nachuds Gesicht war zu einer bewegungslosen Maske erstarrt. Allein seine Augen verrieten, welchen Kampf er in seinem Innern ausfocht. Melikae hatte ein schlechtes Gewissen. Sie hätte dem Jüngling nicht die Wahrheit sagen dürfen! Sicher, er war ihre einzige Hoffnung, von hier zu entkommen, doch was konnte sie ihm dafür bieten? Sie mochte ihn – aber Liebe empfand sie nicht für ihn. Ihre Offenheit war das reinste Dschinnengeschenk. Einen Augenblick lang mochte er sich vielleicht geschmeichelt gefühlt haben, daß sie sich ihm anvertraute, doch hatte er dafür einen hohen Preis zu zahlen ... Von nun an stünde seine Treue zu dem Schwur, den er seinem Meister geleistet hatte, in unauslöschlichem Widerspruch zu seinem Edelmut.

Da richtete Nachud sich auf. Er streckte der Tänzerin die Hand entgegen, und seine Stimme klang so hart und entschlossen wie nie zuvor. Es schien, als sei er binnen Augenblicken vom Jüngling zum Mann

gereift. »Laß uns gehen, Melikae! Nicht eine Stunde sollst du mehr in diesem Kerker verbringen! Besitzt du warme Kleider?«

»Was hast du vor?«

»Das wirst du sehen. Vertrau mir, dann wirst du, noch bevor die Sonne ihr Antlitz über den Horizont erhebt, wieder im Land der Ersten Sonne sein. Du mußt dich nur in wärmende Kleider hüllen, so als wolltest du einen hohen Gebirgspañ überqueren. Und nimm den Schmuck mit, den Abu Dschenna dir geschenkt hat. Du wirst ihn zu Geld machen müssen.«

Fassungslos starrte Melikae den Kaufmannssohn an. Er sprach mit einer Kraft und Kühnheit, die sie ihm niemals zugetraut hätte. Wie sehr sie sich in ihm getäuscht hatte! Doch was mochte er von ihr halten? Jetzt war sie es, die sich verunsichert fühlte. So, wie er es ihr befohlen hatte, suchte sie ein paar warme Kleider zusammen, doch den Schmuck rührte sie nicht an. Sie mochte wohl mit ihrer Flucht ihr Versprechen gegenüber Abu Dschenna brechen, doch eine Diebin war sie nicht! Sie wollte nur mit sich nehmen, was sie am Leib trug.

Noch immer fragte Melikae sich, auf welchem geheimnisvollen Weg Nachud sie wohl zum Festland bringen würde. Er stand regungslos neben der Treppe und sah ihr zu. Ob er sie insgeheim verachtete? Doch welches Recht hätte er dazu gehabt? Wenn sie gemeinsam flohen, dann brächen sie schließlich beide ihr Versprechen Abu Dschenna gegenüber.

Als Melikae sich schließlich in ihren wärmsten Umhang gehüllt hatte, warf sie einen letzten Blick zurück auf ihr Gemach. In seiner Pracht wäre es einer Prinzessin würdig gewesen, und doch würde sie es gewiß nicht vermissen!

Nachud führte Melikae in ein kleines Nebenzimmer der Bibliothek. Die unruhig tanzende Flamme einer Öllampe war die einzige Lichtquelle im Raum. Fast die ganze rückwärtige Wand wurde von einem riesigen Fenster eingenommen, dessen Glasmalerei einen Springbrunnen in einem Garten zeigte. »Was sollen wir hier?« fragte Melikae verwundert. »Du wolltest mich doch fortbringen,«

Der junge Magier grinste. »Nur Geduld. Vertrau mir, ich habe keine leeren Versprechungen gemacht.« Nachud trat an die bemalte Scheibe und löste zwei kleine metallene Sperriegel. Dann öffnete er das Fenster, das an der linken Seite durch drei Scharniere gesichert war. Melikae trat näher und warf einen Blick nach draußen. Weit unten sah sie die schäumende Gischt als hellen Streifen in der Finsternis.

»Wie in Rastullahs Namen sollen wir von hier aus entkommen? Welchen Spaß treibst du mit mir?« Verärgert wandte sich Melikae vom Fenster ab und blickte den Magier an. Dieser zuckte nur mit den Schultern. »Blick zu Boden, meine Liebe, und du wirst unseren Weg erkennen.«

Die Sharisad folgte seinen Worten. Auf dem Boden vor dem Fenster lag ein dunkelblauer, mit goldgelben

Fäden durchwirkter Teppich, dessen Muster so verwirrend war, daß einem Betrachter schon nach einem kurzen Blick die goldenen Linien vor den Augen zu tanzen schienen. Nachud murmelte etwas in einer fremden Sprache und rief dann laut: »Teppich, erhebe dich!«

Wie von Geisterhand geführt, schwebte der Teppich, auf dem sie beide standen, ein kleines Stück in die Höhe. Melikae stieß erschrocken einen Schrei aus und ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

»Es ist besser, wenn du dich setzt.« Nachud ließ sich mitten auf dem Teppich nieder und streckte ihr die Arme entgegen. »Als Tänzerin vermagst du dich zwar ohne Zweifel besser auf den Beinen zu halten als ich, doch ist der Ritt auf einem fliegenden Teppich keine ganz ungefährliche Angelegenheit.«

Ungläubig starrte Melikae auf den Fußboden, der etwas mehr als einen Schritt unter ihnen lag. Der Zauberteppich hing steif wie ein Brett in der Luft. »Welche Art Magie ist das?« Immer noch völlig verwirrt folgte die Sharisad den Worten ihres Freundes und kniete nieder. Ganz sacht strich sie mit ausgestreckten Fingern über das Teppichgewebe. Es war samtweich und fühlte sich nicht im geringsten ungewöhnlich an.

»Welche Magie diesen Teppich fliegen läßt, kann ich dir auch nicht sagen. Es heißt, es gebe nur eine Handvoll Familien im Land der Ersten Sonne, die die Kunst beherrschen, fliegende Teppiche zu fertigen.

Der Zauber ist so aufwendig und das Knüpfen des Teppichs derart langwierig, daß noch kein Sterblicher in seinem Leben mehr als zwei dieser Wunderwerke geschaffen hat. Ich kenne ein Märchen, in dem ein Magier behauptet, das verschlungene Teppichmuster vermöge Dschinne einzufangen, die bis zu dessen Zerstörung in den Teppich gebannt seien und jedem gehorchen müßten, der die geheimen Befehlsworte kennt.«

Melikae blickte verunsichert auf den Teppich. »Du meinst, wir sitzen jetzt möglicherweise auf dem Rücken eines Dschinns?«

»So könnte man es tatsächlich sehen ... Doch jetzt entschuldige, denn statt zu reden, sollten wir lieber zusehen, aus dem Palast zu entkommen, bevor Abu Dschenna unsere Absicht bemerkt.« Nachud murmelte abgehackt noch einige kurze Befehlsworte, dann schwebte der Teppich durch das offene Fenster und stieg binnen weniger Augenblicke so hoch hinauf, daß die Insel unter ihnen im Mondlicht klein wie ein Kieselstein aussah.

Ängstlich krallte Melikae die Finger in den dicken Teppich, doch vermochte sie darin kaum Halt zu finden. Kalter Wind zerrte an ihren Kleidern und Haaren. In den Märchen hatten sich die Berichte über Reisen auf einem fliegenden Teppich wesentlich romantischer angehört. Nachud legte den rechten Arm um sie und zog sie dichter zu sich heran. Melikae ließ ihn gewähren. Ja, es war ihr sogar angenehm, denn wenn es auch kindisch sein mochte, sie fühlte sich in

seinem Arm ein wenig sicherer.

Stumm dankte sie Rastullah dafür, daß diese Flucht bei Nacht stattfand. Bei hellem Tageslicht in diese Tiefe blicken zu müssen, wäre ihr unerträglich gewesen. Sie hatte die Augen starr zum Himmel gerichtet und den Kopf ein wenig zur Seite gedreht, weil der Flugwind ihr sonst den Atem raubte. Die Sterne schienen ihr zum Greifen nahe. Nur wenige Wolken zogen über den Himmel. Abgesehen vom Raunen des Windes und dem Geräusch der flatternden Kleider war es völlig still in der Höhe. Kein Möwengeschrei. Kein Wellenrauschen, Nichts! Es schien nur sie beide, den Wind und die Sterne zu geben.

»Wohin soll ich dich bringen?« Nachud ließ den Teppich jetzt ein wenig langsamer fliegen, damit sie miteinander sprechen konnten.

»Nach Unau. Dort habe ich in einem Palastgarten eine kleine Truhe mit Adamanten vergraben. Wenn wir sie verkaufen, werden wir von dem Erlös eine Weile leben können. Wir sollten nur nicht zu lange dort verweilen, denn Abu Dschenna kennt den Palast.«

»Gut!« Etwas in der Stimme Nachuds ließ die Sharisad aufhorchen. Sie drehte sich zu ihm um. Sein Gesicht war im Mondlicht nicht deutlich zu erkennen, doch wirkte es angespannt. Seine Lippen waren zu einer schmalen Linie gepreßt.

»Was ist mit dir? Findest du es falsch, wenn wir uns nach Unau begeben?«

»Doch ... wir werden dorthin fliegen.« Melikae sah,

wie eine einzelne Träne eine silberne Bahn über das Gesicht des Kaufmannssohns zog. Eine Weile hing die Träne zitternd unter seinem Kinn, um dann vom Wind fortgerissen zu werden.

»Sag mir, was los ist, und ...« Die Sharisad zuckte zurück. Sie hatte nach Nachuds rechtem Oberarm gegriffen und etwas Heißes durch die gesteppte Schaffelljacke gespürt, die er vor dem Flug über seine Kleider gestreift hatte. »Was ist das?«

»Nichts!« Der Teppich geriet ein wenig ins Trudeln. Mit schriller Stimme schrie der junge Magier ein Befehlswort. Für einen Augenblick lang wurde der Flug noch unruhiger, so daß die Sharisad sich ängstlich an Nachud klammerte. Wieder spürte sie deutlich eine sonderbare Wärme unter seiner Jacke. Vorsichtig berührte sie den Arm, und der Adept stöhnte unter Schmerzen auf.

»Beim Mautaban, was hast du?«

»Nichts ... ich ...« Er schüttelte den Kopf.

Der Teppich lag nun wieder ruhig in der Luft, und so wagte Melikae es, ein wenig von Nachud abzurücken. »Ich will unsere gemeinsame Flucht nicht mit einem Geheimnis beginnen, das du nicht mit mir teilen magst. Bitte, sag, was mit dir los ist!«

»Ich kann nicht darüber ... sprechen. Du würdest ... mich dafür hassen, wenn ... ich es täte.« Nachud zitterte wie unter Krämpfen, und ohne daß er dagegen anzukämpfen vermochte, flossen ihm nun aus beiden Augen Tränen.

»Glaubst du, ich würde dich für dein Schweigen

lieben? Du hast gesagt, wie sehr du dich nach meiner Zuneigung sehnst, nun hast du Gelegenheit, sie zu erringen. Beweise mir, daß nichts zwischen uns steht!«

Die Sharisad konnte am Gesicht des jungen Mannes ablesen, wie sehr er mit sich zu kämpfen hatte. Minuten mochten verstrichen sein, bis er endlich nickte. »Es ist ein ... Armreif. Ein Schlangenband aus ... einem dunklen Metall. Es ist ... fest um meinen Oberarm geschlossen. Abu Dschenna behauptet ... es sei aus der Zeit der ... Echsenherrscher und ... es werde es mir unmöglich machen ... mich ohne seine Zustimmung von seinem ... Palast zu entfernen. Ich hatte ... nicht daran geglaubt. Er hat mich ... nach meinem letzten Besuch ... bei dir dazu gezwungen ... es zu tragen. Es wird ... immer heißer, so als glühe es ...«

»Bring den Teppich zum Wasser hinunter!« befahl die Sharisad eindringlich.

»Ich werde ... es schon bis Unau ... schaffen«, entgegnete Nachud trotzig.

»Und dafür deinen Arm verlieren? Hinunter zum Wasser! Ich werde nicht mit ansehen, wie dieser Armreif dich umbringt! Was ist, wenn du vor Schmerz ohnmächtig wirst? Ich kann diesen dämonischen Teppich nicht fliegen!«

»Du solltest ... ihn lieber nicht ... beleidigen ...«

»Wen? Den Teppich?«

Nachud nickte. »Denk an den Dschinn.«

»Ich denke an *dich*! Gib diesem Dschinn sofort den

Befehl, zum Wasser hinunterzuschweben und dort den Teppich anzuhalten. Sieh doch ein, daß du uns mit deiner Sturheit beide in Gefahr bringst.« Ohne daß der Magier auch nur ein Wort gesprochen hätte, wurde der Teppich langsamer und sank rasch.

»Was ... Wie kann das ...« Nachud rief einen Befehl, doch der Teppich schwebte weiter den Wellen entgegen. »Verdammt, daß ...« Mit einem gellenden Schrei griff der Magier nach seinem rechten Arm und sank vornüber.

Das war alles nur ein böser Traum! Vorsichtig streckte die Sharisad die Hand nach Nachud aus. Das geschah nicht wirklich! Das durfte nicht sein! Gleich würde sie erwachen! Sie saß *nicht* auf einem fliegenden Teppich tausend Schritt über dem Meer, und der Magier, der den Teppich steuerte, war *nicht* ohnmächtig geworden! Oder war er etwa ...

»Nachud?« Melikae strich dem Kaufmannssohn über das Gesicht. »Bitte, Nachud, komm wieder zu dir!« Der junge Magier rührte sich nicht. Besorgt knöpfte sie ihm die Jacke auf und fühlte nach seinem Herzschlag. Ganz schwach spürte sie, daß sein Blut pulsierte. Dieser zwölfmal verfluchte Armreif! Sie mußte den Tatsachen ins Auge sehen. Es war kein Traum! Die Geschwindigkeit, mit der der Teppich sank, hatte sich seit Nachuds Ohnmacht noch einmal deutlich erhöht.

Melikae streichelte sanft über die weiche Oberfläche des Zauberteppichs. »Bitte, lieber Dschinn. Ich mag schlecht über dich und deine Brüder gesprochen ha-

ben, obwohl ihr mir zweimal das Leben gerettet habt. Es tut mir leid. Ich beherrsche die Zauberworte nicht, mit denen man dir befehlen kann, und selbst wenn ich sie wüßte, könnte ich sie nicht einsetzen. Ich möchte dich zu nichts zwingen. Ich weiß, daß ich dir nichts wirklich Kostbares anbieten kann, Dschinn, doch ich verspreche dir, daß ich für den Rest meines Lebens nie wieder schlecht über dich oder deine Brüder sprechen werde, wenn du mir jetzt hilfst!« Deutlich hörte Melikae schon jetzt das Rauschen der Meeresdünung unter sich.

»Ich verstehe, wenn du zornig auf mich bist. Ich werde tun, was immer ihr wollt, doch bitte, Teppichdschinn, hilf mir, diesen Mann zu retten. Er ist unschuldig. Er hätte sein Leben gegeben, um mich von der Insel zu bringen, auf der ich gefangengehalten werde. Er ist so edelmütig ... Er hat den Tod nicht verdient!«

Der Sturz des Teppichs verlangsamte sich, und einen Schritt über dem Wasser stand er schließlich still »Danke«, murmelte Melikae, aus tiefstem Herzen erleichtert. Dann streifte sie die Jacke des Magiers ab, um die Verbrennung am Arm zu untersuchen. Die Hitze war so groß gewesen, daß sich das glühende Metall durch Nachuds Hemd gebrannt und sogar das Futter der Jacke versengt hatte.

Melikae riß sich Stoffstreifen von den Gewändern ab, trankte sie im Meerwasser und legte sie auf den schlangenförmigen Armreif. Doch so oft sie dies auch wiederholte, die magische Glut des Schmuckstücks

mochte einfach nicht erlöschen. Sie mußten zur Insel zurück. Nachud hatte gesagt, der Zauber wirke nur, wenn er sich ohne Abu Dschennas Erlaubnis von dort entferne. Vielleicht ließe die Hitze nach, wenn sie zurückkehrten?

Mit leidenschaftlichen Worten flehte die Tänzerin den Dschinn im Teppich an, sie zu ihrem Gefängnis zurückzubringen, und das Elementarwesen erbarmte sich ihrer.

Nachud erwachte mit einem Schrei, als Melikae ihm starken Wein auf seine Wunde träufelte. Die Sharisad hatte einmal gehört, daß dieser vor Wundbrand schützen sollte.

»Wo bin ich?« Der junge Magier blickte sich erstaunt um.

»In meinem Zimmer, im Turm des Palastes. Der Dschinn des Teppichs hat mir geholfen, dich hierherzubringen.«

»Aber ...« Errötend blickte Nachud an sich hinab und zog sofort die Decke über seine Blöße. »Was ist geschehen? Liege ich in deinem Bett?«

»Deine Kleider waren naß vom Schweiß, und du hattest Schüttelfrost. Du konntest sie nicht anbehalten.«

»Und dein Ruf? Was ist, wenn Abu Dsch...« Melikae legte ihm zart die Hand über die Lippen. »Sprich jetzt nicht von deinem ruchlosen Meister. Du hättest letzte Nacht dein eigenes Leben hingegeben, um mich nach Unau zu bringen. Du warst bereit, alles hinter

dir zu lassen, was bislang dein Leben ausgemacht hat, und wußtest, daß ich dich nicht einmal liebe. Ich werde jetzt für dich tanzen. Ich vermag deine Wunde zwar nicht völlig zu heilen, doch wirst du dich nach meinem Tanz besser fühlen. Nur die Brandnarben an deinem Arm werden dir ein Leben lang bleiben. Doch ich liebe sie: Wann immer ich sie sehe, werden sie mich an deine Selbstlosigkeit erinnern.«

»Soll das heißen, du ...«

Melikae schüttelte lächelnd den Kopf. »Du wirst sehen, was das heißt.« Dann trat sie vom Schlaflager zurück und ließ langsam die Hüften kreisen.

Als Omar Unau erreichte, war die Stadt bereits durch die vereinigten Wüstenstämme erobert worden, und es war zum Streit darüber gekommen, was weiterhin zu tun sei. Ein kleiner Teil der Truppen hatte sich sogar vom Heer getrennt. Für diese Kämpfer war der Krieg damit beendet, daß man die Ungläubigen bis zum Szinto zurückgeschlagen hatte. An einem Waffengang in den Niederungen des Flußtals oder einer Schlacht um die heruntergekommene Hafenstadt Selen fanden sie keinen Reiz. Das gleiche galt für den Kalifen. Jikhbar ibn Tamrikat hatte, bevor Omar den Palast verließ, mehr als deutlich durchblicken lassen, daß der Herrscher nicht wünschte, den Kampf mit gleichem Aufwand fortzusetzen wie bisher. Er wollte vielmehr seine Kräfte dazu einsetzen, das Kalifat in seiner Gesamtheit besser zu bewachen und seine Macht auszubauen. Schon hatte er damit begonnen,

das Gefüge der Hofverwaltung gründlich zu erneuern. Das Amt des Großwesirs war abgeschafft, alle Höflinge, die dem alten Kalifen zu nahe gestanden hatten, waren in die Verbannung geschickt worden, und angeblich hatte er sogar eine Gruppe Meuchler beauftragt, Nedime aufzuspüren, die Tochter des toten Kalifen. Vor mehr als zehn Jahren war die Prinzessin unter seltsamen Umständen an einen Ungläubigen verheiratet worden, und seither wußte niemand mehr, wo sie lebte. Nedime und ihre Nachkommen standen in der Thronfolge noch vor Malkillah III., eine Unsicherheit, die der neue Herrscher – natürlich nur im Hinblick auf einen starken Staat – gern beseitigen wollte.

Dreimal hatte Omar sein Schwert für die Ehre des Kalifen gezogen, seit er sich erneut der Armee angeschlossen hatte. Dreimal hatte er gesiegt. Die Köpfe der Verräter waren von reitenden Boten nach Mherwed gebracht worden. Niemand wagte es danach mehr, das Wort gegen den Herrscher zu erheben, doch dafür hatte der Berti Novad eines Nachts von einer ungewöhnlich großen Anzahl von Skorpionen *Besuch* bekommen. Allein durch Glück überlebte er den Anschlag. Ein zweites Mal, im Szinto-Tal, wurde Omar nur knapp von einem Pfeil verfehlt, den ein verborgener Schütze abgefeuert hatte. Als er schließlich auch noch den Angriff einer vermeintlichen Räuberbande überlebte, die ihn, von der Armee getrennt, an einer Wasserstelle überraschte, wurde sein Ruf zur Legende. Raschid behauptete, die Männer flüsterten

an den Lagerfeuern, er sei unüberwindlich.

Die Wortführer in der Armee waren eine Gruppe fanatischer Kasimiten, die von verschiedenen Mawdliyat unterstützt wurden. Sie predigten, den Feind nicht nur für immer aus dem Land der Ersten Sonne zu vertreiben, sondern ihm danach auch weiter zu folgen, um das Übel bei der Wurzel zu packen und den ganzen Süden von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreien. Sie träumten davon, die Krieger durch die Dschungel und Sümpfe nach Süden zu führen. Jedem, der sich an diesem heiligen Krieg beteiligte, versprachen sie einen Platz in Rastullahs Paradiesen sowie mehr Gold, als ein Mann zu tragen vermochte, wenn Al'Anfa erst einmal erobert sei.

Zwei Gottesnamen nach dem Fall von Unau befreite die marodierende Armee Malkillahbad, doch war dies ein Erfolg, der nachträglich einen hohen Preis kosten sollte. Hunderte betrachteten den Krieg nun als beendet. Am Ort der größten Niederlage des Kalifats war ein ruhmreicher Sieg errungen worden. Der Triumph schien ihnen vollkommen! Mit einer Schlacht bei Malkillahbad wurde der Feldzug der Al'Anfaner eröffnet, und so sollte er nach dem Verständnis der meisten Hirtenkrieger und Nomaden auch enden. Die Rechnung mit den Ungläubigen war beglichen. So jedenfalls redeten die Männer. Einen anderen Grund allerdings wagten nur wenige offen auszusprechen. Den meisten Wüstenkriegern war das Land unheimlich, in das sie zu reiten hatten, um die Ungläubigen noch bis zur Mündung des Szinto nach

Selem zu verfolgen. Schon bei Malkillahbad waren die Ufer des Flusses von dichten Schilfgürteln begrenzt, die zum Teil bis zu einer halben Meile breit waren. Rechts und links des Stromes lagen überflutete Reisfelder, zwischen denen nur schmale Pfade hindurchführten. Wolken von blutgierigen Moskitos tanzten über der Flußebene und quälten Roß wie Reiter. Auch die schwüle Hitze des Flußtals setzte den Männern zu. Der größte Teil der Armee bestand aus Nomaden, die in der Wüste lebten. Dieses Land hier, fast überall von Wasser umgeben, verunsicherte sie zutiefst. Selbst die Worte der Mawdliyat vermochten sie nicht bei der Truppe zu halten.

Andere wiederum trennten sich mit ganzen Sippen von der Heereskolonne, um in den reichen Dörfern entlang des Flusses auf Beutefang zu gehen. Immer wieder kam es auch zu Kämpfen mit den Söldnern Al'Anfas. Das schwierige und unübersichtliche Gelände brachte die Novadis um ihre beiden wichtigsten Vorteile gegenüber den Ungläubigen. Sie konnten weder ihre überlegenen Truppenmassen voll entfalten, noch nutzte es ihnen, daß die gesamte Armee beritten war. Die siebzig Meilen, die das Heer den Fluß entlangzog, kosteten mehr Krieger als die Schlacht bei Tarfui. Jeden Morgen wurde das Lager kleiner, und immer mehr Männer packten ihre Sachen, um in die Wüste zurückzukehren.

So waren schließlich nur noch tausend Mann übrig, als die Armee das Städtchen Abszint erreichte, fünfzig Meilen nördlich von Selem, der letzten Bastion

der Feinde. Fünf Tage lang stritten dort die Anführer, auf welche Weise man Selem angreifen sollte. Nicht einmal, als sie Kunde davon erhielten, daß in der Hafenstadt Aufstände tobten und ein ganzes Viertel in Flammen stand, konnten sie sich zu einem gemeinsamen Vorgehen zusammentun. Ohne Mustafa an ihrer Spitze, der die Stämme der Wüste vereinigt hatte, war die Armee uneins wie ein Bienenvolk, das seine Shanja verloren hatte.

Einen Tag bevor die Truppen Abszint erreichten, ereignete sich ein seltsamer Zwischenfall. Von Westen her näherte sich aus dem Hügelland ein einzelner Reiter den Rechtgläubigen. Sein Gesicht glänzte wie das Licht des Himmels. Mit tönender Stimme schleuderte er den Tapferen Beleidigungen entgegen und forderte Omar auf, sich ihm im Zweikampf zu stellen.

Doch der Beni Novad verweigerte ihm das Gefecht. Das Wort des Mawdli von Mherwed gestattete ihm zwar, jeden zu befehlen, der den Ruhm des Kalifen in Abrede stellte, doch war Omar selbst noch immer an seinen Schwur gebunden, nicht allein für seine Sache ein Duell zu wagen.

Schließlich scherte ein Trupp Kasimiten aus dem Heereszug aus und verfolgte den unheimlichen Fremden in die Hügel. Doch keiner von ihnen kehrte zurück.

Am nächsten Nachmittag, als das Heer in Abszint Quartier bezog, tauchte der Reiter erneut auf. Hundert Schritt vor der kleinen Stadt warf der Krieger die ab-

geschlagenen Köpfe seiner Verfolger in den Staub. Dann kam er noch näher – und nun wurde offenbar, was bislang keiner hatte glauben wollen. Es war kein Jüngling, der die Rechtgläubigen mit heller Stimme schmähte. Die Wölbung der Brust konnte keinen Zweifel daran lassen, daß dort eine Frau gekommen war, um die Streiter Rastullahs zu beleidigen. So nahe kam sie, daß zu erkennen war, daß das strahlende Licht, welches ihr Gesicht umgab, nicht von einem polierten Helm herrührte, sondern von einer silbernen Maske. Wieder fand sie beißende Worte für Omar, den sie den zahnlosen Kettenhund des Kalifen schimpfte, der in zwei Nächten nicht in der Lage gewesen sei, sie zu nehmen. Ein weiteres Mal preschte eine Schar Reiter heran, um sie zu verfolgen, und wieder floh die Fremde in die Hügel. Auch diesmal kehrte keiner der Männer zurück.

Unter den Kriegern in der eroberten Stadt erhoben sich zahlreiche Stimmen, die Omar einen Feigling schalten, der es nicht wage, seine Ehre gegen eine Frau zu verteidigen. Doch der Beni Novad verschloß die Ohren vor dem Spott und dem Zorn der Krieger.

Am nächsten Tag kehrte die Reiterin zur Mittagsstunde zurück. Wieder warf sie die Köpfe ihrer Verfolger in den Staub. Diesmal wagte es keiner mehr, ihr nachzusetzen. Von der Stadt aus mußten sie mit ansehen, wie die Häupter ihrer Kameraden zum Fraß von wilden Hunden wurden, und wieder wetzte die Reiterin ihre scharfe Zunge an Omars Namen.

Auch Raschid war Zeuge ihrer Untaten gewor-

den, und mit einem Herzen voller Zorn eilte der Beni Schebt zu der Hütte, in der er gemeinsam mit seinem Freund Quartier bezogen hatte. Dort fand er Omar ungerüstet im Schatten sitzend, einen langen Pfeifenstiel zwischen den Lippen.

»Sie ist wieder zurückgekehrt und reitet vor der Stadt auf und ab, diese Viper. Du solltest hören, mit welcher tolldreisten Lügen sie deinen Ruhm besudelt!«

Der Beni Novad nahm seine Pfeife beiseite und blies kleine blaugraue Rauchkringel in die Luft. »Ich weiß«, antwortete er gelassen.

»Wie kannst du so ruhig dasitzen? Ich habe dich in den letzten Gottesnamen Männer töten sehen, die noch in Tarfui an deiner Seite kämpften! Ihr einziges Verbrechen war es, lauthals zu fragen, welcher Kalif das sei, der in Mherwed weile, statt seine Armee ins Feld zu führen und auch die letzten Städte seines Landes aus der Hand der Ungläubigen zu befreien. Bei diesen Duellen hattest du keine Bedenken! Wie kannst du jetzt die Klinge in der Scheide ruhen lassen, obwohl dein Ruhm aufs niederträchtigste geschmährt wird?«

Omar schüttelte nachdenklich den Kopf und drückte mit einem metallenen Knopf die Glut im Pfeifenkopf aus. »Das Kämpfen mit dem Schwert habe ich dich in der Zeit, da wir zusammen geritten sind, wohl lehren können, Raschid, doch hast du immer noch nicht die Gabe erlangt, hinter die Dinge zu sehen. Dreißig Krieger sind jetzt schon ausgeritten, um dieses Dämonenweib zu besiegen. Sie alle hat ihr

Stolz das Leben gekostet. Wie kann das möglich sein? Kein Schwertkämpfer unter Rastullahs Sonne kann es mit mehr als vier Gegnern gleichzeitig aufnehmen. Hast du schon vergessen, gegen wen wir hier kämpfen?«

»Gegen die Ungläubigen natürlich!« schnaubte Raschid verächtlich. »Unaufrichtiges, feiges Pack. Männer und Frauen, die ihre Schwerter und ihr Leben für Gold verkaufen, statt für etwas zu kämpfen, von dem sie überzeugt sind.«

»Und doch vermochten sie uns in den letzten Gottesnamen immer härter zuzusetzen. Wenn wir nicht schon bald einen großen Sieg erringen, dann wird diese Armee vergehen wie Wasser im Wüstensand. Du weißt, daß dies auch der Wunsch des Kalifen ist. Er will keine marodierenden Soldaten, die seine Befehle nicht befolgen. Malkillah würde es begrüßen, wenn dieses Heer nicht mehr bestünde. Man sagt, ein schwarz gerüsteter Prinz, der sein Leben dem Rabengötzen geweiht hat, führt nun die Armee der Feinde. Noch nie soll er im Feld besiegt worden sein. Du siehst, welchen Schaden er unter den Unseren angerichtet hat. Ich bin überzeugt, daß auch die Reiterin mit der silbernen Maske zu ihm gehört. Ihre einzige Aufgabe ist es vermutlich, die Ungestümen vom Heer fort in eine vorbereitete Falle zu locken, wo ein Trupp gut versteckter Bogenschützen sie erwartet. Auf diese Art werde ich nicht sterben! Der Krieg dauert nicht mehr lange, und sobald ich den Auftrag des Kalifen erfüllt habe, werde ich meine Suche nach

Melikae wieder aufnehmen.«

»Was nutzt dir dein Leben, wenn dein Namen in Schande genannt wird? Was ist nur an jenem Morgen, da der Kalif dich zu sich rief, mit dir geschehen? Seitdem erscheinst du mir kalt wie Stahl. Ist dein Herz zu Stein geworden? Wenn du glaubst, man würde dich in eine Falle locken, warum folgst du der Reiterin dann nicht bei Nacht, wenn sie und ihre Kumpane sich in Sicherheit wiegen?«

»Um dann Rache an ihr zu nehmen? Nein, mein Freund, dies ist nicht der Weg, den ich beschreiten will. Du weißt um meinen Schwur. Ich werde mich nicht vor dem Angesicht des einzigen Gottes versündigen. Bei seinem Namen habe ich meinen Eid abgelegt.«

Raschid verzog das Gesicht und trat so wütend gegen einen Stein, daß dieser fast zwanzig Schritt weit über die staubige Straße hüpfte. »Es würde doch schon genügen, wenn du einen Trupp Reiter zusammenstelltest, um auf diese Söldner Jagd zu machen. Wenn wir sie aufspüren, könntest du sie getrost den anderen überlassen. Dann hättest du deinen Schwur nicht verletzt.«

»Du glaubst, so könnte ich meinen Ruf wiederherstellen?« Omar lachte. »Wenn sie nicht von meiner Hand stirbt, dann wird es heißen, ich sei zu feige gewesen, mich ihr zu stellen. Dasselbe wirft man mir auch vor, wenn ich hierbleibe. Warum also sollte ich eine so unnötige Mühe auf mich nehmen? Und noch etwas übersiehst du. Der Kalif will nicht, daß

diese Armee weiter besteht. Ein Erfolg wäre gut für ihre Moral. So stelle ich mich sogar gegen meinen Herrscher, wenn ich dieser Reiterin folge.«

Raschid riß sich das Hattah vom Kopf und raufte sich die Haare. »Es ist zum Verzweifeln mit dir! Seitdem du dein Schwert zur Seite gelegt hast, übst du dich in der Kunst des Wortgeplänkels. Wenn ich dich nicht schon lange kennen würde, dann würde auch ich denen glauben, die behaupten, daß dir der al'anfanische Speer bei Tarfui allen Schneid abgekauft hat. Daß meine Worte nicht mehr zu deinem Herzen vorzudringen vermögen, stürzt mich in tiefe Sorge. Ich werde nun zum Troß gehen und uns dort Brot und Wein für den Abend besorgen, denn die Kälte, mit der du dich umgibst, vermag ich nicht länger zu ertragen.«

Omar sah seinem Freund nach, während dieser die lange Straße zwischen den schmucklosen Lehmhäusern entlangging, um schließlich in einer Seitengasse zu verschwinden. Voller Bitterkeit mußte er sich eingestehen, daß Raschid mit vielen seiner Vorwürfe im Recht war. Die Männer, die er im Schwertkampf für den Kalifen getötet hatte, waren keine wirklichen Gegner für ihn gewesen. Diese Kämpfe konnte man kaum noch Duelle nennen, es waren vielmehr Hinrichtungen gewesen.

Der Beni Novad lehnte sich gegen die Häuserwand und dachte an jenen Tag zurück, als er nach seiner Verletzung in Tarfui zum ersten Mal die Gewißheit hatte, auch diesmal nicht zu sterben. Damals begriff

er, daß es nicht sein Schicksal sein konnte, in diesem Krieg unterzugehen. Er sollte leben und Melikae wiederfinden! Zärtlich strich seine Hand über die kleine silberne Schatulle, die er wie ein Amulett am Hals trug. In ihr ruhte noch immer die Rose, die seine Sharisad ihm zum Abschied geschenkt hatte.

Gedankenverloren öffnete der Novadi den Deckel der Schatulle und nahm die Rose heraus. Sogar ihren Duft hatte sie behalten. Omar faltete den kleinen Pergamentbogen auseinander, den Melikae ihm zum Abschied mit ins Boot gelegt hatte. Krieg führen, das habe ich in diesem Jahr seit der Trennung gelernt, dachte er bitter. Lesen konnte er noch immer nicht. Doch er brauchte es auch nicht zu lernen. Längst kannte er die Worte auswendig, die dort niedergeschrieben waren. Sein Schweiß und seine Tränen hatten die Schrift verwischt, Zeit und Sonnenglut die Buchstaben verblassen lassen, doch unauslöschlich war Melikaes Abschiedsbotschaft in seine Seele eingebrannt. Aus dem Kopf konnte er jene Worte aufsagen, die die Schriftzeichen dem Unwissenden verhüllten. *»So wie der heiße Wind der Wüste die Blüte der Rose verdorren läßt, so ist meine Liebe zu Dir dahingewelkt.«*

Omar strich zärtlich über die Blütenblätter, denen ein ganzes Jahr im Wüstensand nichts hatte anhaben können. Melikae hatte ihn nicht verbannen wollen. Ihre Botschaft war ein Hilferuf! Er würde ihm folgen, und sie würden wieder vereint sein. Kein Meer konnte weit genug sein, um ihn auf Dauer von ihr zu trennen!

Als Omar erwachte, war sein Kopf noch schwer vom Wein. Raschid hatte am Abend zuvor außer Brot auch noch ein ansehnliches Stück Hammelbraten mitgebracht – und einen vollen Krug süßen Heidenweins. Unschlüssig, ob er nun aufstehen oder noch liegenbleiben sollte, streckte Omar die Glieder. Die Sonne stand draußen schon hoch am Himmel. Es mußte bald Mittag sein.

Der Novadi blickte auf Raschids Lager. Die Schilfmatte war leer, die Decken unberührt. Offenbar hatte sein Freund woanders vergnüglichere Unterhaltung für die Nacht gefunden. Omar schmunzelte. Raschid war wahrlich begabt, die Herzen von Frauen zu gewinnen, doch lange hielt es ihn bei keiner.

Der Novadi streifte die Decke über die Schulter und wollte sich gerade noch einmal umdrehen, um ein wenig zu dösen, als sein Blick auf den Stuhl fiel, auf dem er seine Rüstung abgelegt hatte. Er war leer!

Mit einem Fluch auf den Lippen sprang er auf. Dieser Wahnsinnige! Raschid mußte ihm etwas in den Wein geschüttet haben! Hastig streifte Omar sich ein langes Hemd über und rannte in den Stall neben dem Haus. Auch sein Rappe war verschwunden! Der Beni Schebt war in seine Rolle geschlüpft! Was in Rastullahs Namen hatte er sich dabei gedacht? Diese Meuchler würden ihn umbringen.

Unschlüssig, was zu tun sei, kehrte Omar zunächst in das kleine Haus zurück und kleidete sich dort an. Raschid hatte ihm Schwert, Helm, Rüstung und Schild gestohlen. Der Beni Schebt und er wa-

ren fast gleich groß und auch von ähnlicher Statur. So lange Raschid das Kettengeflecht unter dem Nasenschutz des Helmes eingehakt ließ, so daß fast nur seine Augen zu sehen waren, würde niemand die Täuschung erkennen. Auch war er ein hervorragender Schwertkämpfer: manchmal etwas unbeherrscht, doch zweifellos von überdurchschnittlichem Geschick. Wenn er nicht aus einem Hinterhalt von Bogenschützen niedergestreckt würde, waren seine Aussichten sicher gut, den Kampf gegen dieses Weib mit der silbernen Maske zu gewinnen.

Fertig angekleidet machte sich Omar auf den Weg zum Stadtrand. Im hellen Tageslicht konnte er nichts weiter tun als abzuwarten, ob Raschid zurückkehrte. Die Stadt wurde bestimmt von den Al'Anfanern beobachtet. Wenn er jetzt aufbräche, käme er gewiß nicht weit. Sollte sein Freund bis zum Einbruch der Dunkelheit nicht zurückgekehrt sein, dann würde er Abszint in aller Heimlichkeit verlassen. Bei Nacht bestand wenigstens eine geringe Aussicht, unbemerkt bis zum Lager der Frau mit der silbernen Maske vorzudringen. Dann würde er sehen, ob Raschid noch lebte oder was die Heiden ihm angetan hatten. Doch ganz gleich, was auch geschehen sein mochte, dieses Weibsstück würde er es büßen lassen. Omar ballte wütend die Fäuste. Auch wenn dies bedeutete, daß er den Schwur gegen Rastullah brach. Er war nur ein Mensch, und er würde niemals hinnehmen, daß irgendeine dahergelaufene Söldnerin seinen besten Freund für ihre Pläne mißbrauchte oder ihn gar ...

Nein! Diesen Gedanken wollte er nicht bis zu Ende denken.

Auf der Straße starrten ihm einige Krieger verwundert nach. Er sah auch, wie die Männer die Köpfe zusammensteckten und tuschelten, wenn er vorbeiging. Schließlich wagte es jemand, ihn offen anzusprechen. »Wann seid ihr ins Lager zurückgekommen, Agha?« Die Soldaten nannten ihn Agha, weil er ein Mann des Kalifen war und weil sie gehört hatten, daß er in Mherwed ausgezeichnet worden war. Daß er keineswegs einen Offiziersrang in der Armee Malkillahs bekleidete, wollte nicht in ihre Dickschädel hinein.

»Würde es dich wundern zu hören, daß ich einen Dschinn habe, der mich durch die Lüfte trägt, nachdem doch schon allgemein bekannt ist, daß keine Waffe mich zu töten vermag«, entgegnete Omar gereizt.

Der Soldat blickte ihn verwirrt an. Es war ein kleiner Kerl, etwas untersetzt. Er erinnerte den Beni Novad an Ammad. »Das war nur ein Scherz!« fügte Omar in versöhnlicherem Tonfall hinzu. »Wann habe ich eigentlich das Lager verlassen? Ich fürchte, ich habe diese Nacht etwas mehr Wein getrunken, als mir gutgetan hat. Ich kann mich an nichts mehr erinnern.«

Der Krieger lächelte breit und nickte verständnisvoll. »Das kenne ich. Ich habe Euch zwar nicht selbst gesehen, Agha, aber nach allem, was ich gehört habe, müßt Ihr zwei Stunden vor Sonnenaufgang durch die ganze Stadt geritten sein und in heiligem Zorn

geschworen haben, daß Ihr dieses rastullahverfluchte Silbergesicht bis Sonnenuntergang erlegen werdet. Jedem, dem Ihr begegnet seid, habt Ihr das jedenfalls zugerufen, und der Lärm, den Ihr gemacht habt, hat viele Männer aus dem Schlaf gerissen.«

Omar räusperte sich ein wenig verlegen. »So! Nun, wie du siehst, bin ich etwas verschwiegener zurückgekehrt. Ich wäre dir dankbar, wenn du nicht jedem erzählen würdest, was ich dir anvertraut habe. Es sollte unser beider Geheimnis bleiben, daß auch ich gelegentlich mal ... zuviel trinke.« Die letzten Worte hatte der Novadi halb drohend ausgesprochen und dabei einen finsternen Blick aufgesetzt. Sein Gegenüber fühlte sich sichtlich unwohl. Wahrscheinlich hatte er Angst, das nächste Opfer bei einem der berühmigten Duelle zu werden. Eilig beteuerte er, daß ihm niemals auch nur die kleinste Andeutung des gemeinsamen Geheimnisses über die Lippen kommen werde. Dann machte sich der Mann mit fliegendem Schritt aus dem Staub.

Omar ging zum Westrand der Stadt und stieg dort auf ein Flachdach, von dem aus er bis zu den Hügeln sehen konnte. Die Sonne hatte den Zenit bereits überschritten, und noch immer war die Reiterin mit der Silbermaske nicht erschienen, um erneut einen Kopf zu bringen. Vielleicht hatte Raschid Glück gehabt ...

Omar hockte sich an den Rand des Daches und stopfte sich eine Pfeife. Das Rauchen hatte er sich während der vielen Gottesnamen im Palast von

Mherwed angewöhnt. Der Tabakgenuß beruhigte ihn und war eine Möglichkeit, sich die Zeit zu vertreiben, während seine Augen starr auf den Horizont gerichtet blieben.

Mehr als eine Stunde hatte er grübelnd auf dem Dach gesessen, als er in der Ferne zwischen den Hügeln einen dunklen Fleck erspähte. Ein Reiter näherte sich der Stadt. Der Mann trug ein schwarzes Gewand und ritt einen Rappen. Sollte es Raschid sein? Hatte er es geschafft? Vielleicht hatte er die Al'Anfaner auch nicht gefunden? Wenn er jetzt nur auf dem letzten Stück nicht noch von einem versteckten Bogenschützen erwischt wurde!

Ungeduldig kletterte Omar vom Hausdach hinunter und lief dem Reiter durch die überfluteten Reisfelder entgegen, die die Stadt wie ein See umgaben. Fast kniehoch erhoben sich die zarten hellgrünen Pflanzen aus dem schlammigen Wasser. Zwischen den Feldern folgte Omar einem pfützendurchsetzten Weg. Jetzt, als er näher kam, fiel ihm auf, wie seltsam steif der Reiter sich im Sattel hielt. Ganz so, als sei er verletzt und könne sich nur noch mit Mühe aufrechterhalten. Der Novadi lief schneller.

Das Gesicht des Mannes auf dem Pferd war mit einem Tuch verhüllt. Omar erkannte jetzt mit Gewißheit seinen Hengst, doch sollte es tatsächlich Raschid sein, der dort im Sattel saß? Der Kopf des Mannes pendelte bei jeder Bewegung des Pferdes auf beunruhigende Art hin und her. Der Reiter trug we-

der den Helm noch die Rüstung, die Raschid in der Nacht an sich genommen hatte. Was war geschehen?

Nur zwanzig Schritt trennten ihn noch von dem Pferd. Jetzt erst erkannte er den langen schwarzen Pfeil, der aus der Brust des Reiters ragte. Mit einem gellenden Schrei auf den Lippen sprang Omar über die letzten Pfützen hinweg und griff nach den Zügeln des scheuenden Pferdes. Die Al'Anfaner hatten dem Toten ein Hattah um den Kopf gewickelt, das das Gesicht verbarg. Zwei Holzstangen, die hinten am Sattel befestigt waren, hatten den Leichnam aufrecht auf dem Pferd gehalten. Die erstarrten Hände waren am Sattelhorn festgebunden. Lose hatte man die Zügel darum gewickelt. Als Omar die ledernen Riemen durchtrennte, sank ihm der Tote in die Arme. Vorsichtig bettete er ihn vor sich auf den Boden. Der Reiter trug Raschids Stiefel und auch dessen Hose, doch mochte Omar noch immer nicht glauben, daß es sein Freund war, den die Ungläubigen ermordet hatten. Zögernd griff der Novadi nach einem Zipfel des Hattah und riß das Tuch mit einem Ruck zur Seite. Einen Atemzug lang hörte sein Herz auf zu schlagen. Es war Raschid! Sein Gesicht war voller Blut und von Schnitten entstellt, doch es konnte keinen Zweifel geben. Das wallende, an den Schläfen schon leicht ergraute Haar, die dunklen Augen, die selbst im Tod noch stolz zu strahlen schienen, die vollen Lippen, die ihn so oft einen Narren gescholten hatten ...

Omar wollte seine Wut und seinen Schmerz zum Himmel schreien, doch er brachte keinen Laut hervor.

Stumm starrte er in das blasse Gesicht des Gefährten. Warum hatte er letzte Nacht nur soviel getrunken? Er hätte ahnen müssen, was Raschid plante, daß er es nämlich nicht länger ertrug, wie die fremde Reiterin ihn, seinen Freund, verspottete. »Raschid ben Karim, Scheich der Beni Schebt, wo auch immer du jetzt sein magst, richte dein Auge auf mich!«

Omar griff nach dem Pfeil, der aus der Brust des Toten ragte, und riß ihn heraus. Um den Schaft war ein Blatt Pergament gewickelt, das mit drei kleinen Lederriemchen befestigt war. Der Novadi löste die Riemchen nicht, sondern zog sich die scharfgeschliffene Spitze des Pfeils über den Handrücken, so daß eine tiefe blutige Schramme zurückblieb.

»Bei meinem Blut schwöre ich dir: Wer immer dir dies angetan hat, wird meinem Schwert nicht entgehen. Was ist mein Eid auf den Namen Rastullahs noch wert, wenn der Einzige mir jeden meiner Freunde nimmt? Alle, die mit mir geritten sind, hat das Schicksal ereilt. Nur ich blieb zurück, so als wolltest du dich an meinem Unglück weiden, ungerechter Gott! Doch diesmal werde ich nicht mehr demütig den Nacken vor dir beugen. Ich kündige dir meine Treue auf, grausamer Weltenschöpfer. Nie wieder will ich deinen Namen mit Achtung nennen, noch deine Gebote achten, die du den Menschen aufgezwungen hast!«

Jetzt erst löste Omar die Botschaft, die um den Pfeil gewickelt war. Flüchtig überflog er die Zeilen auf dem blutbesudelten Pergament. Die Nachricht

war in den geheiligten Glyphen von Unau abgefaßt, mehr konnte Omar nicht erkennen. Er rollte das Pergament zusammen und steckte es sich hinter den Gürtel. Schon wollte er den Pfeil achtlos zur Seite werfen, als sein Blick auf den merkwürdig geformten Schaft fiel. Er war aus schwarzem Holz, so wie man es nur in den Dschungeln des Südens fand. Eine Schnitzarbeit schmückte ihn – eine Schlange, die sich in Spiralen um das Holz wand.

Fassungslos starrte der Novadi auf das Geschoß. Immer wieder tastete er mit den Fingern über die Schnitzerei, um sich zu vergewissern, daß er keiner Täuschung erlegen war. Ein solcher Pfeil hatte Gwenselah verletzt, als sie beide aus Unau geflohen waren, und in Al'Anfa schließlich war sein Gefährte durch einen Schlangenhornpfeil getötet worden. Doch hatte sein Lehrmeister nicht die Bogenschützin durch einen Zauber in eine lebende Fackel verwandelt? War es die Hand Borons, die nach ihm griff? Hatte der General in Selem die Meuchler zu Hilfe gerufen, um ihm in seinem Krieg zur Seite zu stehen?

Der Novadi bückte sich nach Raschid und nahm ihn auf die Arme. Wer auch immer seinen Freund ermordet hatte, in dieser Nacht sollte ihm noch Frieden beschert sein. Heute würde Omar seinen toten Gefährten waschen und salben, um dann bis zum Morgen an seiner Seite zu wachen. Doch im ersten Tageslicht wollte Omar aufbrechen, um seinen Blutschwur zu erfüllen. Der Mörder Raschids sollte seine Schandtat nicht lange überleben!

Wenn du es wagst, dich deinem Schicksal zu stellen, dann reite auf dem Weg, auf dem der Tote zu dir gekommen ist, drei Meilen nach Westen. Dort siehst du einen Hügel, auf dem drei Bäume mit weitausladenden Ästen wachsen. Hinter dem Hügel erwarte ich dich, Omar.

Der Mawdli Nayhaddan hatte Omar den Brief so oft vorlesen müssen, bis der Beni Novad ihn auswendig kannte. Mit Sonnenaufgang hatte Omar von Raschid Abschied genommen. Erst als er seinen toten Freund am Abend wusch, zeigte sich, auf welch grausame Art man den Beni Schebt ermordet hatte. Sein Körper war bedeckt mit kleinen Schnitten. Nicht eine der Wunden war tief genug gewesen, als daß sie Raschid hätte gefährlich werden können. Es war die Masse der Verletzungen, die ihn getötet hatte. Er mußte langsam verblutet sein. Die Meuchlerin hatte seinen Tod wie ein Fest zelebriert. Wann sie wohl bemerkte, daß sie nicht den Richtigen getötet hatte? Erst als sie Raschid den Helm abnahm? Doch welche Rolle spielte das? Sie würde dafür büßen!

Mit verhängtem Zügel folgte Omar dem Weg, der in die Hügel führte. Die Sonne hatte inzwischen ihren Schild zwei Fingerbreit über den Horizont erhoben. Mißtrauisch beobachtete der Novadi Büsche und Felsblöcke am Wegesrand. Er war sich zwar fast sicher, daß die Meuchlerin ihn zum Zweikampf fordern wollte, doch wer wußte schon mit letzter Gewißheit, was im Kopf einer Heidin vor sich ging?

Vor ihm erhob sich ein flacher Hügel, der der

Beschreibung aus der Botschaft entsprach. Auf seinem langgezogenen Rücken standen drei vereinzelte Bäume. Die Flanken waren mit hohem Gras und Gebüsch bedeckt. Mit einer leichten Zügelbewegung lenkte Omar seinen Rappen von der Straße und ließ ihn den Hügel erklimmen.

Er war auf halbem Wege, als zwischen den Bäumen zwei Gestalten mit langen Kriegsbögen auftauchten. Er hätte es wissen müssen! Den Heiden konnte man nicht vertrauen! Einen Herzschlag lang überlegte er, ob er sein Pferd wenden und zur Stadt zurückgaloppieren sollte. Doch würde er den Pfeilen entgehen? Überall im hohen Gras konnten weitere Bogenschützen verborgen sein. Omar richtete sich kerzengerade im Sattel auf. Er war ein Krieger, und er lief nicht davon. Mit gleichbleibender Geschwindigkeit ritt er den Hügel hinan.

Ein ganzer Trupp schwarzgewappneter Söldner hatte sich inzwischen im Schatten der Bäume eingefunden. Omar selbst hatte auf jegliche Rüstung verzichtet. Er hätte Raschids Helm und Kettenhemd anlegen können, doch bei dem Gedanken daran, in der Rüstung eines Toten in den Kampf zu reiten, hatten sich ihm die Haare gesträubt. Jede Geste, mit der man sich dem Reich der Toten annäherte, machte einen Eindruck von Selbstaufgabe! Und er – er wollte diesen Kampf gewinnen! Omar trug ein Hattah und hatte es so gewickelt, daß sein Gesicht hinter einem Schleier verborgen blieb. Dazu hatte er schwarze Gewänder angelegt, die so geschnitten wa-

ren, daß sie ihn im Kampf nicht behindern würden. Seine Waffe war der Khunchomer, den Raschid einst besessen hatte. Der Beni Schebt hatte das Schwert im Pferdestall zurückgelassen, als er zum letzten Mal gegen den Feind geritten war. Omar hatte die Klinge von dem Mawdli segnen lassen, der ihm auch den Brief vorgelesen hatte. In den Augen des Kriegers war dies allerdings keine Geste für Rastullah gewesen.

Omar wollte nur sicher sein, daß ihm die Waffe kein Unglück brächte. Natürlich war der Khunchomer nicht mit dem Tuzakmesser zu vergleichen, das Gwenselah ihm geschenkt hatte, doch war der Säbel aus einem guten Stahl geschmiedet und hervorragend ausgewogen. Für eine Meuchlerin würde er genügen!

Als Omar den Hügel erreichte, hatte sich dort bereits ein ansehnlicher Trupp Söldner versammelt. Unter ihnen stand die Frau mit der silbernen Maske. Sie war mittelgroß und schlank. Langes schwarzes Haar fiel ihr bis weit auf den Rücken hinab. Sie trug eine enganliegende schwarze Tunika, Hosen aus dunklem Leder und Stiefel, die bis zur halben Wade hinaufreichten. Trotz der schwülen Hitze hatte sie einen Seidenschal um den Hals geschlungen und schwarze Stulpenhandschuhe über die Hände gestreift. Im Gürtel der Meuchlerin steckte Gwenselahs Tuzakmesser.

»Bist du es, Omar, oder hast du wieder einen deiner Freunde zum Sterben geschickt?« Die Söldnerin sprach fließend Tulamidya. Die meisten ihrer Soldaten

schienen die Sprache nicht zu verstehen. Jedenfalls antworteten sie in keiner Weise auf den hämischen Scherz ihrer Anführerin.

Statt etwas zu entgegnen, löste Omar den Schleier vor dem Gesicht.

»Das genügt mir nicht! Ich habe Omar nur zweimal gesehen. Beide Male war es dunkel, und er war verschleiert. Ich beobachte eure sogenannte Armee zwar schon, seit ihr ins Shadif eingedrungen seid, doch auch dort war Omar stets verschleiert. Von der Größe her und nach dem Pferd zu urteilen, das du reitest, könntest du zwar durchaus der sein, für den du dich ausgibst, doch dasselbe traf auch auf den zu, der gestern kam. Also beweise mir, daß du tatsächlich Omar bist, oder ich überlasse dich einfach meiner Begleitung.« Die Meuchlerin nickte den Männern zu, die sie umringten. Einige von ihnen hatten bereits Pfeile auf ihre Bogensehnen gelegt, und sie schienen nur noch auf einen Wink ihrer Anführerin zu warten.

»Wie soll ich beweisen, ein Mann zu sein, den du nicht kennst? Was du verlangst, ist unmöglich, Weib!« Omar spürte, wie ihm die Handflächen feucht wurden. Wenn er sich überraschend vom Pferd warf, mochte er vielleicht ein oder zwei der Söldner töten, bevor ihn die anderen mit ihren Pfeilen niederstreckten – gewinnen konnte er den Kampf aber auf keinen Fall.

»Wenn du Omar bist, dann weißt du auch, was ich dir entgegengeschleudert habe, als du mich in

Unau im Gemach deiner Geliebten gefunden hast und mein Dolch dich verfehlt hat. Wärest du damals entschlossener gewesen, hättest du mich töten können! Du hattest dein Schwert schon zum Schlag erhoben. Diese Gelegenheit kehrt nie wieder. Jetzt antworte!«

So klar, als sei es erst gestern gewesen, konnte sich Omar an die längst vergangene Nacht erinnern. Damals waren alle seine Hoffnungen, schnell wieder mit Melikae vereint zu sein, zu Staub geworden. »Es war ein Offiziershelm mit schwarzem Federbusch.« Gespannt betrachtete der Beni Novad seine Gegnerin. Die Silbermaske lag wie eine zweite Haut auf ihrem Gesicht: es war eine meisterliche Handwerksarbeit. Das Gesicht, das sie nachahmte, war von makelloser Schönheit, doch ohne einen Zug von Gefühl – wie das Antlitz einer Puppe. Lippen, Nasenhöhlen und die Augen waren ausgespart. Doch am Blick der Frau konnte man nicht ablesen, was in ihr vorging. Seitlich der Stirn und dort, wo Unterkiefer und Hals aufeinandertrafen, waren, halb unter dem schwarzen Haar der Meuchlerin verborgen, Lederriemen zu sehen, die die Maske hielten.

»Du bist es wirklich!« Die Stimme der Frau klang gepreßt, so als könne sie nur mit Mühe ihre Gefühle beherrschen. Ihre Rechte war zum Griff des Tuzakmessers geglitten. In barschem Ton stieß sie einige Befehle in der Sprache der Heiden hervor. Sofort kam Bewegung in die Männer auf dem Hügel.

Auch Omars Rechte lag jetzt auf seinem Schwert-

griff. Mißtrauisch beobachtete er das Treiben der Krieger. Fast alle hatten ihre Bögen gesenkt. Zwei von ihnen eilten den Hang hinab und holten Pferde.

»Du brauchst sie nicht zu beachten.« Die Meuchlerin sprach jetzt wieder Tulamidya. »Bastarde sind sie. Ehrloses Söldnerpack. Keiner von ihnen hat auch nur eine der Waffenkünste bis zur Vollkommenheit erlernt. Sie sind zwar besser als die meisten der Wüstenreiter, die dein Kalif stolz seine Armee nennt, doch mit uns beiden können sie sich nicht messen. Wir werden jetzt von hier fortreiten. Was wir beide miteinander auszutragen haben, geht sie nichts an. Auf dem Packpferd, das sie bringen, findest du deine Rüstung. Wenn du willst, kannst du sie vor unserem Zweikampf anlegen, doch ich muß dich warnen, sie ist nicht mehr im besten Zustand. Falls du gewinnen solltest, magst du sie mit dir nehmen. Doch dann sei auf der Hut, denn diese Halsabschneider wissen, wieviel dein Kopf dem General Oderin du Metuant wert ist. Außerdem haben sie den juwelenbesetzten Schild gesehen.«

Omar nickte knapp. »Ich danke dir für deine Warnung.«

»Ich glaube nicht, daß du in die Verlegenheit kommen wirst, vor den Kerlen fliehen zu müssen. Vor zwei Wochen bin ich als Kasimit verkleidet in eurem Heerlager gewesen. Ich habe dich bei einem deiner Duelle beobachtet. Du magst zwar gut sein, doch glaub ich nicht, daß du lange gegen mich bestehen kannst. Das Geschick deines Lehrmeisters wirst du

niemals erreichen.«

Omar lächelte spöttisch. In keinem seiner letzten Duelle war sein ganzes Können gefordert gewesen. Er hatte unentschlossen und nur mit halbem Herzen gekämpft, da es ihm zuwider war, das Schwert des Kalifen zu sein. Wenn ihn die Fremde allein nach dem beurteilte, was sie dort gesehen hatte, machte sie einen folgeschweren Fehler. Gelassen band er sich sein Hattah neu, so daß er wieder verschleiert war. In einem solchen Kampf, wie er ihm bevorstand, war es besser, wenn seine Gegnerin nicht in seinen Zügen las.

Die Meuchlerin schwang sich mit Anmut in den Sattel der Stute, die man ihr gebracht hatte. Kurz rief sie den Söldnern noch etwas in ihrer Sprache zu, und Omar fragte sich, ob sie ihnen gerade befohlen hatte, wo sie ihm einen Hinterhalt legen sollten, für den Fall, daß er das Duell gewann.

»Folge mir jetzt! Ich habe einen guten Platz für dein Grab ausgesucht. Du hast doch wohl genug Ehre im Leib, daß ich dich in meinem Rücken reiten lassen kann, ohne mir deshalb Sorgen machen zu müssen.«

»Ob du dich sorgst oder nicht, ist deine Sache. Ich jedenfalls weiß, was ich tun werde und was nicht.«

»Dann laß uns aufbrechen!« Die Meuchlerin versetzte ihrer Stute einen Schlag auf die Hinterhand und jagte das Pferd in halsbrecherischer Eile den Hügel hinab.

Sie mochten drei oder vier Meilen geritten sein, als sie ein zwischen dichtbewaldeten Hügeln verstecktes kleines Tal erreichten. Ein schmaler Bach floß hindurch, und ein langes Wiesenoval bot sich als Kampfplatz an.

Ohne Eile stiegen die beiden ab und banden ihre Pferde an. Omar verzichtete darauf, seine Rüstung anzulegen. Im Zweikampf gegen die ungewappnete Meuchlerin brauchte er seine ganze Schnelligkeit und Gewandtheit. Eine Rüstung hätte ihn nur behindert.

Beide lockerten die Muskeln mit kurzen Schwertübungen und dehnten die Sehnen. Omar fragte sich, wer diese Frau wohl sein mochte. Aus den Augenwinkeln beobachtete er sie aufmerksam, während sie ihre Muskeln wärmte. Sie war geschmeidig und schnell wie eine Raubkatze. Ihr schlanker, fast zierlicher Körper mochte einen unerfahrenen Krieger täuschen, doch der Novadi war sich dessen bewußt, daß sie gefährlicher als die meisten Männer werden konnte, denen er bislang im Kampf begegnet war. Welchen Grund mochte sie nur haben, ihn mit einem solchen Haß zu verfolgen?

»Bist du fertig?« Ihre Stimme klang laut und klar. Fast schon zu laut. Ob auch sie Angst hatte? Mit ihrem Ruf hatte sie am anderen Ende der Lichtung einen großen schwarzen Vogel aufgescheucht, der steil in den Himmel hinaufstieg. Sollte das ein Rabe gewesen sein? Das heilige Tier des Totengötzen, dem die Al'Anfaner dienten? Das war kein günstiges Omen! Wenn der Dämon, den die Heiden als Gott anbeteten,

die Meuchlerin beschützte, war sie schon im Vorteil. Auf die Hilfe seines grausamen Gottes brauchte Omar nicht mehr zu hoffen!

»Warum verfolgst du mich mit deinem Haß? Was habe ich dir getan, Weib? Willst du deine Gefährtin rächen, die mein Freund getötet hat?«

»Was soll die Frage? Hast du wirklich nicht begriffen, warum ich meine Hände in dein Blut tauchen will?« Einige Augenblicke lang lag bedrückendes Schweigen über der Lichtung. Schließlich stieß die Meuchlerin das erbeutete Tuzakmesser vor sich in den Boden und griff nach den Lederbändern, die ihre Maske hielten. »Du weißt, daß ich die Frau bin, der du in Unau im Schlafgemach deiner Geliebten begegnet bist. Ich bin sicher, daß du dich noch gut an mich erinnerst. Keinen Mann hat mein Anblick je ungerührt gelassen. Ich traf Dutzende, die für eine Nacht mit mir ihre Seele verkauft hätten. Du weißt, daß der Tod mein Geschäft ist. Bei meiner Arbeit war meine Schönheit von großem Vorteil. Nur die wenigsten Männer nehmen ihre Leibwächter auch in ihr Schlafgemach mit.« Sie hatte die Schnallen gelöst, die die Maske hielten, doch noch preßte sie sich das kalte Silber mit der Linken aufs Gesicht.

»Das hat sich nicht geändert seit unserem letzten Zusammentreffen: Mein Anblick läßt Männer auch heute nicht ungerührt, doch findet sich keiner mehr, der mich freiwillig mit in sein Schlafgemach nähme!« Mit diesen Worten riß sie sich die Maske vom Gesicht. »Sieh, was das magische Feuer deines Freundes aus

mir gemacht hat!«

Entsetzt taumelte der Novadi einen Schritt zurück. Es war, als blicke man in eine Dämonenfratze. Das meiste Fleisch war ihr von den Knochen gebrannt. Dort, wo einmal die Nase gewesen sein mußte, klaffte ein dunkles Loch. Wie große weiße Kugeln starrten ihre Augen. Iris und Pupille erschienen unnatürlich klein, denn die Meuchlerin besaß keine Wimpern mehr, und ihre Lider waren narbig und schmal. Die Haut, die sich über den Verbrennungen neu gebildet hatte, war von flammendem Rot.

»Genug gegafft!«

Omar atmete erleichtert auf, als die Al'Anfanerin die Maske wieder vor das Gesicht hob. Welchen Dämon mochte sie sich wohl zum Feind gemacht haben, daß sie diese Verletzungen überlebt hatte? Um die Schnallen an den Lederriemen zu verschließen, hatte sie die Handschuhe abgelegt. Auch die Hände waren von runzeliger roter Haut überzogen.

»Begreifst du nun, warum ich deinen Tod will? Von deinem Freund, der mich so entstellte, konnte ich keine Spur finden. Dieser Narr! Er hat genau gesehen, wie ich mit meinem Pfeil nach ihm zielte, doch statt sich in Deckung zu werfen, hat er seinen Zauber gewirkt. Ich dachte, ich hätte ihn wenigstens getroffen, doch man hat mir erzählt, daß in den Dünen keine Leiche zu finden war. Nur meinen zerbrochenen Pfeil hat man mir gebracht. Du wirst jetzt an seiner Stelle sterben. Acht Götternamen hat es gedauert, bis meine Wunden durch Magie verschlossen waren und

ich wieder kämpfen konnte. Nur drei Götternamen hat es mich gekostet, dich zu finden. Laß uns nun zu Ende bringen, was in Unau begonnen hat!« Die Maske saß wieder fest auf ihrem Gesicht. Sie streifte ihre Handschuhe über und zog Gwenselahs Tuzakmesser aus dem Boden. »Wenigstens werde ich das Vergnügen haben, dich mit dem Schwert deines Freundes zu töten.«

Einen kurzen Augenblick lang überlegte Omar, ob er ihr sagen sollte, daß Gwenselah damals am Strand gestorben war. Doch warum sollte er ihr diese Genugtuung gönnen? Sie würde deshalb mit Sicherheit nicht auf ihren Zweikampf verzichten. Sollte sie gewinnen, dann würde sie womöglich für den Rest ihres Lebens nach einem Toten suchen. Sein Leben allein würde ihr gewiß nicht genügen, um ihren Haß zu stillen.

Omar zog sein Schwert und erwartete ihren Angriff. Wie eine Raubkatze sprang sie vor, und so schnell, daß er mit den Augen kaum folgen konnte, führte sie drei Hiebe gegen ihn. Die ersten beiden parierte er. Den dritten, einen mit nur wenig Kraft geführten Rückhandschlag, konnte er nicht mehr abfangen, und um ihm auszuweichen, war er um eine Winzigkeit zu langsam. Er trug eine leichte Schramme am linken Arm davon. Obwohl die Wunde nicht tief sein konnte, verursachte sie einen ungewöhnlich brennenden Schmerz.

Die Meuchlerin hatte sich zwei Schritt zurückgezogen und hielt ihr Schwert nach Maraskaner Art

in Grundstellung. »Du bist wirklich nicht sehr geschickt, Omar«, höhnte sie herablassend. »Wunderst du dich über deine Verletzung? Tut es weh? Ich habe mir erlaubt, die Klinge mit einem leichten Waffengift einzureihen. Keine Sorge, es bringt dich nicht um. Ich will mir schließlich nicht vorschnell meinen Spaß verderben. Seine einzige Wirkung liegt darin, daß deine Wunden so schmerzen werden, als hätte man Salz hineingerieben. Es soll dich an die Schmerzen erinnern, die ich durch deinen Freund erlitten habe.«

»Von einer Meuchlerin und Hure habe ich nichts anderes erwartet«, stöhnte Omar. Schon mit ihrem ersten Angriff hatte sie bewiesen, daß sie ihm im Schwertkampf überlegen war. Doch vielleicht konnte er sie mit Beleidigungen so reizen, daß sie sich im Zorn zu einem unbedachten Ausfall hinreißen ließ.

»Wenn du darauf vorbereitet warst, brauche ich ja kein schlechtes Gewissen zu haben.« Lachend sprang sie ein paar Schritt zur Seite. Mit einer Drehung folgte Omar ihrer Bewegung und konnte im letzten Moment einen erneuten Angriff parieren. Sie spielte mit ihm! Schon jetzt hatte sie bewiesen, daß sie besser kämpfte als er. Doch die Meuchlerin wollte nicht allein seinen Tod, sie wollte ihn vorher leiden sehen und seinen Stolz brechen.

»Bist du bereit zur nächsten Übung?«

Das Sonnenlicht fiel auf die Silbermaske und wurde in Omars Gesicht gespiegelt. Der Novadi fragte sich, ob Rastullah ihn verhöhnte. Wollte der Gott ihn auf dieselbe Weise sterben lassen, wie in Keft der

Kasimit Surkan gefallen war? Müde hob Omar den Khunchomer. Was auch immer geschehen mochte, er würde sich nicht ergeben! Sein Blick fiel auf die Klinge der Waffe. Drei tiefe Scharten waren in die Schneide geschlagen. Das Tuzakmesser war aus besserem Stahl! Mit jedem Hieb, den Omar parierte, wuchs die Wahrscheinlichkeit, daß sein Schwert zerbrechen würde.

Entschlossen hob der Novadi den Kopf. »Hast du deinen Frieden mit deinem Rabengötzen gemacht, Dämonenbuhle?«

Statt zu antworten, griff die Meuchlerin an.

MiteinemweitenAusfallschrittschoßdieAl'Anfanerin nach vorn. Omars Khunchomer zuckte hoch, doch mit einer Finte wich die Ungläubige seiner Waffe aus und schnitt ihm in den linken Wadenmuskel, bevor sie mit einem Schritt zurück in die Grundstellung ging.

Der Novadi stöhnte laut auf vor Schmerz. Auch er versuchte zurückzuweichen, doch er konnte das linke Bein nicht mehr belasten. Es knickte unter ihm ein. Taumelnd ging er in die Knie. Als er wutschnaubend wieder aufzustehen versuchte, versagten ihm die Beine den Dienst. Fast eine Stunde lang mochte das Spiel der Meuchlerin gedauert haben. Sein ganzer Körper schien eine einzige blutende Wunde zu sein. Er hatte Dutzende von Schnitten auf der Brust, den Armen und Beinen davongetragen. Seine Gegnerin war eine Meisterin ihres Faches! Nur zwei- oder dreimal war

ihr ein Schlag mißglückt, und er hatte eine Wunde davongetragen, die mehr als nur eine Schramme war. Jedesmal, wenn ihr ein solches *Mißgeschick* geschah, hatte sie sich anschließend wortreich entschuldigt.

Der Novadi besaß kaum noch die Kraft, den Kopf zu heben. Die Meuchlerin stand nur drei Schritt vor ihm und musterte ihn mit schiefgelegtem Kopf. Sie hatte eine tiefe Schramme auf der rechten Wange ihrer Silbermaske. Ihr Hemd war an einigen Stellen dunkel von Blut. Wenigstens geht sie nicht ganz unbeschadet aus diesem Kampf hervor, dachte Omar bitter – auch wenn es ihm nicht gelungen war, ihr eine ernsthafte Verletzung beizubringen.

»Gibst du etwa schon auf, Wüstenkrieger?«

»Finde es heraus, Weib!«

Leichtfüßig umrundete sie ihn halb und schoß vor wie eine Viper. Diesmal zielte ihr Schlag auf Omars Kopf. Kniend versuchte der Novadi den Hieb abzuwehren. Mit hellem Klingen schlug Stahl auf Stahl, und Omars Khunchomer zerbrach. Wie Glas zersplitterte das Schwertblatt. Der Schlag der Al'Anfanerin war durch die Parade abgelenkt worden und streifte Omar nur noch leicht an der Schulter. Das war das Ende!

Mit demütig gesenktem Kopf erwartete er, daß die Meuchlerin ihn enthauptete. Er schloß die Augen und dachte an Melikae. So unendlich lange war es her, daß sie in der Bergoase jenseits des Cichanebi beieinander gelegen hatten. Fast glaubte er zu spüren, wie ihre Hände sein Haar zerwühlten. Niemals

würde er sie wiedersehen. Selbst nach dem Tod nicht, denn der Gott, den er verflucht hatte, würde ihn nicht mehr in seinen ewigen Gärten dulden. Wann brachte die Meuchlerin es endlich zu Ende?

Ein Geräusch war zu hören, und Omar schlug die Augen auf. Vor ihm lag Gwenselahs Tuzakmesser im Gras, die Klinge von Blut besudelt. Was war geschehen?

Verwundert blickte er sich um. Dicht neben ihm lag die Meuchlerin. Blut tropfte in breiter Bahn von ihrer Silbermaske. Ein stählerner Sporn ragte aus ihrem linken Auge. Ein Stück des zerborstenen Khunchomers!

Omar war wie betäubt. Ungläubig tastete er nach dem Leib der Al'Anfanerin. Sie war noch warm von der Hitze des Gefechts. Doch sie regte sich nicht mehr. Sie war besiegt! Aber – konnte er sich Sieger nennen? Nicht von seiner Hand war sie gefallen! War es der Geist Raschids gewesen, der ihm zu Hilfe geeilt war? Ein Windstoß ließ die Blätter der nahen Bäume rauschen. Regenwolken schoben sich vor die Sonne, und die Waldwiese lag in grauem Zwielficht.

Ängstlich blickte sich Omar um. War das alles Rastullahs Werk? Aus dem Augenwinkel glaubte der Krieger einen huschenden Schatten zu sehen. Hastig drehte er sich um. Der Schatten war verschwunden.

Der Blutverlust und die Schwäche gaukelten ihm diese Bilder vor! Omar versuchte sich aufzurichten, doch die Beine wollten ihn immer noch nicht tragen. Also kroch er zu dem kleinen Bach am Rand der Lichtung. Er brauchte eine Ewigkeit, um ein paar

Schritt zurückzulegen. Immer wieder mußte er erschöpft innehalten und neue Kräfte sammeln.

Schließlich ließ er sich der Länge nach in das eisige Wasser fallen. Die Kälte tat gut. Sie linderte den Wundschmerz. Er mußte wieder einen klaren Kopf bekommen! Wenn er leben wollte, dann durfte er nicht mehr lange auf dieser Lichtung bleiben. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Söldner hierherkamen.

Zum eigenen Heerlager zurück konnte er nicht mehr. Überall mochten Al'Anfaner lauern. Am sichersten wäre es, wenn er nach Westen in die Berge ritt. Vielleicht könnte er die Söldner sogar abschütteln, wenn er den kleinen Bach entlangritt und ihn erst an einer felsigen Stelle verließ? In drei oder vier Tagen würde er sich sicher schon kräftiger fühlen, falls ihn kein Fieber schwächte und die Wunden nicht brandig wurden. Vor allem erschöpften ihn der Blutverlust und der Schmerz, der durch das Waffengift verursacht wurde. Davon würde er sich sicher bald erholen.

Dicke Regentropfen schlugen neben ihm ins Wasser. Der Himmel schien jetzt ganz mit Wolken bedeckt zu sein. War es Rastullah, der sich ihm gnädig zeigte? Der Regen würde einen Teil der Spuren verwischen, wenn er vor den Söldnern floh, überlegte Omar. Hatte der Gott ihm etwa vergeben?

Im Halbschlaf tastete Melikae nach den zerknüllten Decken neben ihr. Sie waren noch warm, doch Nachud war verschwunden. Es war das dritte Mal seit ihrem gescheiterten Fluchtversuch gewesen, daß sie

mit ihm das Lager geteilt hatte. Die Nacht, in der sie gemeinsam über das Meer geflogen waren, hatte alles verändert.

Eigentlich hatte sie ihn nur mit einem Kuß trösten wollen, als sie sich nach ihrem Tanz neben ihn gelegt hatte. Khabla, die achte und sinnlichste Frau Rastullahs, mußte ihr an diesem Abend die Sinne verwirrt haben. Jedenfalls endete es nicht mit einem Kuß. Lächelnd dachte Melikae daran, wie sie sich keusche Zurückhaltung geschworen hatte, nur um am Ende doch in Nachuds Armen zu liegen. Die Leidenschaft hatte den Kaufmannssohn seine Verbrennung am Arm vergessen lassen. Mit seinen zart tastenden Fingern hatte er Melikae alle Wonnen der Khabla gelehrt und nach Stunden der Lust in einem Sinnentaumel zurückgelassen, wie sie ihn noch nie zuvor erlebt hatte. Hätte er nicht dauernd im Auftrag Abu Dschennas reisen müssen, dann wäre Nachud der vollkommene Liebhaber gewesen. Doch der alte Magier entließ ihren Liebsten wohl niemals aus seinen Diensten. Vielleicht hatte Abu Dschenna auch erkannt, daß sie nichts sicherer auf dieser Insel festhielt als ihre Angst, er könne Nachud etwas antun.

Melikae sah nur einen einzigen Weg, diesen Dämonenzirkel zu durchbrechen, in dem der Erzmagier sie gefangenhielt. Sie mußte ihn töten. Mit dem Ende seines Lebens würde auch sein Zauberwerk zunichte. Der Schlangenring konnte Nachud dann gewiß nichts mehr anhaben.

Abu Dschenna war in den letzten Gottesnamen auf

unheimliche Weise gealtert. Zweimal hatte Melikae versucht, mit ihm über diese Veränderung zu sprechen, doch er hatte sich ihr jedesmal entzogen. Sein einst schwarzes Haar war schlohweiß geworden, seine Haut faltig und fleckig wie bei einem alten Mann. Welch frevlerischen Zauber er wohl betrieb, daß er ihn auf solche Art veränderte? Und was versprach er sich als Gewinn, wenn er Jahre seines Lebens zu geben bereit schien? Vielleicht war es Melikae von Rastullah bestimmt, dem fluchwürdigen Treiben des Magiers ein Ende zu bereiten? Wäre es nicht eine edle Tat, diesen Verächter aller göttlichen Gebote zu töten?

Die Sharisad dachte an den Traum, den sie in der letzten Nacht gehabt hatte. Sie hatte sich in einer dunklen Kammer befunden und ganz deutlich die Stimme Istimas gehört, die sie anflehte, sie aus ihrer Gefangenschaft zu befreien. Die Moha hatte ihr geraten, jenen Kuppelsaal aufzusuchen, in den Melikae und Abu Dschenna mit Hilfe des Erzdschinns geflohen waren, als die Dämonengestalt sie in der Felsgrotte eingeschlossen hatte. Dort sollte sie nach einem Splitter des Eis suchen. Wenn sie ihn gefunden hätte, so sei es leicht, dem schändlichen Magier ein schreckliches Ende zu bereiten. So hatte es die Schlangenfrau versprochen.

Melikae trat an ein Turmfenster und blickte auf das weite Meer hinaus. Glatt wie ein riesiger Spiegel erstreckte sich der Ozean bis zum Horizont. Besser als selbst die höchste Mauer hielt das Meer sie gefangen.

Sollte sie es wagen, den Magier zu ermorden?

Die Sharisad öffnete die Läden der anderen Fenster, so daß ihr großes Zimmer von breiten, goldenen Lichtbahnen durchflutet wurde. Sie würde tanzen und darin die Antwort auf ihre Fragen suchen. Aus einer kleinen Truhe holte sie die grünsamtenen Schuhe hervor, in denen sie das erste Mal für Nachud getanzt hatte. Sie hatte zwar noch fünf andere Paare, doch waren diese ihr die liebsten geworden.

Als sie die Schuhe angezogen hatte, ergriff sie zwei grüne Schleier, trat in die Mitte des Gemachs und begann zu beten, Rastullah möge ihr ein Zeichen senden, was zu tun sei.

Melikae preßte die Wange auf das kalte Mosaik und spähte über den glatten Boden hinweg. Wo in Rastullahs Namen mochte nur der Almandinsplitter sein? Der Kuppelsaal hatte einen Durchmesser von zehn Schritt, und es standen nur wenige Möbel darin. Schon eine halbe Stunde suchte Melikae hier nun nach dem Edelstein.

Im Palast war alles still. Es war die Zeit der Mittagshitze. Nurhan lag in ihrer Küche und schlief. Auch all die anderen Sklaven hatten sich an kühle schattige Plätze zurückgezogen. Niemand würde Melikae jetzt bei ihrer Suche stören.

Enttäuscht und ratlos richtete die Sharisad sich auf. Wo, zum Mautaban, mochte der Stein nur geblieben sein? Istima hatte ihr im Traum lediglich verraten, daß er noch im Kuppelsaal liege. Wo er sich dort verbarg

und warum der Dschinn nicht auch diesen Splitter wieder seinem Leib einfügte, bevor er im Fußboden verschwand, hatte die Schlangenfrau ihr nicht erzählt.

Verzagt untersuchte Melikae die langen Vorhänge, die an den Wänden drapiert hingen. Vielleicht hatte sich der Edelstein in einem von ihnen verfangen.

Beim vorletzten endlich fand sie einen kleinen Spalt in der Mauer, der vom Fußboden aus zwei Handbreit aufwärts führte. Er war von den Maurern nur notdürftig mit Putz verschlossen worden und schien wieder aufgeplatzt zu sein, nachdem sich das Mauerwerk gesetzt hatte. Unten, wo der Spalt am breitesten war, konnte man gerade eben zwei Finger hineinschieben. Vorsichtig tastend untersuchte die Shari-sad die Öffnung. Der Putz, der sie umgab, war sehr bröckelig, und selbst mit bloßen Händen ließ sich der Spalt schon ein wenig erweitern. Dahinter schien eine kleine Höhlung zu liegen. Melikae hatte diese Öffnung jetzt so weit vergrößert, daß sie ihre Hand hineinzwängen konnte. Das Mauerwerk, über das ihre Fingerkuppen glitten, war eigenartig zerfurcht, fast so, als hätte man etwas hineingeritzt. Beunruhigt zog sie die Hand zurück. Sie mußte daran denken, was Abu Dschenna ihr über den Palast und die Klippe erzählt hatte. Dieser Abschnitt der Insel mußte vor Äonen einmal zu einem Echtenheiligtum gehört haben. Vielleicht bestand ja noch ein Teil der Mauern dieses Raumes aus alten Ruinen, die man als Böden und Grundmauern genutzt hatte und anschließend

hinter einer dicken Schicht aus Putz verschwinden ließ. Mißtrauisch betrachtete Melikae den erweiterten Spalt. Bevor sie dort noch einmal hineingriff, würde sie sich die Sache genau ansehen. Doch dazu brauchte sie mehr Licht! Suchend blickte sie sich im Kuppelsaal um. Schließlich fiel ihr Blick auf einem schimmernden Küräß, der über einem Paar gekreuzter Säbel als Schmuck an der Wand hing. Damit war ihr geholfen! Sie schob eine Truhe unter den Wand schmuck, stieg hinauf und nahm den an einem Haken befestigten Brustharnisch ab. Er war aus Bronze gefertigt und schimmerte wie frisch poliert. Offenbar hatte Nurhan erst vor kurzem einige der Diener damit beauftragt, die Waffen zu säubern.

Den Küräß unter dem Arm, trat Melikae zu den hohen Fenstern an der Westwand des Saales und probierte so lange herum, bis sie es zuwege brachte, mit der glatten Rückseite des Brustpanzers einen Lichtstrahl genau auf den Riß in der Wand zu spiegeln. Als ihr das gelungen war, stützte sie den Küräß mit einem Seidenkissen ab und eilte zurück, um die Höhlung zu untersuchen.

Neugierig blickte sie in den Spalt. Er schien einen Halbspann weit unter die Höhe des Fußbodens zu reichen. Das kleine Stück der Rückwand, das durch den gebündelten Lichtstrahl beleuchtet wurde, war mit seltsamen, tief eingekerbten Schriftzeichen bedeckt. Am Grund der Höhlung sah die Sharisad etwas rötlich Schimmerndes. Sollte sie den Almandinsplitter gefunden haben? Gleich daneben schien noch etwas

Weißliches zu liegen.

Zitternd vor Unruhe ging sie in die Knie und zwängte die Hand durch die Öffnung. Mit ausgestreckten Fingern konnte sie gerade eben den Edelsteinsplitter ertasten. Geduldig drehte sie ihn mit den Fingerspitzen so lange, bis sie ihn zu greifen bekam und hochschieben konnte, so daß er schließlich aus dem Spalt lugte. Mit der anderen Hand zog sie ihn heraus und hielt ihn in die Lichtbahn, die der schimmernde Kuraß quer durch den Kuppelsaal schickte. Der Edelsteinsplitter war fast so lang wie ihr Mittelfinger und hatte auch ungefähr dieselbe Dicke. Im Licht glühte er auf wie ein Holzscheit in einem fast verloschenen Feuer, wenn man es anbläst. Zufrieden ließ die Sharisad den Stein in einem kleinen Beutel an ihrem Gürtel verschwinden.

Dann tastete sie noch einmal in das Loch hinein. Ihr war klar, daß dieses Versteck nicht für den Edelstein, sondern für den weißlichen Gegenstand geschaffen worden war, den sie auf seinem Grund gesehen hatte. Es war mit so mächtigen Schutzzeichen versehen worden, daß es selbst der Macht eines Dschinnes zu widerstehen vermochte.

Das Etwas fühlte sich wie sehr glatt poliertes Holz an, in dessen Oberfläche feine Linien geritzt waren. Wie schon den Edelstein schob sie es vorsichtig höher, bis seine Spitze aus dem Riß herauslugte. Dann ergriff sie es mit der anderen Hand. Melikae hatte einen flachen Knochen gefunden. Die eine Seite war mit eigenartigen, aus kleinen Keilen zusammenge-

setzten Schriftzeichen bedeckt. Verwundert drehte die Sharisad ihn um und stieß im selben Augenblick einen unterdrückten Schrei aus. Klappernd fiel der Knochen vor ihr auf den Boden. Die ganze Rückseite war mit einer gräßlichen Dämonenfratze bedeckt, aus deren zahnbewehrtem Maul zuckende Menschenarme hervorragten.

»Rastullah schütze mich und bringe Verdammnis über diesen Ort.« Mit zitternden Fingern schlug sie ein heiliges Zeichen über den Knochen. Am unteren Ende war er durchbohrt, so als könne man ihn sich an einem Lederriemen um den Hals hängen. Stumm dankte Melikae dem Einzigen Gott, daß jetzt wieder die mit Schriftzeichen bedeckte Seite des Artefakts zu ihr zeigte. Sicher war es am besten, wenn diese gotteslästerliche Ungeheuerlichkeit wieder dahin zurückkam, wo sie schon so lange gelegen hatte. Mit spitzen Fingern packte sie den Knochen und ließ ihn in den Spalt in der Wand zurückgleiten. Mochte er dort bis ans Ende aller Zeiten bleiben!

Mit einem erleichterten Seufzen stand Melikae auf. Ihre Rechte klammerte sich um den Beutel, in dem sie den Edelsteinsplitter verbarg. Er war der Schlüssel zu ihrer Freiheit! Sicher, sie hätte den schlafenden Abu Dschenna auch mit einem Dolch ermorden können, doch wieviel mehr Anspruch hatte die gefoltete Istimä darauf, den Erzmagier zu töten. Er sollte für alles büßen, was er den Menschen dieser Insel und seinen anderen Opfern angetan hatte!

Einen Augenblick noch nahm sich Melikae Zeit,

um den Vorhang wieder vor den Spalt in der Wand zu ziehen, den Kürab aufzuhängen und die Truhe an ihren Ort zu schieben. Falls sie heute keine Gelegenheit fand, Abu Dschenna allein zu treffen, sollte niemand merken, daß sie hier gewesen war.

Einen Augenblick lang zögerte Melikae, als sie vor der Tür zu Abu Dschennas Studierzimmer stand. Sollte sie es wagen? Er hatte tausendfach den Tod verdient, doch war *sie* seine Mörderin? Angespannt nagte sie an der Unterlippe. Sie war so weit gegangen, jetzt konnte sie nicht mehr zurück. Außerdem würde Istima ohnehin das Töten für sie übernehmen!

Entschlossen hob die Sharisad die Hand und klopfte heftig gegen die Tür. In der Linken, auf dem Rücken verborgen, hielt sie den scharfkantigen Edelsteinsplitter.

Es dauerte eine ganze Weile, bis von drinnen ein mürrisches »Herein!« ertönte. Melikae atmete noch einmal tief durch, dann stieß sie die Holztür auf. Das Zimmer des Magiers lag in dämmrigem Zwielficht. Die Fenster waren mit bunten Stoffen verhängt. Der Duft von schwerem Tabak und grünem Tee hing in der Luft. Überall im Raum standen niedrige Tische, auf denen sich teils geschlossene, teils aufgeschlagene Bücher stapelten. Aus anderen Folianten sah man bunte Lesezeichen ragen. Papyrusbögen mit eilig niedergeschriebenen Notizen und Pergamente mit sorgfältigeren Niederschriften, zwischen denen Sternbilder oder magische Zeichen aufgemalt wa-

ren, lagen über den Boden verstreut. Im hintersten Winkel des Raumes hatte sich Abu Dschenna auf einer Bettstatt aus weichen Teppichen niedergelassen. Den Arm auf ein Kissen gestützt, blickte er zu Melikae auf und sog gleichzeitig am Mundstück seiner Wasserpfeife. Wie ein Drache stieß er kleine graublaue Rauchschwaden aus. »Was verschafft mir die überaus seltene Ehre deines Besuchs?«

»Ich wollte dich bitten, mich nach Unau zurückkehren zu lassen. Ich kann meine Gefangenschaft hier nicht länger ertragen.«

Der Magier zog die rechte Braue hoch und betrachtete sie nachdenklich. Schließlich schüttelte er den Kopf. Sein Gesicht war hager und ausgezehrt, das Haar dünn wie Spinnweben. »Du weißt, daß dies der einzige Wunsch ist, den ich dir nicht erfüllen werde, Melikae. Sieh mich an! Ich habe nicht mehr lange zu leben. Wenn ich tot bin, kannst du gehen, wohin du willst. Du kannst alle meine Reichtümer an dich nehmen und wirst dann eine sehr mächtige Frau werden. Allein meine Bücher sind schon ein Vermögen wert.«

»Und wenn ich nicht so lange warten möchte? Auch meine Jugend verfliegt, und ich traue dir nicht mehr, Magier. Zu oft hast du mich betrogen.«

Abu Dschenna zog die Stirn in Falten. Dann lächelte er plötzlich. »Ich fürchte, unter diesen Umständen werde ich dich, freilich mit Bedauern, gegen deinen Willen hier festhalten. Du wirst nicht begreifen, wie ich dies meine, doch ist deine Gegenwart auf diesem

kahlen Felsen im Meer zu meinem Lebenszweck geworden. Ich kann dir nur noch einmal versichern, daß ich schon bald sterben werde. Dir ist sicher nicht verborgen geblieben, daß ich von Tag zu Tag mehr verfalle.«

Melikae dachte daran, wie der Magier sie in der Wüste mit seinen heimtückischen Versprechungen um Omars Leben betrogen hatte. Wäre Gwenselah dem Novadi nicht zu Hilfe gekommen, so hätte dieser damals elendiglich verdursten müssen. Nie wieder würde sie Abu Dschenna trauen! Ihre Linke krampfte sich um den scharfkantigen Edelstein. Sie spürte, wie der Almandinsplitter ihr in die Finger schnitt. *Dein Blut gibt mir Macht und wird den Sstein wie Glaz werden lassen.* Deutlich erinnerte sich Melikae an die Worte, die Istima im Traum zu ihr gesprochen hatte. Die Moha hatte ihr genau beschrieben, was zu tun war.

»Istima, ich rufe dich! Komm und beende dein Werk!« Wütend schleuderte die Sharisad den blutigen Almandin vor Abu Dschennas Lager auf den steinernen Boden, wo er in Hunderte winzigster Splitter zerbrach.

»Was hast du getan, närrisches Weib? Du ...« Der Erzmagier versuchte aufzustehen und griff nach dem langen dunklen Zauberstab, der neben ihm an der Wand lehnte.

Der Boden zu ihren Füßen erbebt, und ein zwei Schritt langes Ei aus schimmerndem Almandin schob sich aus dem Fußboden. Mit durchdringendem Knirschen zerbrach es, woraufhin sich eine Gestalt, halb

Mensch, halb Schlange, vor ihnen erhob.

»Flieh, Melikae! Wirf dich ins Meer!« schrie der alte Magier mit gellender Stimme.

Im gleichen Augenblick löste sich aus dem Rücken der Kreatur ein schuppiger Fangarm und wand sich fest wie eine eiserne Fessel um Melikaes rechtes Handgelenk.

»Du wirsst mir genaussowenig entgehen wie diessser lüssterne Greiz. Ihr beide sseid verdammt!« Immer größer wurde die Schlangenfrau. Ständig veränderte ihr Körper die Form. Einmal sah es so aus, als wolle ihr das Fleisch von den Knochen schmelzen, dann wieder bildeten sich überraschend Schlangenleiber an ihrem Körper, oder ihre Haut überzog sich mit fingerdicken Hornschuppen.

Abu Dschenna warf seinen Zauberstab in die Luft, und augenblicklich verwandelte er sich in einen von blauen Flammen umzüngelten Khunchomer, der wie von Geisterhand bewegt auf Istima zuschwebte. Mit wütenden Hieben drang das Zauberschwert auf die Schlangenfrau ein und schlug ihr zwei tiefe Wunden. Fauchend zog Istima sich ein Stück vor der Klinge zurück und riß Melikae mit einem Ruck nach vorn, um sie als lebenden Schutzschild zu gebrauchen.

»Ruf dein Sschwert zzzurück, oder deine Buhlin sstirbt!«

Regungslos verharrte die Klinge in der Luft. »Hast du nicht gedroht, daß du sie ohnehin töten willst?« entgegnete der Magier kühl.

Ein dünner Schlangenarm legte sich um Melikaes

Hals. »Zzzerbrässche ez nisscht dein Herzzz, wenn sssie vor deinen Augen sstürbe? Du bist ssschwach geworden in den letzzzten Gottesssnamen. Hasst meiner Herrin einen hohen Tribut gezzzollt.«

»Laß sie los, und du kannst mich haben! Das ist es doch, was du wirklich willst.«

»Sssiehst du nisscht, daz ich eussch ssschon längst habe? Du bist zu weissch geworden, Abu Dssschen-na!«

Das Zauberschwert sank ein Stück weit hinunter, und seine Spitze wies auf den Boden, als wolle es sich demütig verneigen. Im selben Augenblick ließ die Kreatur einen ellenlangen dornengespickten Fangarm vorschnellen, der sich wie aus dem Nichts gebildet hatte. Gleichzeitig zog sich die tödliche Fessel um Melikaes Hals enger zusammen. In Todesangst versuchte die Sharisad, sich mit beiden Händen aus dem Würgegriff zu befreien. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie sich der dornenbewehrte Arm um Abu Dschennas Brust schlang. Dann schoß das Zauberschwert dicht an ihrer Wange vorbei. Die Schlangenfrau stieß einen schrillen Schrei aus. Wie in einem Krampf zog sich die Fessel um Melikaes Hals enger, dann schien sie plötzlich alle Kraft zu verlassen. Das Schwert hatte den dünnen Fangarm durchtrennt, der sie würgte. Ein zweiter Hieb befreite sie von dem Arm, der sich um ihr Handgelenk gewunden hatte.

»Lauf!« erklang die halb erstickte Stimme des Magiers. Immer mehr stachlige Tentakel bildeten sich aus dem Leib der Schlangenfrau und schossen dem

Magier entgegen. Wie ein Blitz zuckte das Schwert durch die Luft und hieb auf die Kreatur ein, die verzweifelt versuchte, den mörderischen Streichen auszuweichen. Plötzlich erschlaffte der Leib Abu Dschennas. Die Flammen um das Zauberschwert schienen zu verblassen. Schon stieß Istima ein niederhöllisches Triumphgeheul aus, als die Klinge noch einmal hochschnellte und ihr durch den Mund tief in die Kehle drang. Dichter gelber Rauch drang plötzlich aus ihren Wunden. Ihre Fangarme schnellten zurück und wanden sich zuckend um das Schwert, so als wollten sie es aus dem Schlund ziehen. Gurgelnde Schreie erfüllten das Zimmer, und plötzlich verwandelte sich der Khunchomer wieder in den langen dunklen Zauberstab zurück. Die Schlangenkreatur aber zerfiel zu feiner gelber Asche. Wie gebannt starrte die Sharisad auf die Überreste des Dämonenwesens, das sie heraufbeschworen hatte. War das noch Istima gewesen, oder hatte eine böse Macht sie getäuscht, die auf die Vernichtung aller Geschöpfe Rastullahs sann?

Minuten mochten verstrichen sein, bis die Sharisad endlich ihren Blick lösen konnte. Abu Dschenna lag zusammengekrümmt auf seinem Lager. Seine Kleider waren zerrissen und blutdurchtränkt. Melikae spürte, wie sich ihr Magen in Krämpfen zusammenzog. Der Mann, zu dem sie gekommen war, um ihn zu töten, hatte ihr selbstlos das Leben gerettet. Statt das Flammenschwert zu seiner Verteidigung einzusetzen oder eine Flucht zu versuchen, hatte er zuallererst jene Fangarme bekämpft, die sie zu ersticken droh-

ten. Und das, während sich die tödlichen Stacheln der Bestie in sein eigenes Fleisch bohrten!

Der Magier stöhnte schwach. Verlegen, um jeden Schritt ringend, trat Melikae an sein Lager. Das dunkle Feuer in den Augen Abu Dschennas war fast verloschen. Kaum hatte er die Kraft, den Kopf zu ihr zu drehen. Seine Lippen bewegten sich. Seine Zunge versuchte Worte zu bilden ... Melikae beugte sich über ihn.

»... Gruft. Bring mich ... in die Gruft.«

»Ich werde erst deine Wunden versorgen. Dann werden wir sehen. Einen Schwerverletzten in eine Gruft zu bringen ...« Die Sharisad schüttelte den Kopf. »Das wäre ein schlechtes Omen. Es hieße den Tod fordern. Dort würdest du niemals genesen.«

»Bitte ... Caljinaar. Nur dort ... bin ich sicher. Sie lauert ... auf meinen Tod. Ihr Preis ... Bitte, schütz mich ...«

Wieder empfand Melikae Ekel vor dem Magier. Welchen verwerflichen Pakt mochte er mit dem Dämonenwesen geschlossen haben, und welchen Preis mochte dieses Geschöpf wohl nach dem Tod von ihm fordern? Dennoch machte die Tänzerin sich auf, Honig, Wein und sauberes Leinen zu suchen, um die Wunden des Magiers zu versorgen. Als sie in sein Studierzimmer zurückkehrte, fand sie Abu Dschenna auf dem Boden liegend. Er mußte seine letzten Kräfte aufgeboten haben, um auf die Tür zuzukriechen.

Ärgerlich hob Melikae ihn auf und schleifte ihn zu seinem Lager zurück. Er war so ausgemergelt, daß

sie ihn ohne Mühe über den Boden ziehen konnte. Seine Ohnmacht verhinderte, daß er sich diesmal ihrer Fürsorge erwehrte. So behutsam wie möglich streifte sie dem Magier die zerrissenen Kleider ab und säuberte ihm mit weingetränkten Leintüchern die Wunden. Überall an seinem Körper haftete geronnenes Blut. Die Dornen des Ungeheuers waren zwar nicht tief in seinen Leib eingedrungen, doch hatten sie ihm dafür Hunderte von kleinen Wunden geschlagen und an einigen Stellen regelrecht die Haut vom Leib gerissen. So kam es, daß Melikae erst nach einiger Zeit das merkwürdige Mal am rechten Oberarm Abu Dschennas auffiel. Eine dunkelrote Narbe, die sich in Spiralen dreimal um seinen Arm wand. Sie lag genau an jener Stelle, an der Nachud den verfluchten Schlangenreif trug. Wie konnte es sein, daß beide Männer auf dieselbe Art gezeichnet waren? Was verband sie miteinander?

Als Melikae die Wunden des Magiers mit Honig zu bestreichen begann, erwachte Abu Dschenna. Einen Augenblick lang schien er nicht zu begreifen, was geschah. Dann zog er die Stirn in Falten. »Du hättest mich töten können, als ich ohnmächtig war.« Seine Stimme klang jetzt wieder kräftiger.

»Du hast mir das Leben gerettet. Ich konnte nicht anders handeln. Doch das mag sich auch wieder ändern. Wirst du mich gehen lassen, wenn du gesund wirst?«

Der Magier verdrehte die Augen und seufzte. »Ich werde wohl niemals dein Herz erobern. Selbst dann

nicht, wenn ich mein Leben für dich opfere. Bringe mich in die Gruft, Sharisad, dort werde ich entscheiden. Hilf mir aufstehen. Ich werde mich auf dich stützen. Ich bin leicht wie ein Lämmlein geworden. Meine fruchtlosen Zauber haben mir das Fleisch von den Knochen geschmolzen und mich vor der Zeit zum Greis gemacht. Doch wie es scheint, verwandle ich eher die ganze Insel in einen riesigen Adamanten, als daß ich dich gewinne. Willst du auf Nachud warten und mit ihm gehen?»

»Du solltest nicht soviel sprechen. Es kostet dich nur unnötig Kraft«, entgegnete die Sharisad kühl. Nach alldem, was Abu Dschenna dem Kaufmannssohn angetan hatte, war der Magier der letzte, mit dem sie über Nachud sprechen mochte. »Versuch jetzt aufzustehen. Ich werde dich stützen.«

Für einen Augenblick sah es so aus, als wolle der alte Magier noch etwas erwidern. Doch dann zog er es vor zu schweigen. Stöhnend stützte er sich auf die Arme und schaffte es unter Mühen endlich, sich aufrecht hinzusetzen. Melikae ergriff seine Hände und legte sich seinen rechten Arm um die Schulter. Seine Haut fühlte sich trocken und kalt an. Einige der Wunden waren wieder aufgebrochen, und dunkles Blut tropfte auf den Boden.

»Wäre es nicht besser, wenn du hier bleibst? In deinem Zimmer kann ich dich leichter versorgen. Deine Wunden müssen ordentlich verbunden werden. Deine Dickköpfigkeit wird dich noch umbringen!«

»Dann hättest du doch erreicht, was du wolltest!

Laß uns in meinen letzten Stunden nicht streiten. Folge einfach meinen Worten! Du wirst es nicht mehr lange mit mir aushalten müssen.«

Melikae schüttelte den Kopf. Dieser Narr! Hoffte er vielleicht, sie hielte ihn mit Gewalt davon ab, sich selbst zu zerstören? Mochte er sie auch vor dem Zorn Istimas gerettet haben, so war sie trotzdem die letzte unter Rastullahs weitem Himmel, die dem alten Tyrannen eine Träne nachweinen würde.

Der Weg zur Gruft führte über eine schmale Felstreppe an der Flanke der Klippe hinab. Das Meer war ruhig an diesem heißen Nachmittag. Flimmernd tanzte die Luft über den kahlen Felsen. Zwanzig Schritt über der Anlegestelle am Fuß der Steilklippe klaffte ein breiter Spalt in der Felswand. Von dort führte eine Klamm nach Norden. Am Ende der engen Schlucht war ein Portal, ähnlich der Front eines prächtigen Kaufmannshauses aus dem Stein geschlagen. Eine Tür aus grünlich angelaufener Bronze stand einen Spaltbreit offen. Melikae erschauerte. Erst einmal war sie auf einem ihrer Spaziergänge in der Klamm gewesen. Schon damals fand sie den Ort unheimlich, und als sie dann die Gruft mit der unheilvoll geöffneten Tür gesehen hatte, war sie auf dem schnellsten Weg zum Palast zurückgekehrt.

»Keine Angst ... Es wird dich schützen ...« Von Abu Dschennas Stimme blieb kaum mehr als ein heiseres Keuchen. Seine Verbände waren vom Blut wiederaufgebrochener Wunden gerötet, und offen-

sichtlich kostete es ihn seine ganze Kraft, gegen den Ruf des Todes anzukämpfen.

Widerwillig setzte die Sharisad ihren Weg fort. Der Spalt, den die Bronzetür offenstand, stellte sich als so schmal heraus, daß es ihr schwerfiel, sich gemeinsam mit dem Magier hindurchzuzwängen. Alle Versuche, die Pforte weiter zu Öffnen, waren vergeblich. Vielleicht hatte sich der Fels verschoben, so daß die Tür eingekellt war, oder aber ein Baumeister mit ausgeprägtem Sinn für das Makabre hatte das Grab von vornherein so entworfen, daß die Tür zur Gruft immer offenstand, ganz so, als solle dies die Lebenden an die ständige Nähe des Todes gemahnen.

Nur wenig Licht drang in das Innere der Gruft, und Melikae brauchte eine Weile, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Gemessen an der aufwendigen Außenfassade war die Grabkammer selbst erstaunlich schlicht gestaltet. Der Raum hinter der Bronzetür mochte in Länge wie Breite kaum mehr als jeweils fünf Schritt messen. In seiner Mitte erhoben sich zwei längliche Felsblöcke wie steinerne Betten. Die Wände der Grabkammer waren glatt, und es schien nirgends Nischen für einen Sarkophag zu geben.

»Leg mich ... dorthin.« Abu Dschenna wies zitternd auf den rechten der beiden Steinblöcke. Die Sharisad setzte ihn auf das Totenbett und hob seine Beine hoch, die er aus eigener Kraft nicht mehr bewegen konnte. »Kalt ... so kalt ... die Feuerschalen ...«

Suchend blickte sich Melikae im Felsengrab um.

Dicht neben dem Eingang lagen einige Fackeln am Boden. Dort fand sie auch Feuerstein und Stahl. Nach einigen Versuchen gelang es ihr, ein wenig bereitgelegten Zunder und Reisig zu entzünden und daran eine Fackel anzustecken. Das Holz war gut mit Harz und Pech durchtränkt, so daß die Flamme hell und stetig brannte und der Dunkelheit der Gruft ihre Geheimnisse entriß. Über den Boden zogen sich, ganz wie in der Beschwörungsgrotte tief unter dem Palast, metallene Schutzkreise. Die beiden Steinpodeste standen genau in der Mitte eines siebenzackigen Sterns, der seinerseits von einem doppelten Kreis umgeben war. An die Wände waren mit dunkelroter Farbe magische Symbole und rätselhafte Verse aus alten Zauberbüchern gemalt. Weiter hinten in der Kammer standen zwei mit Holzkohle gefüllte Feuerschalen. Daneben sah die Sharisad eine halb-offene Kleidertruhe und einen zusammengerollten Teppich.

Abu Dschenna hatte die Arme eng um den Körper geschlungen. Wie wenig ihm von seiner Macht und Überheblichkeit geblieben war! Melikae dachte an ihr erstes Zusammentreffen im Zelt des Sultans der Beni Schebt. Niemand hätte in dem zitternden alten Greis den stolzen Magier von einst wiedererkannt. Sein Ehrgeiz und sein Unglaube hatten ihn zugrunde gerichtet. Noch wenige Stunden, und sein Leben wäre beendet. So hatte sie zuletzt über ihn triumphiert, doch vermochte die Sharisad keinen Stolz darüber zu empfinden. Warum nur hatte er sie vor Istima

beschützt, statt sich selbst zu retten? Auch wenn er in seiner Liebe zu ihr seltsame Wege gegangen war, so schienen seine Gefühle für sie doch aufrichtig gewesen zu sein.

Melikae blickte zu den Feuerbecken. Wenn sie diese neben dem Totenbett aufstellte, konnten sie dem Magier vielleicht die Kälte aus den Gliedern vertreiben. So schaffte sie die beiden auf metallenen Dreibeinen befestigten Eisenschalen in den Schutzzirkel und stieß ihre Fackel hinein, bis die Flamme die Kohlen entzündete.

»Danke.« Noch immer zitterte der Magier heftig; seine Lippen hatten sich inzwischen dunkel verfärbt. Der Haß, den Melikae noch am Morgen ihm gegenüber empfunden hatte, war verebbt. Sie wich seinem Blick aus und betrachtete das eigenartige Totenbett, auf dem Abu Dschenna lag. Es war aus weißem Stein gehauen und einem prächtigen Lager nachempfunden. In reichem Faltenwurf fielen steinerne Decken über die Kanten zum Boden hinab, und es gab sogar eine Nackenstütze, auf die Abu Dschenna jetzt den Kopf gebettet hatte. Seitlich war in verschnörkelten Glyphen der Name des Magiers eingemeißelt.

In plötzlichem Schrecken drehte sich die Sharisad nach dem anderen Totenlager um. War sie dem sterbenden Magier in die Falle gegangen? Wollte er sie noch im Tod an seiner Seite wissen? Erleichtert entzifferte sie den zweiten Namen. Abu Tarfidem Tuametef al-Leram. Dieser Platz war für den ruch-

losen zwölften Sultan von Unau bestimmt gewesen. Beschämt blickte Melikae zu Abu Dschenna. Welchen Sinn hätte es gehabt, ihr das Leben zu retten, nur um sie dann lebendig zu begraben? Sie hatte ihm unrecht getan! »Ich werde nachsehen, ob ich in der Kleidertruhe einen wärmenden Umhang finde.« Der Magier bewegte schwach die Lippen, doch Melikae konnte nicht verstehen, was er sagte. Wahrscheinlich wollte er ihr danken.

Die Fackel hocherhoben, durchquerte sie die Höhle. Zuoberst lag ein rotes Rüschenhemd in der Truhe. Verwundert zog es die Sharisad zur Seite und fand als nächstes eine weiße Pluderhose aus feinem Leinen. Darunter lag eine Jacke aus Schafleder, deren rechter Ärmel abgetrennt war. Es waren Nachuds Kleider! Wie waren sie in diese Gruft gelangt? Bestürzt fiel ihr Blick auf den zusammengerollten Teppich. Er war von dunklem Blau, mit einem goldgelben Muster durchsetzt! Nachud war auf der Insel! Was hatte Abu Dschenna ihm angetan? Wo hielt der alte Magier ihren Liebsten gefangen? Wie hatte sie diesem Schurken nur trauen können?

Mit fliegenden Schritten eilte die Tänzerin zurück an das Totenlager. Sie mußte dem Magier das Geheimnis entreißen! Vielleicht hielt er Nachud in einer nur ihm bekannten Kammer gefangen, so daß der Kaufmannssohn elendiglich verhungern mußte, wenn Abu Dschenna starb.

»Wo ist er?«

Der Magier blinzelte, vom Licht der Fackel geblen-

det, die die Sharisad ihm hoch über den Kopf hielt.
»Wer?«

»Versuch nicht, mich zu täuschen! Du weißt sehr wohl, von wem ich rede. Nachud! Als er heute morgen von mir gegangen ist, hat er die Insel nicht verlassen. Dort hinten liegt noch sein Teppich. Wo hältst du ihn versteckt?«

Ein flüchtiges Lächeln spielte um die Lippen des Magiers. »Du ... hast ihn geliebt?«

Melikae zuckte unter den Worten Abu Dschennas zusammen, als hätte man ihr einen Dolch in den Leib gestoßen. Er sprach von Nachud, als würde er über einen Toten reden. »Wo ist er?«

»Er ... hat dich ... auch geliebt.«

Pech tropfte von der Fackel auf die Brust des Magiers und ließ ihn zusammenzucken. Einen Augenblick lang war Melikae versucht, auf ihn einzuschlagen, doch mochte ein einziger Hieb für ihn schon den Tod bedeuten, und sie erführe nie mehr, wo er ihren Geliebten gefangenhielt.

»Ja, ich liebe ihn!« schrie sie voller Wut und Verzweiflung. »Er hat mir all das gegeben, wozu in deiner kalten Brust niemals Raum war. Er ist zärtlich und einfühlsam. Er schenkt, ohne an seinen eigenen Vorteil zu denken, und kein Ungemach vermag jemals die Aufrichtigkeit seiner Liebe zu erschüttern. Sei nur einmal in deinem Leben so edel, wie er es ist! Verrat mir, wo du ihn in deiner Eifersucht gefangenhältst!«

»Du hast recht ... Ich habe ihn ... wirklich be-

neidet. Doch ... habe ich dich ... nicht vor dem ... Ungeheuer gerettet ... das du beschworen hast ... mich zu töten? War dies ... weniger edel ... als auf dem Teppich ... alle Schmerzen zu erdulden?»

»Du törichter ...« Melikae blieben die Worte im Hals stecken. Woher wußte Abu Dschenna von dem Fluchtversuch? Hatte Nachud es ihm gestanden? Ihr gegenüber hatte er ein solches Geständnis nie erwähnt. In welches Lügengespinnst versuchte der sterbende Magier sie zu locken? Wollte er ihre Liebe zu seinem Schüler mit Zweifeln vergiften?

»Es gab kein ... Geheimnis ... das wir nicht ... miteinander geteilt hätten.«

»Du lügst! Nachud hätte unsere Liebe niemals verraten!«

»Das hat er ... auch nicht getan. Und doch ... kenne ich jedes eurer Geheimnisse. Hast du ihn ... nicht zärtlich Gärtner auf dem Feld deiner ... Liebe genannt, wenn ... er erschöpft in deine Arme sank?«

Melikae versetzte dem Magier eine schallende Ohrfeige. Sie konnte sich nicht mehr länger beherrschen. »Du hast uns belauscht! Du widerlicher alter Bock! Kennst du denn keine Scham?«

»Ich habe ... nicht gelauscht. Ich bin Magier ... Ich war dabei ...«

Melikae fühlte sich überwältigt von Ekel. Sie hätte diesen Abschaum in seinem Studierzimmer liegenlassen sollen. Gleichzeitig fragte sie sich verzweifelt, wie sie ihm entlocken konnte, wo Nachud war. Sie mußte ihren Haß unterdrücken und auf Abu Dschenna ein-

gehen. »Warst du unsichtbar?«

Es schien, als versuche der Alte den Kopf zu schütteln, doch seine Kräfte reichten selbst dazu nicht mehr. »Ich habe ... in deinen Armen gelegen ...«

»Hat die Todesangst dir die Sinne verwirrt? Glaubst du vielleicht, ich könnte einen Jüngling nicht von einem Greis unterscheiden? Du und Nachud, ihr seid so verschieden wie Feuer und Wasser.«

»Und das Brandmal ... ist er nicht ... auf selbige Weise ... gezeichnet?«

Zweifelnd blickte die Sharisad auf die dunkelrote Narbe am Arm des Magiers. Es schien tatsächlich, daß sie mit der Verletzung Nachuds vergleichbar war. Doch welchen Sinn sollte das haben? »Wenn du Nachud wärst, warum hättest du dir dann den Schlangenreif angelegt? Warum hättest du dich unnötig einer solchen Folter unterzogen?«

»Um dir zu beweisen ... daß meine Liebe ... wirklich selbstlos ist ... Tausendmal hätte ich ... den Schmerz ertragen ... für ein einziges ... zärtliches Wort von dir. Jede Stunde ... die ich Nachud war ... habe ich mit einem ... Jahr meines Lebens ... bezahlt. Und doch ... erscheint mir der ... Preis auch ... jetzt nicht zu hoch.«

Entsetzt wich Melikae vom Lager des Sterbenden zurück. Die Fackel fiel ihr aus den zitternden Händen. Es durfte nicht wahr sein! Es war unmöglich, daß dieser Greis und der Jüngling, den sie doch wohl mehr als selbst Omar geliebt hatte, ein und derselbe waren. Wie konnten alle diese Widersprüche

sich aufheben? Sie waren so unterschiedlich ... Der Fackelschein beleuchtete die Glyphen auf dem steinernen Totenbett.

ABU DSCHENNA

Leise murmelte sie den Namen ihres Geliebten. Dann blickte sie wieder auf den Schriftzug, und eisiger Schrecken ergriff ihr Herz. *Nachud Bensa*. Der Name war ja falsch. Es hatte nie einen Nachud gegeben. Das war nicht mehr als ein Anagramm, ein Spiel mit Buchstaben! Abu Dschenna hatte die Wahrheit gesagt und sie zugleich auf die abscheulichste nur denkbare Weise betrogen! Wie hatte sie nur so blind sein können? Wie ein Dieb hatte er sich in ihr Herz geschlichen! War er stolz auf diese Tat gewesen, wenn er mit einem Lächeln auf den Lippen in ihren Armen eingeschlafen war?

»Bitte verzeih mir! ... Ich weiß ... was ich dir angetan habe ... Meine Liebe war ... Ich wollte wissen ... ob du mich hättest lieben können ... wenn wir uns auf andere Weise ... zum ersten Mal begegnet wären ... Meine Gefühle waren immer aufrichtig ... und ...«

Ohne auf die Worte des Magiers zu hören, rannte Melikae aus der Gruft und floh, überwältigt von Haß und Ekel vor sich selbst, die Klamm hinauf.

Erst am späten Abend war die Sharisad in den Palast zurückgekehrt. Dort erwartete sie Nurhan, die sie mit Fragen über den Verbleib Abu Dschennas bedrängte.

Als die Amme erfuhr, daß sie ihren Zögling in der Gruft finden würde, brach sie in lautes Wehklagen aus. Ohne auch nur eine weitere Frage zu stellen, eilte sie hinaus in die Nacht. Hatte sie alles gewußt?

Viele Stunden lang war Melikae nach ihrer Flucht aus der Gruft ziellos zwischen den Felsen umhergestreift. Ohne zu spüren, wie die dünnen Sohlen ihrer Tanzschuhe auf dem rauen Gestein zerrissen, bis schließlich sogar ihre Füße bluteten, war sie umhergeirrt und konnte nicht begreifen, wie es möglich war, daß Abu Dschenna sie so sehr hatte täuschen können.

Völlig erschöpft war sie endlich auf einem Felsvorsprung zusammengebrochen. Auf dem Rücken liegend, hatte sie in den weiten wolkenlosen Himmel gestarrt und darüber nachgedacht, warum Rastullah ihr ein so grausames Schicksal auferlegt hatte. Seit den Tagen im Tal der sieben Säulen war ihr kein Glück mehr beschieden gewesen. Omar hatte ihr damals erzählt, daß er, als sie in der Wüste fast gestorben wäre, Rastullah verflucht habe. War all das, was seitdem geschehen war, die Strafe für seinen Fluch? Und wie fügte sich die Gestalt Abu Dschennas in das verworrene Gespinnst der Schicksalsfäden? Hatte sie ihn nur getroffen, weil der Einzige Gott die Aufrichtigkeit ihrer Liebe zu Omar prüfen wollte? Welchen Weg würde ihr, nachdem sie versagt hatte, die Zukunft weisen?

Bis zum Einbruch der Dämmerung hatte Melikae auf dem Felsvorsprung gelegen und darüber nachgedacht, was sie nun mit ihrer vermeintlichen Freiheit

anfangen sollte, die sie noch am Morgen zu einem Mord gedrängt hatte. Schließlich war sie zu dem Entschluß gekommen, die Insel zu verlassen und sich auf die Suche nach Omar zu machen. Er war ihr bis in die Arena von Al'Anfa gefolgt. Vielleicht befand er sich nun irgendwo in verzweifelter Lage und brauchte sie. Noch war sie unschlüssig, wo sie mit ihrer Suche beginnen sollte, doch wußte sie, wie sie die Insel verlassen würde. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis das Versorgungsschiff erneut anlegte. So mochte sie nach Khunchom oder in eine der anderen großen Hafenstädte gelangen. Dort würde sie vom Gold des Zauberers ein schönes Haus kaufen, in dem sie allen unglücklichen Kreaturen aus Abu Dschennas Palast Zuflucht gewähren konnte. Sie selbst aber würde ausziehen, um nach der Liebe zu suchen, die sie verloren hatte.

Nachdenklich blickte die Sharisad auf das offene Tor des Palastes, durch das Nurhan in die Finsternis geflohen war. Vor den Klippen erklang das schrille Geschrei der Möwen. Es erschien der Sharisad ungewöhnlich laut, so als hätten die Vögel eine Totenklage für den sterbenden Magier angestimmt.

Sie sollte noch einmal in die Klamm hinabsteigen und sich um Nurhan kümmern. Die alte Amme hatte Abu Dschenna trotz allem, was er getan hatte, stets geliebt. Vielleicht, weil sie selbst in dem menschenverachtenden Zauberer, der er zuletzt gewesen war, stets den unschuldigen kleinen Jungen gesehen hatte, den man ihr einst anvertraut hatte.

Melikae fragte sich, ob Abu Dschenna sich geändert hätte, wenn sie, nachdem sie aus den Grotten unter dem Palast geflohen waren, seine Liebe erwidert hätte. Hatte er sich mit seiner Zauberkunst als Nachud Bensa nur einen anderen Körper gegeben, oder war durch die Magie auch sein ganzes Wesen verwandelt worden?

War Nachud sich womöglich gar nicht gewiß gewesen, daß er und Abu Dschenna ein und derselbe waren?

Nein, diese Gedanken blieben nur Spiegelfechtere! Suchte sie damit nicht allein eine Entschuldigung dafür, daß sie sich in Nachud verliebt hatte?

Kurz nach dem Morgengrauen setzte lautes Wehklagen in der Gruft ein. Es war die Stimme Nurhans, die in einsamem Leid zwischen den Klippen widerhallte. Melikae hatte die ganze Nacht über – in eine Decke eingehüllt – in der Klamm ausgeharrt. Es war ihr unmöglich gewesen, die Gruft noch einmal zu betreten. Zweimal war die Amme in der Nacht aus der Grabhöhle gekommen und hatte versucht, die Sharisad zu überreden, an Abu Dschennas Totenlager zu kommen, doch die Tänzerin hatte sich geweigert. Allein der Gedanke, den alten Magier noch einmal vor sich zu sehen, war ihr schon unerträglich gewesen.

Die Art, wie er sich als Nachud in ihr Vertrauen und schließlich sogar in ihr Lager geschlichen hatte, konnte sie ihm nicht verzeihen, auch wenn er behauptete, all dies in aufrichtiger Liebe getan zu haben.

Doch wie war so etwas Liebe zu nennen, wenn es allein auf Täuschung beruhte?

Als Nurhan im Morgengrauen ihre Totenklage begann, spie die Sharisad vor sich auf den Boden und sprach einen schrecklichen Fluch über den Toten. Er hatte sich aus dem Pakt mit den Dämonen davongestohlen, indem er seine Gruft so sicherte, daß seine Seele sie nicht verlassen könnte. Mochten die Schreckenskreaturen ihn dort heimsuchen und das, was von Abu Dschenna noch bleiben würde, auf immer innerhalb seines Schutzzirkels gefangenhalten!

Zwei Stunden lang klagte Nurhan für den Toten. Dann verließ sie die Gruft. Mißbilligend betrachtete die Amme Melikae. »Er hat sich so sehr gewünscht, dich noch einmal zu sehen. Er wollte dir noch etwas Wichtiges sagen, das er mir offenbar nicht anvertrauen mochte. Mein kleiner Hammud ist mit deinem Namen auf den Lippen gestorben. Bei Sonnenaufgang hat er aufgehört zu atmen.« Die alte Amme schluchzte. »Wie konntest du ihn nur so enttäuschen? Warum bist du nicht zu ihm gekommen, nachdem du doch die ganze Nacht in der Schlucht gesessen hast?«

»Du weißt, daß er mich gegen meinen Willen auf dieser Insel festgehalten hat. Spricht ein Gefangener mit seinem Kerkermeister, wenn dieser auf dem Totenbett liegt? Zwischen uns war alles gesagt.«

»Du herzloses Weib! Kalt wie Stein bist du. Wenn er jung und schön war, um zu dir zu kommen, dann hast du gern dein Lager mit ihm geteilt. Weißt du überhaupt, daß er nur für dich sein Leben verschenkt

hat? Ich begreife nicht, was mein Kleiner so sehr an dir geliebt hat. Alle seine Schätze sollen fortan dir gehören, und von mir hat er verlangt, daß ich gütig wie eine Mutter zu dir bin. Ganz so, als hätte ich dich an meinem Busen liegen gehabt. Ich weiß nicht, ob ich stark genug bin, um ihm diesen Wunsch zu erfüllen, denn ich muß dir sagen, daß ich dich am liebsten nie mehr in meinem Leben wiedersähe.«

Melikae fuhr sich mit der Zunge über die trocknen Lippen. Sie wußte nicht, was sie der Alten darauf antworten sollte, doch die Amme schien auch nicht darauf zu warten. Schweigend wandte sie sich ab und folgte dem schmalen Weg, der aus der Klamm hinausführte.

Bekommen sah die Sharisad der alten Frau nach. Solange Nurhan ihr folgte, würde sie Abu Dschenna niemals vergessen können. War dies das wahre Vermächtnis des Magiers? Wollte er sichergehen, daß er noch lange in ihrer Erinnerung lebte?

Erst wenige Tage waren seit Abu Dschennas Tod vergangen, als das erwartete Versorgungsschiff eines Morgens die kleine Felseninsel anließ. Es war eine prächtige rot und schwarz bemalte Zedrakke, deren lattenverstärkte Binsensegel von weitem wie Drachenflügel aussahen. Melikae lud den Kapitän des Zweimasters zu einem abendlichen Bankett ein und erklärte ihm während des Essens, daß es der Wille Abu Dschennas sei, den Haushalt nach Khunchom zu verlegen. Daß der Magier tot war, verschwieg die

Sharisad, denn sie fürchtete, die Seeleute könnten die Insel plündern und ihre Bewohner in die Sklaverei verkaufen, wenn sie nicht mehr mit dem Zorn des Magiers rechnen mußten. Die Versuchung wäre groß gewesen, denn was an Schätzen im Palast des Tyrannen zu finden war, schien durchaus mit dem Reichtum eines Sultans vergleichbar. Einen ganzen Tag lang dauerte es, den Hausrat zu verladen, und doch konnten sie kaum die Hälfte dessen, was der Palast an kostbaren Möbeln, seltenen Schriften und anderen Pretiosen barg, in den Stauräumen des Schiffes unterbringen.

Abu Dschennas Diener hatte die Sharisad in weite Kleider gehüllt und ihre Gesichter hinter Schleiern versteckt, denn Melikae wußte, daß die abergläubischen Seeleute sich weigern würden, auch nur einen von ihnen an Bord zu nehmen, wenn sie die Andersartigkeit der Opfer von Abu Dschennas gewissenlosen Experimenten bemerkten.

Zwei Tage lang segelten sie bei stetigem Wind gen Westen, und es schien der Sharisad, als stünde ihr Schicksal zum ersten Mal seit langem wieder unter einem günstigen Stern. Kapitän Ghantabir war ein freundlicher und gottesfürchtiger Mann, mit dem die Tänzerin manche Stunde in vertrautem Gespräch verbrachte. Wegen ihrer Reise und der Auflösung des Haushaltes auf der Insel schien er nicht den geringsten Verdacht zu hegen.

Selbst Nurhan zeigte sich einsichtig genug, über den Tod Abu Dschennas Schweigen zu bewahren,

obwohl sie Melikaes Lügen nicht billigte und ihr deswegen, wenn sie am späten Abend allein in ihrer Kabine waren, bittere Vorwürfe machte.

Die Diener und Sklaven des Magiers verließen ihre engen Quartiere nur, um sich an Deck ihr Essen zu holen. Als sich unter den Seeleuten herumgesprachen hatte, daß die seltsam verschleierte Gestalten mit den riesigen Körpern Mohas von den Waldinseln östlich Javalesis waren, stellten die Matrosen keine Fragen mehr, denn die Bewohner dieser fernen Archipele galten gemeinhin als verstockt und eigensinnig.

Um die Mittagszeit des dritten Tages aber verließ die Reisenden das Glück. Von Süden her zog eine dunkle Wolkenwand über das Meer, und bald schon befand sich die Zedrakke inmitten eines wütenden Sturms. Um nicht seine Masten aufs Spiel zu setzen, sah sich Kapitän Ghantabir gezwungen, die mächtigen Binsensegel einholen zu lassen, obwohl es damit fast unmöglich wurde, das kiellose Schiff noch sicher zu steuern. So als zögen alle Dämonen der Niederhöllen über den Himmel, heulte der Sturmwind, und mit fürchterlichem Getöse brachen sich turmhohe Wellen am Rumpf der Zedrakke.

Melika und Nurhan kauerten auf dem Boden ihrer Kabine und beteten voller Inbrunst zu Rastullah, in der Hoffnung, daß der Gott den tobenden Elementen Einhalt gebiete. Doch bis Einbruch der Dämmerung schien das Unwetter sich eher noch zu verschlimmern, und Melika wünschte, den Palast Abu Dschennas niemals verlassen zu haben. Wie oft

hatte sie hoch über den Klippen in ihrem Gemach der donnernden Gischt gelauscht. Es hatte ihr wohlige Schauer über den Rücken gejagt, das Erbeben der Felsen noch bis herauf in den Turm zu spüren – doch wußte sie sich dort immer sicher und geborgen. Wie anders war es hier auf dem Schiff. Schon vor Stunden hatte der Kapitän befohlen, alle Lichter an Bord zu löschen, damit keine umstürzende Kerze eine Feuer entfachte. So lag sie nun mit Nurhan in völliger Finsternis auf dem Boden ihrer Kajüte und wartete ängstlich auf das Ende. Manchmal, wenn die Wellen über dem Bug zusammenschlugen, spürte sie, wie das Schiff von den Wassermassen niedergedrückt wurde. In diesen Augenblicken quälte sie die Angst, daß irgendwann eine Welle käme, die mächtig genug wäre, das Schiff auf den Grund des Meeres zu reißen. Jede Planke und jedes Rundholz an Bord schienen ächzend und knackend eine Stimme bekommen zu haben und gemeinsam mit der Sharisad um das Ende des Sturms zu flehen.

Plötzlich schlug mit einem Knall die Tür auf, und Gischt wurde von einer Bö in die Kajüte geblasen. Dunkel erschien die Silhouette Kapitän Ghantabirs im Türrahmen. »Wir müssen einen Teil der Ladung über Bord werfen!« schrie er gegen die wütende Stimme des Sturms an. »Sag deinen Dienern, sie sollen meinen Leuten helfen. Wir brauchen jede Hand, die zupacken kann. Komm mit mir! Ohne deinen Befehl wollen sie ihre Kabinen nicht verlassen!«

Hätte ich nur den fliegenden Teppich aus Abu

Dschennas Gruft mitgenommen! dachte Melikae verzweifelt. Dann könnte ich wenigstens mich und Nurhan retten. Die Sharisad war sich sicher, daß das Schiff verloren war. Trotzdem griff sie nach einem Kopftuch, das sie sich eng um die Schultern schlang, und folgte dem Kapitän.

»Halt dich an mir fest!« Ghantabir streckte ihr seine starke Hand entgegen. »Es reißt dich sonst von Bord.«

Helle Blitze leuchteten über der aufgewühlten See. Knöchelhoch stand auf dem Hauptdeck das Wasser, das über die Speigatten nicht so schnell abzulaufen vermochte, wie Wind und Wellen neue Gischt über die Reling peitschten.

Achtern standen drei Männer an der langen Ruderpinne und versuchten verzweifelt, das Schiff auf Kurs zu halten. Ghantabir schien Melikaes Blick zum Achterdeck bemerkt zu haben. »Wenn wir querab zur Dünung kommen, dann werden wir alle noch in dieser Nacht gen Rastullahs ewige Gärten segeln! Komm jetzt, wir müssen nach vorn!« Mit einem Ruck zog der Kapitän sie vorwärts. Stolpernd und rutschend gelangten sie bis zum Hauptmast wo Ghantabir nach einem dicken Tau griff. Ein Brecher schlug seitlich über die Reling und riß sie von den Beinen.

Mit beiden Armen klammerte sich die Sharisad an den Seemann, und die Flut trug ihr kostbares Kopftuch davon. »Himmel und Hölle, einen solchen Sturm habe ich noch nicht erlebt!« Der Kapitän rapelte sich auf und half ihr trotzig lachend wieder auf

die Beine. »Morgen werden wir ...« Ein Blitzschlag tauchte das Schiff in gleißendes Licht, und das Gesicht des Seemanns erstarrte zu einer Maske des Schreckens.

»Was ist?« Mit fahriger Geste strich sich Melikae die nassen Haarsträhnen aus dem Gesicht. »Dein Hals!« Ghantabir versetzte ihr einen groben Stoß und trat ein Stück zurück.

Wieder spülte eine Woge über das Deck. Gerade eben noch konnte sich Melikae an ein anderes Tau klammern, als das kalte Wasser sie ins Meer zu zerren versuchte. »Weich von mir, Dämonenweib!« gellte die Stimme des Kapitäns über das Deck. »Du und deine Brut, ihr seid schuld an diesem Sturm. Rastullah will euch vernichten!«

Verwirrt und erschrocken tastete die Sharisad nach ihrem Hals, und ihre Finger glitten über rissige, verhornte Haut. Wieder tauchte ein Blitz das Meer in weißes Licht. Und voller Schrecken erkannte die Tänzerin, daß rund um ihr Handgelenk, dort, wo Istima sie gepackt hatte, die kalte Schuppenhaut einer Echse glänzte.

»Du bist schuld, wenn mein Schiff ein Raub der Charyb'Yzz wird, doch bevor ich sterbe, werde ich dich mit aufgeschlitztem Leib zu deiner dunklen Herrin schicken.« Ghantabir zog einen schmalen Dolch aus seinem Gürtel und zielte mit einem Hieb nach Melikaes Kehle. Die Sharisad duckte sich jedoch unter dem Angriff hinweg, und die Klinge schnitt durch das dicke Tau. Im selben Augenblick schlug

wieder ein Brecher über die Reling und preßte die Tänzerin zu Boden. Als das zurückflutende Wasser mit eisigen Fingern an ihrem Leib zerrte, zerriß das Seil. Mit einem gellenden Schrei wurde sie quer über das Deck geschleudert und schlug hart gegen die Reling. Verzweifelt klammerte sie sich an das zerfransteste Ende des Seils, das sich wie ein Muskelstrang über das Deck spannte.

»Fahr in die Niederhöllen, übler Succubus! Mein Schiff wirst du nicht ins Verderben reißen!« Triumphierend durchtrennte der Kapitän das Seil.

Auf die Reling gestützt, zog sich Melikae hoch und reckte dem Seemann die geballte Faust entgegen. »Ich verfluche dich und deine Zedrakke, Ghantabir. Bis ans Ende aller Tage sollen du und dein Schiff rastlos vor dem Sturmwind segeln, unfähig, je den sicheren Hafen des Todes anzulaufen! Und möge jeder der Deinen, der die Hand gegen mein Gefolge erhebt, dein Schicksal teilen, denn ...« Da überflutete eine Welle das Hauptdeck und riß Melikae über Bord. Strampelnd kämpfte sie gegen das Wasser an, doch wurde sie tiefer und immer tiefer gezogen, so als laure am Grund des Meeres etwas gierig darauf, sie in seine kalten Arme zu schließen. Schließlich gab die Sharisad den Kampf auf und sank der Finsternis entgegen.

Als Omar, von seinen Wunden genesen, aus den Bergen zurückkehrte, war der Krieg beendet. Vergeblich hatte das Heer der Wüstenreiter versucht, die Mauern der Hafenstadt Selem zu überwinden. Schließlich

mußten die geschlagenen Überlebenden den Kampf aufgeben und waren nach Norden gezogen, zurück in ihre Heimat. Auch Omar folgte ihrem Weg, und müde des ewigen Kampfes kehrte er in den Palast des Kalifen zurück, wo er den weisen Malkillah bat, ihn aus seinen Diensten zu entlassen.

Der Beherrscher aller Gläubigen wurde von tiefer Freude bewegt, als sein Lebensretter vor seinen Thron trat, um demütig das Haupt vor ihm zu beugen. Man hatte Malkillah berichtet, wie Omar allein ausgeritten sei, um sich jener silbergesichtigen Kriegerin zu stellen, die kein anderer zu bezwingen vermochte. Die Boten hatten ihm auch eröffnet, daß der Novadi von diesem letzten Duell nicht mehr nach Abszint zurückgekehrt sei, weshalb jeder glaubte, daß die beiden einander getötet hätten, denn auch die Frau mit der Silbermaske sei nicht mehr gesehen worden.

In seiner Freude, den verlorengelaubten Kämpfer wieder vor sich zu sehen, gab der gütige Malkillah ein prächtiges Fest – doch aus seinem Dienst wollte er Omar nicht entlassen. Zu kostbar war ihm die Schwertkunst des Novadi. So bot er ihm an, den Rang eines Aghas der Murawidun zu bekleiden und die jungen Krieger der Leibgarde in der Kunst des Fechtens zu unterweisen. Doch diesmal fand Omar den Mut, sich den Wünschen seines Herrn zu verweigern. Der allweise Malkillah erkannte die tiefen Schatten, die das Gemüt seines Kriegers verfinsterten. Da der Herrscher wußte, wie viele der neuen Höflinge Omar um seinen Ruhm beneideten, entschied er, dem

Novadi den einzigen vom Krieg verschonten Palast in jener Stadt zu schenken, in der Malkillah als Mustafa einst Sultan gewesen war. Dort, weitab des Hofes, wäre er vor Intrigen und Mordanschlägen sicher. Gleichzeitig war er jedoch nahe genug, um binnen eines Gottesnamens vor den Thron des Herrschers gerufen zu werden, falls Malkillah doch entschied, die Dienste seines Schwertes in Anspruch zu nehmen.

So gelangte Omar nach Unau und wurde zum Herrn in jenem Haus, in dem er einst als Sklave gedient hatte.

Doch konnte er keinen Frieden finden an diesem Ort, der ihn bei jedem Atemzug an Melikae erinnerte. Oft saß er die ganze Nacht hindurch hinter dem dichten Busch, von dem aus er als Sklave zum Fenster der Sharisad hinaufgeschaut hatte, und träumte von den wenigen Tagen gemeinsamen Glücks, die ihnen beschieden gewesen waren.

Drei Gottesnamen nur hielt er es in Unau aus. Dann ließ er den Palast in der Obhut seiner Diener zurück, sattelte sein Pferd und ritt nach Osten, dem Meer entgegen.

Sein Weg führte Omar nach Thalusa, in die Stadt des Fürsten Ras Kasan, der sich feige bei den Ungläubigen angebiedert hatte, als Tar Honak in Mherwed herrschte. Dort verkaufte der Novadi sein Pferd und mietete ein kleines Segelboot, um in den grenzenlosen Weiten des Perlenmeers nach jenem Palast auf der Steilklippe zu suchen, den er einst im Fiebertraum

gesehen hatte, bevor er von Melikae getrennt worden war.

Es war an seinem zweiten Tag auf See, als düstere Gedanken sein Gemüt verfinsterten, so wie die Schwingen der Geier den Himmel über einem Schlachtfeld verdunkeln. Wieder mußte er an alle jene denken, die seinen Weg geteilt hatten und denen er die Freundschaft mit dem Tod bezahlt hatte. Nie wieder würde er jemanden in sein Vertrauen schließen, denn nur wer ihn haßte, schien gegen den Fluch gefeit zu sein, der sein Schicksal bestimmte. Wie immer, wenn er sich diesen Gedanken hingab, grübelte er auch bald darüber nach, was geschähe, wenn er Melikae wiederträfe. Brächte er sogar *ihr* Verderben, oder vermochte *sie* ihn von seinem Fluch zu erlösen? Mit einem Krug voll Wein saß er an den Mast gelehnt und versuchte, die quälende Ungewißheit zu bekämpfen. Fast hatte er den Krug schon geleert, als eine Ahnung ihn aufblicken ließ. Die vier Seeleute, deren Dienste er sich erkauft hatte, umringten ihn in weitem Kreis. Es waren drei Männer mit groben, wettergegerbten Gesichtern und ein Knabe, der vielleicht dreizehn Sommer gesehen haben mochte.

Omar hob ihnen den Krug Wein entgegen. »Darf ich euch einen Schluck anbieten? Es ist zwar Heidenwein, doch vermag er auch das Blut eines Rechtgläubigen zu wärmen.«

Der Kapitän trat einen Schritt vor und grinste breit. »Wir sind nicht wegen des Weins gekommen, Herr. Die Almandine Eures Schildes stechen uns in

die Augen. Auch wollen wir Euch um das prächtige Schwert an Eurem Gürtel bitten.«

Lachend stellte Omar den Krug zur Seite und streckte die Glieder. »Meine Waffen stehen nicht zum Verkauf. Ich will dich nicht beleidigen, Kapitän, aber ich fürchte, selbst wenn ich sie veräußern wollte, könntest du selbst mit dem Goldwert deines Schiffes den Preis dieser Kleinodien nicht aufbringen.«

»Ihr mißversteht uns, Herr«, entgegnete der breit-schultrige Kerl an der Seite des Kapitäns. »Wir hatten nicht vor, Eure Waffen zu kaufen.«

Omar lachte, doch lag keine Fröhlichkeit mehr darin. »Ihr habt also die Absicht, mich zu berauben? Geht wieder an eure Arbeit, und ich will eure Torheit vergessen.«

Die vier zogen Säbel und Entermesser, die sie bislang hinter dem Rücken versteckt gehalten hatten. »Nicht wir sind die Toren.« Es war der Kapitän, der nun wieder das Wort führte. »Ihr seid derjenige, der zuviel wagt. Wir sind zu viert, und wir sind nicht betrunken. Selbst wenn Ihr siegen solltet, wie wollt Ihr allein überleben? Hier draußen sind wir mehr als zwanzig Meilen von der nächsten Küste entfernt, und Ihr versteht kein Boot zu steuern. Wie wollt Ihr dem Meer entkommen? Also, habt ein Einsehen und überlaßt uns Eure Waffen. So kostbar sie auch scheinen mögen, sie werden Euch doch wohl nicht Euer Leben wert sein! Ich schwöre bei Rastullah, daß wir Euch danach wohlbehalten an einem einsamen Küstenstrich absetzen werden, von wo aus Ihr binnen

eines Tages eine Stadt erreichen könnt.«

»Ihr hättet den Krug Wein annehmen sollen.« Omar richtete sich mit dem Rücken zum Mast auf und zog sein Tuzakmesser. »Ich bin der Siebente der Neun. Mich zum Kampf zu fordern, heißt zu sterben«, lallte er benommen.

»Wollt Ihr mir erzählen, daß ein großmäuliger Trunkenbold zu den Auserwählten des Kalifen gehört?« spottete der Kapitän. »Ihr seid einfach nur reich. Das erklärt Eure prächtige Ausrüstung. Ihr versucht, Euch im Ruhme der Neun zu sonnen! Wenn wir Euch töten, erweisen wir dem Kalifen noch einen Dienst. Wie könnt Ihr es wagen, Euch mit diesen Helden zu vergleichen!«

»Manche würden diese Helden sicher nur Mörder nennen. Womit wir uns dann auf gleichem Fuß begegnen, Kapitän,« Omar strich sich mit der Linken über die Stirn. Ihm war ein wenig schwindlig.

»Kommen wir zur Sache! Überlaßt uns Schild und Schwert dann werdet Dir leben.«

»Ich wünschte, ihr würdet es euch noch einmal anders überlegen. Wir haben doch vor zwei Stunden erst noch zusammen gelacht. Ich würde euch nur ungern töten.«

»Schlachtet das Großmaul!« brüllte der Kapitän, und seine Mannen stürmten mit blanker Waffe auf Omar los. Zwei der Männer griffen den Novadi von vorn an, während der Junge versuchte, ihn von hinten zu überwältigen. In silbernem Bogen schoß das Tuzakmesser durch die Luft. Der erste Angreifer

wollte mit einem Sprung ausweichen, doch konnte er der tödlichen Klinge nicht mehr entkommen. Die Waffe zerschmetterte sein linkes Schulterblatt und drang ihm tief in die Brust. Mit einem Ruck befreite Omar die Waffe und traf den zweiten Angreifer mit einem seitlich geführten Hieb dicht über dem Becken. Omar hatte sich bei seinem Angriff ein kleines Stück vom Mast entfernt, so daß sein Rücken jetzt nicht mehr gedeckt war. Mit einem flüchtigen Blick nach hinten erkannte er, daß der Junge mit hochgehobenem Entermesser in seine Richtung stürmte. Behende ging der Novadi in die Knie und drehte sein Schwert dabei so, daß die Klinge zwischen dem linken Arm und seinem Rumpf nach hinten zeigte. Im Sprung konnte der Schiffsjunge der Waffe nicht mehr ausweichen, und das Schwert bohrte sich ihm tief in die Brust. Der Kampf hatte nur wenige Augenblicke gedauert. Fassungslos starrte der Kapitän auf die Toten.

»Ihr hättet den Wein annehmen sollen. Seid klüger als sie!« Omar hielt sein Tuzakmesser nun wieder nach Maraskaner Art in Grundstellung. Dunkles Blut tropfte von der silbernen Klinge.

»Mein kleiner Bruder.« Die Augen des Kapitäns hafteten auf dem blassen Gesicht des Knaben, der inmitten einer Blutlache auf dem Deck lag. »Du hast meinen Bruder gemeuchelt!«

Der Novadi sah, wie sich die Muskeln am Schwertarm des Kapitäns spannten. Es wäre sinnlos gewesen, mit dem Mann reden zu wollen. Stumm

erwartete Omar den Angriff. Leise zischend schnitt sein Tuzakmesser durch die Luft, dann herrschte Totenstille auf dem kleinen Schiff.

Ernüchtert betrachtete Omar die vier Leichen. Er hatte diesen Ausgang nicht gewollt. War es seine Schuld gewesen? Hätte er den kostbaren Schild vor ihnen verbergen sollen? Wie sollte er ohne ihre Hilfe das Schiff segeln? Er wußte ja nicht einmal, in welcher Richtung das nächste Festland lag!

Halb verdurstet wurde Omar nahe Amarash an Land gespült. Zwei Tage lang war er hilflos auf See getrieben und hatte sich geschworen, von nun an bei seiner Suche nicht mehr auf die Hilfe Fremder zu vertrauen. Ein halbes Jahr lang blieb der Novadi in dem kleinen Dorf. Seinen Reichtum und seine Waffen verbarg er, um keinen Neid unter den armen Fischern zu wecken. Er ließ sich von ihnen in der Kunst des Booteführens unterweisen und verbrachte auch viel Zeit mit dem Mawdli des Dorfes, der Omar das Lesen und Schreiben beibrachte. Wie groß war das Glück des Wüstenkriegers, als er zum ersten Mal ohne fremde Hilfe die Zeilen zu entziffern vermochte, die Melikae ihm vor so langer Zeit geschrieben hatte! Zuerst ging es nur langsam vonstatten, und Buchstaben für Buchstaben bildete er sich ihre Worte, doch bald schon wurde er geübter, und nachdem das halbe Jahr verstrichen war, vermochte er selbst fremde Texte halbwegs flüssig zu lesen. Als er auch seinen Fähigkeiten, die er bei den Fischern erworben hatte,

so weit vertraute, daß er glaubte, ein Boot auf offener See beherrschen zu können, verließ er Amarash und segelte auf einem kleinen Transporter quer über den Meerbusen nach Khunchom. Dort kaufte er sich von den letzten Edelsteinen, die aus Gwenselahs Schätzen noch übriggeblieben waren, ein kleines, leicht zu segelndes Boot und begann, ganz auf sich gestellt, ein zweites Mal seine Suche nach Melikae.

Er segelte die Küste hinunter – von Khunchom im Norden bis Hot Alem im fernen Süden. In großen Häfen und kleinen Fischerdörfern suchte er nach Männern, die jene Insel mit dem Palast auf der Steilklippe kannten. Doch niemand hatte dort je angelegt oder eine solche Insel auch nur von weitem gesehen. Alles, was der Novadi zu hören bekam, war krauses Seemannsgarn über blutdürstige Piraten, eine Seeschlange, die angeblich im Selemer Grund ihr Unwesen trieb, oder von einem geisterhaften Schiff, das selbst im wildesten Sturm unter vollen Segeln durch die aufgepeitschte See glitt. Enttäuscht und verzweifelt suchte Omar selbst in jenem gefährlichen Seegebiet, das die Heiden das Boronsrad nennen, weil sich dort Hunderte von Riffen und Klippen aus dem Meer erheben. Doch auch hier fand er die Insel nicht, auf der Melikae verschollen war. Immer wieder versuchte er, mit Hilfe alter Kapitäne und ihrer Karten das Seegebiet einzugrenzen, in dem jene Phantominsel liegen mochte, doch erwies sich dies bei dem wenigen, das er über sie zu sagen wußte, als fast unmöglich. So wußte Omar weder, in wel-

che Richtung sein Boot damals – auf der Flucht aus Al'Anfa – abgetrieben worden war, noch konnte er sagen, wie viele Tage er im Fieber gelegen hatte. Ja, er wußte nicht einmal, ob das bornländische Schiff, das ihn aufgenommen hatte, aus dem Süden von Port Stoorrebrandt oder aus dem Norden von Festum her gekommen war. Immer wieder riet man Omar, seine Suche aufzugeben, und manch einer der Kapitäne hielt die Geschichte von dem Palast auf der Steilklippe wohl für einen Fiebertraum. Dennoch ließ sich der Novadi nicht entmutigen.

Neunundneunzig Gottesnamen dauerte die Suche Omars, und der Rechtgläubige erkennt an dieser Frist das Wirken des Einzigen Gottes. Auf seiner Fahrt erlebte der Beni Novad zahlreiche Abenteuer mit Ungläubigen und Piraten, ja einmal begegnete er sogar einer Seeschlange, doch sind dies Geschichten, die in einer anderen Nacht erzählt werden sollen. Im dritten Jahr also, nachdem der Novadi von Khunchom aufgebrochen war, geriet er in einen schrecklichen Sturm. Wind und Wellen trieben ihn steuerlos ins offene Meer hinaus. Als sich dann das Unwetter endlich legte, erkannte der zu Tode Erschöpfte am Horizont ein einsames Felseiland. Mit letzter Kraft steuerte er sein Boot zur Küste und fand hoch auf einer Klippe stehend den Palast, den er so lange gesucht hatte. Die Zeit hatte das einst prächtige Gemäuer verändert. Einige Teile des Dachs waren eingestürzt, und ein Erdrutsch hatte die Hälfte eines Seitenflügels in die Tiefe gerissen. Ganz offensichtlich war das Gebäude

nicht mehr bewohnt. Mit klopfendem Herzen hielt Omar auf die Anlegestelle am Fuß der Steilklippe zu. Seine Müdigkeit war vergessen. Eine Handbreit stand die Sonne im Westen noch über dem Horizont, als er sein Boot vertäute und die Felsen hinaufblickte. In all den Jahren, die seit dem großen Krieg vergangen waren, hatte er nicht einmal daran gedacht daß er den Palast verlassen oder zerstört vorfinden könnte. Immer war er davon überzeugt gewesen, daß alles sein Ende nehmen werde, wenn er nur die Insel wiederfände. Und jetzt ...? Ich darf nicht verzweifeln, ermahnte sich Omar. Seine Suche nach der Insel war nicht vergebens gewesen! Vielleicht fände er im Palast irgendein Zeichen von Melikae. Irgend etwas, aus dem sich schließen ließe, wohin er, sie oder Abu Dschenna gegangen waren. Entschlossen zog er sein Tuzakmesser und holte eine Sturmlaterne aus dem Boot. Jeden Stein auf dieser Insel würde er umdrehen!

Ob Abu Dschenna vielleicht wußte, daß er gesucht wurde? Womöglich gab es verborgene Fallen? Vorsichtig erklimm Omar die steile Treppe, bis er auf halber Höhe einen breiten Felsspalt erreichte, der seitlich zwischen die Klippen führte. Auch wenn die Insel verlassen schien, war es besser, sicherzugehen und auszuschließen, einen Feind im Rücken zu haben. So bog Omar ab und tastete sich, dem blassen Schein der Laterne folgend, durch die dunkle Klamm. Schließlich stand er vor einem aus dem Felsen gehauenen gewaltigen Grabmal. Eine grünlich angelaufene

Tür öffnete sich ins Innere. Sollte Melikae vielleicht ... Zitternd tanzte der Strahl der Blendlaterne über die Tür. Sie stand halb offen. Wäre dies der Ort, an dem er seiner Geliebten wiederbegegnete? Welch ein Hohn, nach all den Mühen und Entbehrungen vor einem offenen Grab zu stehen!

Entschlossen trat Omar durch den engen Türspalt. Seine Laterne riß einen kleinen Kegel goldgelben Lichts aus der Finsternis. Die Grabkammer war nicht sonderlich groß. Abgesehen von zwei mächtigen Steinblöcken in der Mitte schien sie fast leer. Zwei große Feuerschalen standen neben einem der beiden Mahnmale. Besorgt suchte Omar nach Hinweisen dafür, wem diese beiden Monumente gesetzt worden waren, und fand schließlich die Namen Abu Dschennas und Abu Tarfidems. Verwirrt untersuchte er erneut die beiden Steinblöcke. Es gab keine Ritzen und auch keine anderen Anzeichen dafür, daß die kunstvoll behauenen Marmorblöcke hohl waren und als Sarkophage dienten. Daraus, daß sie wie Totenbahnen hergerichtet waren, schloß Omar, daß die Leichname vielleicht gar nicht in ihrem Innern verborgen werden sollten. Dann jedoch waren sie wohl niemals benutzt worden, denn in der Grabkammer fand sich kein einziger Knochen oder irgend etwas anderes, das darauf hinwies, daß hier jemals ein Begräbnis stattgefunden hatte. In einer Ecke fand Omar eine Kiste mit verrotteten Kleidern, doch blieb dies der einzige Hinweis darauf, daß der mit bedrohlichen magischen Symbolen geschmückte

Grabraum je genutzt worden war. Überaus erleichtert, die unheimliche Stätte hinter sich lassen zu können, trat der Novadi in die Klamm hinaus und setzte seinen Weg zum Palast fort.

Überall in dem weitläufigen Gebäude fanden sich Anzeichen mutwilliger Zerstörung. In einem Kuppelsaal hatte man ein Feuer aus zerschlagenen Möbeln und Büchern gemacht. Alle Truhen, die Omar vorfand, waren aufgebrochen und die kostbaren Wandfresken mit Ruß verschmiert. An einigen Wänden hatte man sogar große Löcher in den Putz geschlagen. Der Künstler, der den Palast ausgestaltet hatte, mußte ein Mann mit einem merkwürdigen Geschmack gewesen sein. Manche der Szenen auf den Bildern kannte Omar aus Märchen oder Liedern, die meisten aber waren ihm fremd. Eins jedoch hatten alle gemeinsam. Immer wieder tauchten seltsame Ungeheuer oder Menschen mit Tierleibern auf. Wer auch immer den Palast geplündert hatte, schien vor diesen Bildern Angst gehabt zu haben. Jedenfalls wiesen die Malereien, die diese absonderlichen Kreaturen zeigten, die stärksten Beschädigungen auf. Omar lächelte verächtlich. Fast mochte man glauben, die Räuber hätten befürchtet, die Ungeheuer könnten zum Leben erwachen.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, und die Kerze in der Sturmlaterne war fast herabgebrannt, als Omar eine schmale Treppe fand, die zu einem großen Turmzimmer hinaufführte. Hier fand er ein großes morsches Bett und Dutzende von verfaulten Kissen.

An drei Seiten des Zimmers standen breite Fenster offen. Obwohl sich nichts Ungewöhnliches in diesem Raum fand, übte er eine seltsame Anziehungskraft auf Omar aus. Ob Melikae hier oben gefangen gewesen war? Der Novadi seufzte. Er würde es niemals erfahren. Eine Zeitlang blickte er auf das Meer, das silbern im Mondlicht glänzte. Es war fast windstill. Würde er seine Geliebte wohl jemals wiederfinden? Sie mußte mit einem Schiff von hier fortgebracht worden sein. Er sollte seine Suche in den nahegelegenen Hafenstädten wieder aufnehmen. Vielleicht fände er einen Seemann, der auf demselben Schiff gewesen war und sich an die Sharisad erinnerte. Es mußte doch jemanden geben, der wußte, wohin Melikae gebracht worden war!

Müde kauerte sich Omar in eine windgeschützte Ecke des Zimmers. Wehmütig nahm er die Rose aus dem kleinen Silberkästchen, das er um den Hals trug. Sollten seine Erinnerungen und die zarte Blüte alles sein, was am Ende von seiner Liebe noch blieb?

Ein leises Geräusch ließ Omar erwachen. Den Schlaf aus den Augen blinzeln, tastete er nach dem Griff seines Tuzakmessers. Er konnte noch nicht lange geruht haben. Der Mond war nur ein kleines Stück weitergewandert und warf noch immer sein silbernes Licht in das Turmzimmer. Stoffgeraschel und leises Knirschen erklangen aus einer finsternen Ecke. Wahrscheinlich Mäuse, die zwischen den verrottenen Kissen ein Nest bauen, dachte Omar. Doch an

diesem verwunschenen Ort war es besser, vorsichtig zu sein. Der Novadi beugte sich ein wenig vor, um zu der Bettstatt hinüberzuschauen. Kaum hatte er sich bewegt da tanzten aus tiefblauen Schatten zwei Schuhe in das langgezogene Lichtviereck, das eines der hohen Fenster auf den fleckigen Boden warf. Was Omar für Mäusegeraschel gehalten hatte, war das leise Reibungsgeräusch der dünnen Ledersohlen bei jeder Drehung. Die Schuhe waren aus grünem Samt und für ungewöhnlich zierliche Füße geschnitten. Schuhe, wie eine Sharisad sie trug!

Mit angehaltenem Atem, halb erschrocken, halb verwundert, beobachtete der Novadi, wie die Schuhe in weitem Kreis durch das große Zimmer tanzten. Erst etwas langsamer, dann wieder schneller. Ohne anzuhalten, huschten sie durch die hellen Lichtbahnen, die die Fenster warfen, oder tauchten in den Schatten abseits der silbrig schimmernden Vierecke. Nur an einer Stelle, an der ein kleiner Haufen Schutt auf dem Boden lag, verschwanden sie kurz, so als würden sie von den Trümmern verschlungen, doch schon im nächsten Augenblick waren sie wieder zu sehen.

Erst als das Mondlicht aus dem Turmzimmer wich, verschwanden auch die tanzenden Schuhe. Bis dahin, zwei Stunden oder länger, sah Omar ihnen zu. Zuletzt hatte der Novadi das Gefühl, als drücke ihm eine unsichtbare Hand die Kehle zu. Kaum konnte er noch atmen – unerträgliche Wehmut quälte ihn. Unfähig, sich noch länger zu beherrschen, rannen ihm heiße Tränen über die Wangen. Er war sich nun

sicher, daß in diesem Zimmer einst Melikae gefangen gewesen war. Diese geisterhafte Erscheinung konnte nur eines bedeuten ... Omar schluchzte leise. Sie war von jenseits der Schwelle des Todes zu ihm zurückgekehrt, um noch einmal für ihn zu tanzen und Abschied zu nehmen. Auch wenn er nirgends auf der Insel ein Grab von ihr hatte finden können, so mußte sie doch hier irgendwo ihren letzten Atemzug getan haben. Mit ihr war der einzige Mensch gegangen, der ihm in seinem Leben noch etwas bedeutet hatte.

Warum nur bin ich in den Krieg gezogen? fragte sich Omar, fast wahnsinnig vor Schmerz. Hätte er seine Suche sofort begonnen, vielleicht hätte er sie noch retten können! Und warum hatte Rastullah ihn so lange auf Irrwege geführt? War es die Strafe des Gottes dafür, daß er so oft seinen heiligen Namen verflucht hatte?

Erst die Morgensonne brachte Omars Tränen zum Versiegen. Sein Entschluß stand fest. Er würde Melikae auf ihrer letzten Reise nachfolgen! Doch vorher wollte er Abu Dschenna suchen. Die Grabkammer des Magiers war leer. Irgendwo mußte dieser Schurke zu finden sein, und er sollte mit seinem Leben für alles büßen, was er Melikae angetan hatte!

»Dunkel und ungewiß sind die Gerüchte, die man seit jener Nacht von Omar hört. Es heißt, er habe die Geschichte eines Kapitäns verfolgt, der inmitten eines schrecklichen Sturms seine Fahrgäste gezwungen hat, in ein Beiboot zu steigen. Doch konnte der Novadi den Mann nicht finden. Auch zog

Omar wieder durch die großen Hafenstädte, auf der Suche nach einer Zedrakke, die manchmal für Abu Dschenna gegelt sein soll. Doch auch diese Suche war vergeblich.

So kehrte der Verschleierte nach Unau zurück und kaufte von einem verkrüppelten Salzgänger an den Ufern des Cichanebi ein schwarzes Roß, das Dämonenblut in den Adern hatte und böseartig wie ein Skorpion war. Von nun an galt das Leben des Novadi allein dem Ziel, jenen Mann zu finden, dem er den Tod geschworen hatte. So begab es sich, daß Omar bei den Magierakademien im Land der Ersten Sonne vorsprach, doch wußte dort niemand, was aus Abu Dschenna geworden war.

Manche behaupten auch, der Novadi habe jenes abgelegene Tal im Khoram-Gebirge gefunden, in dem eine seltsame alte Frau mit einer Schar Vermummter lebt und sich ängstlich vor den Blicken der Fremden verbirgt. Doch Rastullah allein weiß, wieviel Wahrheit in diesen Worten liegen mag.

Wahrhaftig hingegen ist, daß ich erst vor wenigen Gottesnamen vertrauenswürdige Männer getroffen habe, die behaupteten, Omar noch selbst begegnet zu sein. Die Jahre seiner Wanderschaft haben ihn nicht zu beugen vermocht, und er scheint wie der Wind der Wüste geschaffen, von dem Scheich Sun Yad'n sagt; Zu Tausenden habe er vor sich hergetrieben die Jahrhunderte wie auch die Sandkörner, denn sie sind ein und dasselbe vor ihm, und er kennt nicht der Zeiten Gebot. Doch wer weiß, ob der Wunsch nach Rache einen Mann unsterblich machen kann oder ob es nur noch ein Gespenst ist, das Abu Dschenna verfolgt? Ich werde euch die Antwort darauf gewiß nicht mehr geben können. Wenn ich aber dereinst gestorben bin, dann geht hinaus in die Palmhaine der Stadt

und, sofern der Wind von Süden weht – dorthier, wo die große Khom liegt –, werdet ihr vielleicht in den Wipfeln raunen hören, was ich nicht zu sagen vermochte.«

Im Basar der Teppichhändler herrschte bedrücktes Schweigen. Mahmud betrachtete die Gesichter seiner Zuhörer. In manchen spiegelte sich tiefe Nachdenklichkeit, andere wiederum wirkten melancholisch oder auch enttäuscht, weil seine Erzählung kein glückliches Ende genommen hatte. Almandina, die längst zurückgekehrt war und wieder ihr altes zerlumptes Kleid trug, stand zögernd in einem Hauseingang. Offenbar war sie zu dem Schluß gekommen, daß es jetzt nicht geboten sei, mit der Holzschale loszuziehen und die Zuhörer um den Lohn des Märchenerzählers zu bitten.

Der kleine Omar war der erste, der es wagte, Mahmud eine Frage zu stellen. Die anderen tuschelten zwar untereinander, doch scheuten sie sich, in die Richtung des alten Mannes zu blicken. »Gibt es diesen Omar wirklich?« Der Junge flüsterte, fast so, als habe er Angst, der Verschleierte könne ihm bei seinen Worten zuhören.

Mahmud nickte. »Ja, Omar gibt es, ebenso wie Abu Dschenna und Melikae.« Der Märchenerzähler hatte die Stimme erhoben, so daß alle ringsumher seine Antwort verstehen konnten. Schlagartig wurde es wieder still in der engen Gasse. Die Scheu, die die meisten eben noch vor ihm empfunden hatten, schien wie durch einen Zauber plötzlich verschwunden. So,

als erhofften sie doch noch eine glückliche Wendung der Geschichte, hingen ihre Augen wieder an seinen Lippen. Mahmud kannte diese Wirkung gut. Schon ungezählte Male hatte er die Geschichte von Omar und Melikae erzählt. Vielleicht würde sie sich ja dieses Mal doch noch zum Guten wenden.

»Ihr alle habt es sicher schon geahnt, meine Freunde, es war kein Märchen, das ich euch in den letzten Tagen erzählt habe, und ob die Geschichte ein gutes Ende nimmt oder nicht, liegt nun bei euch. Es gibt zwei Männer, die hoffen, daß Melikae nicht den Tod gefunden hat, als der Sturm sie ins Meer riß. Freilich mögt ihr jetzt einwenden, daß die tanzenden Schuhe im Palast Abu Dschennas ein deutliches Zeichen aus der Welt der Geister sind, doch bedenket auch, daß diese einsame Insel ein verfluchter Ort ist und der vermeintliche Spuk vielleicht nur das Blendwerk eines Dämons war. Wenn also einer unter euch ist, der jemals eine Frau gesehen hat, auf welche meine Beschreibung Melikaes zutreffen könnte, so möge er nun vortreten und die Stimme erheben.« Einige der Zuhörer flüsterten untereinander. Mahmuds Herz schlug ein wenig schneller. Wie oft war er schon enttäuscht worden ... Stumm betete er zu Rastullah.

Mit jedem Augenblick, der verstrich, wurde seine Hoffnung geringer. Ihm war einfach kein Glück beschieden! Mit einem leisen Seufzer richtete er sich auf und erhob erneut die Stimme. »Wenn aber keiner von euch je von ihr gehört hat, so möchte ich euch bitten, mich für die Geschichte so zu entlohnen, wie

es euch euer Herz befiehlt, denn ihr entscheidet mit euren Gaben, ob ich die Suche nach der Sharisad weiter fortsetzen kann.«

Aus den Augenwinkeln beobachtete der Märchen-erzähler, wie Almandina sich nun ein Herz faßte und mit ihrer Holzschale vortrat, um den Lohn für die Geschichte einzusammeln. Jemand zupfte Mahmud am Ärmel, und der Alte blickte zur Seite. Es war der kleine Omar, der ihn mit großen Augen anblickte. »Ich glaube nicht, daß Melikae in dem Sturm ertrunken ist. Bestimmt hat sie ihr Freund, der Dschinn der Lüfte, gerettet. Abu Dschenna hatte ihm doch befohlen, auf die Sharisad aufzupassen.« Mahmud war so gerührt von den Worten des Jungen, daß er zunächst keine Antwort fand.

»Vielleicht hat Abu Dschenna selbst Melikae errettet? Schließlich fand Omar seine Gruft leer, und niemand ...« Ein schriller Schrei am Ende der Gasse ließ den Jungen erschrocken innehalten.

»Er ist hier!« ertönte es aus Richtung des Basars der Kupferschmiede. »Rastullah hat die Märchengestalten des Alten lebendig werden lassen!«

Mit zusammengekniffenen Augen spähte Mahmud in die Finsternis. Die Nacht war schon weit fortgeschritten. Die wenigen Fackeln und Öllämpchen, die die Besucher mitgebracht hatten, reichten bei weitem nicht aus, um die Dunkelheit aus den Winkeln des gewundenen Basars zu vertreiben. In die Menschenmenge war inzwischen Bewegung gekommen. Ein Soldat hatte sein Krummschwert gezogen.

Zwischen den Zuhörern bildete sich eine Gasse. Mit ungläubigen Gesichtern wichen Männer wie Frauen bis zu den Hauswänden zurück, und ein halb ängstliches, halb neugieriges Raunen erhob sich.

Jetzt endlich sah auch Mahmud, was die Menschen im Basar so sehr in Aufregung versetzte. Ein schlanker Mann mit schwarzem Schleier vor dem Gesicht kam auf ihn zu. An der Seite trug er ein geschwungenes Tuzakmesser, und ein silberner Dolch steckte in seinem Gürtel. In aller Ruhe umrundete er die Sänfte, die ihm halb den Weg versperrte. Die Leibwächter des Erhabenen musterten ihn mißtrauisch.

Zwei Schritt vor Mahmud blieb er stehen. Es war totenstill auf dem Basar geworden. Hundert und mehr Augenpaare hafteten auf den beiden Männern.

»Ich grüße dich, Mahmud! Oder sollte ich dich lieber bei deinem einzig wahren Namen nennen, Hammud ben Hassan? Ich wünschte, Maliks Pfeil hätte dich und nicht deinen Hund getroffen! Du weißt, ich bin hier, um zu Ende zu bringen, was mit dem Tod von Himmelsauge begonnen hat. Steh auf, alter Mann, und folge mir auf den Richtplatz vor der Stadt!«

»Bist du von Sinnen, Fremder?« Einer der Wächter neben der Sänfte war an die Seite des Verschleierten getreten. Die Hand des Kriegers lag auf dem Knauf seines breiten Khunchomers. Überrascht faßte Mahmud den Soldaten ins Auge. Von dieser Seite hätte er nicht mit Unterstützung gerechnet. »Du weißt, ein Märchenerzähler ist unberührbar, es sei denn, ein

Herrscher fordert seinen Tod!«

Der schwarzgewandete Fremde schien die Worte des Mannes gar nicht zu hören. Unverwandt betrachtete er den Alten, so daß es dem Märchenerzähler kalt den Rücken hinabließ. Mit Schrecken dachte Mahmud an den Traum, den er am Morgen im Theater gehabt hatte. Es war sinnlos, dem Tod länger davonlaufen zu wollen!

Der Soldat packte den Verschleierte grob am Arm und versuchte, ihn von Mahmud wegzuzerren. »Dich werde ich lehren, das Recht dieser Stadt mit Füßen zu treten, du räudiger Hund! Du sollst ...« So schnell, wie ein Falke auf seine Beute herabstößt, hatte der Fremde seinen Dolch gezogen und preßte ihn dem Soldaten an die Kehle.

»Wer mich beleidigt, der verhöhnt zugleich den Ersten aller Gläubigen, und ich werde nicht dulden, daß der Name des Kalifen besudelt wird! Ich bin Omar, der Siebente der Neun, und ich bin gekommen, meinen Schwur einzulösen. Manches von dem, was dieser alte Mann erzählt hat, war gelogen, doch in einem sprach er wahr. Seit der Schlacht von Tarfui hat mich niemand mehr im Kampf bezwungen. Das sollte jeder wissen, der nun darüber nachdenkt, ob er sich mir in den Weg stellen will. Wenn ich das Leben des Märchenerzählers fordere, so ist dies mein gutes Recht, denn dieser alte Mann ist kein geringerer als Abu Dschenna!«

Totenstille senkte sich über die Menge. Die Menschen tauschten stumme Blicke. Es schien eine hal-

be Ewigkeit zu vergehen, bis schließlich dumpfes Raunen einsetzte. »Lüge!« gellte eine Stimme aus einem dunklen Hauseingang. »Beweise deine Worte, elender Halsabschneider!« Dicht an die Hauswand gedrängt, hatte sich der Vater des kleinen Omar herangeschlichen und zerrte den Jungen von der Seite des Märchenerzählers fort, während der Tumult im Basar immer lauter wurde und auch Omar leidenschaftlich in die Beschimpfungen auf den Fremden einstimnte.

Unverwandt blickte der Verschleierte Mahmud an. »Gesteh deinen Betrug. Wir beide wissen, daß ich recht habe!«

Der Märchenerzähler fuhr sich mit der Zunge über die trocknen Lippen. Was würde geschehen, wenn er leugnete? Könnte er sich so noch einmal sein Leben erkaufen? Omar würde es doch wohl nicht wagen, ihn inmitten dieser Menschenmenge umzubringen.

»Wie kannst du so sicher sein, einen Mann zu erkennen, den du nur zweimal in deinem Leben gesehen hast?« Almandina hatte sich schützend vor Mahmud gestellt. »Wir alle haben gehört, wie sehr Abu Dschenna durch seine üblen Zauber entstellt wurde. Wie kannst du einen Mann erkennen, der binnen eines Jahrzehnts um ein halbes Jahrhundert gealtert ist? Allein Rastullah wäre dazu fähig.«

Der Kreis der Menschen hatte sich enger um den Fremden zusammengezogen. Mahmud sah, daß etliche der Männer Dolche gezückt hatten. Sogar Meister Arom, der Zwerg, hatte ein kurzes Schwert in der

Hand und schien bereit, ihn zu verteidigen. Mahmud war erstaunt, wie sehr ihn die Menschen in nur drei Tagen ins Herz geschlossen hatten. Doch gerade deshalb durfte er nicht zulassen, daß das Blut Unschuldiger vergossen wurde. Eben wollte er die Stimme erheben, als er sah, wie sich die Vorhänge der Sänfte teilten. Ein Mann mit rotem Turban und goldbesticktem schwarzen Kaftan trat in den Basar. Es war Harun al Matassa. Offenbar hatte er seit den Tagen, da sie gemeinsam die Ars magica studierten, seine Vorliebe für Schmuck und üppige Gewänder beibehalten.

»Haltet ein!« Mit gebieterischer Geste reckte Harun seinen schwarzen, mit rotem Gold beschlagenen Zauberstab in die Höhe. »Auch ich glaube, in diesem alten Mann jenen Abu Dschenna zu erkennen, mit dem ich einst gemeinsam in den arkanen Künsten unterwiesen wurde. Seine Stimme gleicht der des Mannes, den ich kannte, doch sind sein Aussehen und sein Gebaren derart verändert, daß ich meinen Ohren kaum zu trauen vermag. Wenn nun aber die Geschichte tatsächlich wahr ist, die wir heute nacht zu hören bekamen, so muß der Märchenerzähler, den wir als Mahmud kennen, eine Brandnarbe haben, die sich in drei Spiralen um seinen rechten Oberarm windet. Sollte sich dieses Mal an seinem Körper finden, so sei er dem Schwert des Verschleierte überlassen. Kraft meiner Macht als Erhabener wird dann seine Unberührbarkeit gebannt, denn ein Mann wie Abu Dschenna verdient den Schutz dieser Stadt nicht. Findet sich aber keine Narbe, so ist er frei und mag

gehen, wohin er will.« Harun warf Mahmud ein böses Lächeln zu. »Wachen, zieht dem Alten den Kaftan aus!«

Was mag dem Magier nur solche Angst bereiten? fragte sich Mahmud, als die Soldaten sich durch die Menge drängten. Ob Harun fürchtet, ich sei nach Fasar gekommen, um ihm Amt und Würden streitig zu machen? Wie dem auch sein mochte, er würde sich nicht von den Kriegern des Erhabenen demütigen lassen!

»Es stimmt, ich bin Abu Dschenna!« Mahmud streifte den Ärmel seines Kaftans zurück und hielt den Arm in die Höhe, damit jeder die Narbe sähe, die sich um seinen dünnen Arm wand. »Als meine treue Amme glaubte, ich sei gestorben, muß ich in tiefer Ohnmacht gelegen haben. Erst das Brüllen eines Sturmes brachte mich wieder zu Bewußtsein. Als ich, noch schwach von meinen Wunden, die Klippe hinauftaumelte, fand ich meinen Palast verlassen. Bei dem Versuch, meine Schmerzen durch Magie zu besiegen, offenbarte sich mir noch in derselben Nacht, daß ich meine ganze Zauberkraft verloren hatte. Ich war wieder zu dem geworden, der ich einst gewesen war, bevor aus Zorn und Schmerz meine magische Begabung geboren wurde. Abu Dschenna hatte sich in Hammud ben Hassan zurückverwandelt. Doch da dies der Name eines Knaben war, nannte ich mich Mahmud und verließ meine Insel in der Hoffnung, ich könnte noch einmal das Herz der Sharisad gewinnen, für die ich auch heute noch mein Leben gäbe.

Als ich ihre Spur jedoch nicht zu finden vermochte, zog ich fortan von Stadt zu Stadt, um die Geschichte von Omar und Melikae zu erzählen, denn ich glaubte, so könnte ich vielleicht jemandem begegnen, der wüßte, wo die Sharisad zu finden sei.«

»Genug der Worte!« Harun zeigte drohend mit seinem Zauberstab auf den Märchenerzähler. »Dieser Mann hat gestanden, mit Dämonen paktiert zu haben. In unheiligen Ritualen hat er Dutzende von Menschen getötet. Ich schenke ihn dir, Omar. Meine Männer werden euch bis auf den Richthügel vor der Stadt bringen. Dort magst du seinem Leben ein Ende bereiten!«

Fast drei Stunden waren vergangen, als sie den Richtplatz erreichten. Eine Bettlerin hatte Abu Dschenna begleitet, die den schurkischen Magier stützte, obwohl sie selbst nur humpelnd vorwärtskam. Zweimal hatte Omar versucht, sie zu vertreiben, doch wollte sie einfach nicht von der Seite des Alten weichen. Schließlich hatte der Novadi es aufgegeben. Die junge Frau war die einzige, die Abu Dschenna die Treue hielt. Nach dem Eingreifen des Erhabenen hatten sich die Menschen im Basar schnell zerstreut, und keiner war geblieben, um für den Märchenerzähler zu sprechen.

Der Richtplatz lag ein gutes Stück vor der Stadt auf einem Hügel. Der Weg hinauf war von Stangen gesäumt, auf denen man Schädel aufgespießt hatte. Die Soldaten des Erhabenen blieben am Fuß des Hügels

zurück. Offenbar fürchteten sie sich, die Stunde des morgendlichen Zwielfchts an diesem unheimlichen Ort zu verbringen. Im Osten kündete ein silbergrauer Lichtstreifen den Sonnenaufgang an.

Als sie auf der Kuppe des Hügels angelangt waren, ließ Omar den Blick über die Landschaft schweifen. Im Westen erstreckte sich Fasar mit seinen weit ausgreifenden Elendsvierteln, die wie eitrige Geschwüre entlang der großen Karawanenstraßen ins Hügelland hinauswucherten. In der Mitte der Stadt hingegen erhoben sich zahllose Minarette und hochaufragende Tempel, deren Bronzekuppeln golden im ersten Sonnenlicht schimmerten. Hinter der Stadt stiegen die Ausläufer des Raschtulswalls in steinernen Kaskaden immer weiter hinauf, bis ihre Gipfel beinahe den Himmel zu berühren schienen, als wäre das Gebirge nichts als eine titanische Treppe, mit deren Hilfe ein längst vergessenes Riesengeschlecht einst versucht hatte, Rastullahs himmlische Gärten zu erreichen.

Nach Norden, Süden und Osten zog sich, so weit das Auge reichte, sanftes Hügelland. Hier und dort schmiegt sich Gehöfte und kleine Villen in die flachen Täler. Gehölze gab es nahe der Stadt fast gar nicht mehr, doch sah man dafür allenthalben steile Hügel, deren Hänge dicht an dicht mit Weinstöcken bepflanzt waren.

In der Nähe des Richtplatzes änderte sich die Landschaft. Die flachen Berge waren zerwühlt, und wie ein Spinnennetz breiteten sich Hunderte lehmiger

Straßen und Trampelpfade zur Stadt hin aus. Dunkle Löcher klafften in der Erde, und ganze Hügelflanken wurden, in Terrassen eingeteilt, langsam abgetragen. Ungezählte Generationen von Arbeitern hatten hier nach den Edelsteinen gegraben, die den Reichtum von Fasar begründeten. Feurige Almandine, kristallklare Adamanten und Korunde, so blau wie das Meer an einem Sommertag, lagen hier tief in der Erde verborgen. Tausende von Menschen träumten davon, dort an einem einzigen Nachmittag Reichtum für ein ganzes Leben zu erwerben, und doch schaffte es nur alle paar Jahre einer, dem Elend der Adamantenfelder den Rücken zu kehren, um sein Leben in Ruhm und Reichtum zu beenden.

Lange betrachtete Omar gedankenversunken das weite Land. Viele Jahre hatte er diesen Morgen herbeigesehnt, die Stunde, da er dem Leben Abu Dschennas ein Ende setzen konnte, doch jetzt vermochte ihm sein Erfolg keine Freude zu bereiten. Die Jagd nach dem Magier war zum einzigen Inhalt seines Lebens geworden. Was sollte er anfangen, wenn der Schurke gerichtet war? Sich selbst das Leben nehmen, so wie er es sich einst geschworen hatte? Voller Verachtung blickte er zu dem alten Mann hin, der sich auf den Boden gekauert hatte und ergeben sein Schicksal erwartete. Omar fluchte leise. Er hatte darauf gehofft, daß der Zauberer sich wehren werde. Mit übler Magie, Dämonen und Dschinnen hatte der Novadi gerechnet. Nicht aber damit daß der Märchenerzähler tatsächlich alle seine Zauberkräfte verloren hatte und

sich, ohne Widerstand zu leisten, gefangennehmen ließ.

Vielleicht hatte Abu Dschenna ja recht, als er behauptete, die tanzenden Schuhe, die in hellen Mondnächten im Palast auf der Steilklippe erschienen, seien nichts weiter als dämonisches Blendwerk. Womöglich lebte Melikae wirklich noch. Doch wo, in Rastullahs Namen, sollte er sie noch suchen?

Der Novadi schüttelte den Kopf und zog das Tuzakmesser aus der prächtigen Scheide. Es war besser, den langen Weg zu Ende zu bringen. Als Omar sich umdrehte, blickte Abu Dschenna ihn mit leeren Augen an. Der alte Mann hatte sich vollkommen in sein Schicksal ergeben. Er zeigte weder Willen zum Widerstand noch das geringste Anzeichen von Angst. Er erwartete den tödlichen Schwerthieb, so als habe er sich schon seit Jahren mit seinem Los abgefunden. Ganz anders verhielt sich die kleine verkrüppelte Bettlerin. Jetzt, als die Wachen des Erhabenen außer Sichtweite waren, schien sie neuen Mut gefaßt zu haben. Schwankend richtete sie sich auf und stellte sich Omar in den Weg.

»Woher nimmst du das Recht, dich zum Richter aufzuspielen, Verschleierte? Glaubst du, dem Urteil Rastullahs vorgreifen zu müssen?«

Ärgerlich drängte Omar die hagere Frau zur Seite. »Es ist das Gesetz der Blutrache, dem ich folge, Abu Dschenna hat gegen die Gebote Rastullahs gefrevelt und Dutzenden von Unschuldigen einen grausamen Tod gebracht. Vor allem aber hat er mein Leben

zerstört, als er mich grausam von meiner Geliebten trennte.«

»Und tat er das nicht im Auftrag von Melikaes Vater? Wie kannst du jemandem zürnen, der nur das Werkzeug der bösen Tat war? Und was den Tod von Unschuldigen betrifft, was glaubst du wohl, von wessen Hand mehr Menschen den Tod gefunden haben? Weißt du überhaupt, wie viele Männer und Frauen du in den letzten Jahren getötet hast?«

»Ich habe niemals selbstsüchtig gemordet. Das Recht war stets auf meiner Seite, wenn ich in den Kampf zog.«

»So wie damals, als du dem Kalifen als Henker dienstest! Ist es gerecht, einen Mann allein dafür zu töten, daß er – fehlgeleitet von den Worten aufrührerischer Mawdliyat – den Mut seines Herrschers anzweifelt?« Die Bettlerin versuchte erneut, sich zwischen Omar und den alten Magier zu drängen.

»In deinen Augen bin ich also ein Schurke?« Der Novadi lachte bitter. »Ich denke, damit kann ich leben.«

»Aber deine Rache ist sinnlos! Wie willst du jemanden töten, den deine Geliebte schon längst ermordet hat? Abu Dschenna starb in dem Felsengrab auf der Klippeninsel, gerichtet durch die Sharisad. Der, den du hier vor dir siehst, mag zwar im Leib des Magiers stecken, doch ist Mahmud ein neuer Mensch, der nichts mehr mit dem Abu Dschenna gemein hat.«

Der Novadi verschloß sich gegen die flehenden Worte der Bettlerin. Nichts brächte ihn davon ab, sei-

nen Eid zu erfüllen. Auch Abu Dschenna schien klar zu sein, daß es zwischen ihnen nichts mehr zu sagen gab. Die ganze Zeit über hatte er demütig und ohne ein Wort auf den tödlichen Hieb gewartet. Vielleicht hatte er, weil er ein Märchenerzähler war, besser als die Bettlerin begriffen, daß es der Geschichte von vornherein bestimmt war, hier, auf diesem Hügel vor Fasar, ihr Ende zu nehmen.

Omars Tuzakmesser beschrieb einen blitzenden Kreis, als sich die junge Bettlerin verzweifelt zwischen den Magier und das Schwert warf. Mit einem Fluch versuchte der Novadi, dem Schlag im letzten Moment eine andere Richtung zu geben, doch konnte er nicht mehr verhindern, daß seine Klinge die Bettlerin an der Schulter streifte und einen tiefen Schnitt in ihrem Oberarm hinterließ.

»Du törichtes Weib! Wie kannst du so leichtfertig dein Leben fortwerfen?« Wütend stieß Omar sein Schwert in die Scheide und beugte sich herab, um nach der Wunde zu sehen.

Die Bettlerin war leichenblaß. Zitternd preßte sie die rechte Hand auf den Schnitt. »Welches Leben? Mahmud hat mir ein neues Leben schenken wollen. Wenn du ihn tötest, dann kannst du gleich auch mich töten, denn du zerstörst alle meine Hoffnungen, nicht schon bald vor Hunger in einer dreckigen Gasse zu krepieren. Ein Schwerthieb ist gnädiger als ein solcher Tod.«

Abu Dschenna war aus seiner Lähmung erwacht. Besorgt nahm er die Bettlerin in die Arme und strich

ihr durch das strähnige Haar. Verwundert betrachtete Omar den alten Mann. Sein Verhalten paßte so gar nicht zu dem Bild des skrupellosen Schwarzmagiers. Sollte die Bettlerin mit ihren Worten recht haben? War der wirkliche Abu Dschenna tatsächlich in dem Felsengrab gestorben? Unschlüssig lag Omars Rechte auf dem Griff seines Tuzakmessers. Würde der Tod des Magiers seine Wut und seine Trauer beenden? Lange blickte er forschend in das ausgezehrte Gesicht seines Feindes. Der Alte versuchte, die Wunde der Bettlerin notdürftig mit einem Lumpenstreifen zu verbinden, den er sich vom Saum seines Gewandes abgerissen hatte.

Abu Dschenna hatte einen Menschen gefunden, der ihn liebte und den er in seinem Leben noch glücklich machen konnte. Das war mehr, als Omar von sich behaupten konnte. Der Krieger wandte sich von dem seltsamen Paar ab und ging zu seinem Pferd. Aus den Satteltaschen kramte er ein sauberes Leinentuch und ein kleines Fläschchen aus rotem Karneol hervor.

»Gib ihr das zu trinken!« Die Stimme des Novadis klang rauh. »Es wird ihre Wunde von innen heraus schließen. In der Flasche ist ein wirksames Zaubermittel, das ich in der Rashduler Akademie geschenkt bekam.«

Stumm nahm Abu Dschenna das Karneolfläschchen entgegen und wechselte den Lumpen gegen das saubere Tuch, das Omar mitgebracht hatte.

»Wirst du deine Suche weiterführen?« Der Novadi blickte den Alten mißtrauisch an. »Ich wünsche nicht,

dir noch einmal zu begegnen.«

Der Magier schüttelte den Kopf. »Es ist vorbei. Ich bin einem Traum nachgelaufen. Wenn Melikae noch lebt, dann will sie nicht gefunden werden. Auch du solltest die Augen öffnen, Omar. Such einen Menschen, der dir die Liebe zurückgibt, die du ihm entgegenbringst. Vergiß Melikae! Die Suche nach ihr vergiftet dein Leben.«

»Ich habe dich nicht um deinen Rat gefragt, alter Mann. Du magst dein Leben behalten. Bedank dich bei deiner Bettlerin! Wenn ich dich ziehen lasse, dann ist es allein ihr Verdienst.« Ohne sich noch einmal nach den beiden umzudrehen, ging Omar zu seinem Pferd und schwang sich müde in den Sattel. Sein Blick schweifte über die elenden Vorstädte von Fasar, und er mußte an Persihan denken. Sollte er sie und ihre Kinder mit sich nach Unau nehmen? Die Hure hatte ihn mit ihrem Stolz beeindruckt, und vielleicht würde ein Kinderlachen in den Gärten seinen großen Palast freundlicher gestalten. Der Novadi dachte an das grausame Schicksal, das bislang alle ereilt hatte, die ihn auf seinem Weg eine Weile begleiteten. War der Fluch, der auf ihm lastete, jetzt endlich gebrochen? Rastullah sollte entscheiden, ob er es wagen durfte, zu Persihan zurückzukehren!

Der Novadi ließ die Zügel aus den Händen gleiten und saß völlig still im Sattel. Sein Rappe schnaubte unruhig. Er war es nicht gewohnt, daß Omar ihn seinen Weg selbst wählen ließ. Offensichtlich verwirrt, drehte der Schwarze den Kopf nach ihm und

blickte Omar fragend an. Als der Novadi sich immer noch nicht rührte, trottete der Hengst schließlich den Hügel hinab und schlug einen der schmalen Wege ein, die in die Richtung der Stadt führten.

Schon am Nachmittag war die Wunde der Bettlerin durch den Zaubertrank, den Omar ihnen überlassen hatte, wieder verheilt. Nicht die kleinste Schramme war von der Verletzung zurückgeblieben. Die Sonne im Rücken, wanderten Mahmud und Almandina nach Osten in das weite Hügelland, hinter dem irgendwo das Meer lag. Ihre beiden Schatten, die lang auf den Weg vor ihnen fielen, waren fast miteinander verschmolzen.

Mahmud konnte immer noch nicht fassen, daß Omar ihn hatte ziehen lassen. In Zukunft würde er seine Geschichte über Omar und Melikae anders erzählen. Vielleicht sollte er den Verschleierten ein wenig gütiger darstellen. Oder wäre es besser, diese unselige Geschichte für immer aus dem Schatz seiner Märchen und wunderbaren Erzählungen zu streichen? Mahmud blickte den langen staubigen Weg entlang. Wenn der nächste Baum, an dem sie vorbeikamen, eine Zypresse war, dann würde er die Geschichte seines Lebens auch weiterhin erzählen, aber sonst, so schwor er sich, wollte er darüber auf immer schweigen.

»Woran denkst du, Mahmud?«

»Ich habe überlegt, ob es nicht an der Zeit ist, dir eine neue Geschichte beizubringen. Schließlich soll-

test du mehr als nur ein Märchen kennen, wenn du einmal mit deiner Kunst berühmt werden willst.«

Almandina lachte fröhlich. »Da hast du sicherlich recht. Doch ich bestehe darauf, daß es diesmal keine wahre Geschichte ist, die du mir erzählst.«

Mahmud räusperte sich ernst. »Weißt du, auf die eine oder andere Art sind alle Geschichten wahr. Das gehört zu den Geheimnissen der Märchenerzähler.«

»Und wenn du mir eine alte Geschichte erzählst?«

»Du würdest dich wundern, wenn du wüßtest, wie selbst alte Geschichten noch bis in unsere Tage nachwirken.«

»Dann erzähl mir ein Märchen, das so alt ist, daß es die meisten Leute vergessen haben.«

Mahmud stieß einen Seufzer aus. Dann strich er sich nachdenklich über den Bart und versuchte, sich an eines der Märchen zu erinnern, die er vor langen Jahren in seinem Palast auf der Klippe gelesen hatte.

»Es begab sich im letzten Herrschaftsjahr des Kalifen Bastrabun, der einst die Echsen aus dem Reich der Ersten Sonne vertrieben hatte, daß der alte Herrscher seine sieben tapfersten Scheichs zu sich rufen ließ, um ...«



Erklärung aventurischer Begriffe

Rastullah = Nach dem Glauben der Novadis der Weltenschöpfer und einzige Gott; erschien vor ca. 250 Jahren in Keft und verkündete 99 Gebote, hat neun Frauen, die z. T. als Schutzpatroninnen gelten.

Hellah = erste Frau Rastullahs, einst eine mächtige Sultanin in den Ländern des Westens.

Orhima = zweite Frau Rastullahs, einst eine Wesirin; gilt als Beraterin Rastullahs und ist Sinnbild der Gerechtigkeit.

Shimja = dritte Frau Rastullahs, Schutzpatronin der Erfinder und Entdecker.

Rhondara = vierte Frau Rastullahs, Schutzpatronin der Krieger; ihr Sinnbild ist die Löwin.

Heschinja = fünfte Frau Rastullahs, Schutzpatronin der Weisen und Magier; ihr Sinnbild ist die Schlange.

Dschella = sechste Frau Rastullahs, einst eine Tänzerin; Schutzpatronin der Sharisad.

Marhibo = siebte Frau Rastullahs, auch die Schweigsame genannt; sie hält die Erinnerung an die Toten und das Vergangene wach.

Khabla = achte Frau Rastullahs, Schutzpatronin der Jungen und Schönen, Verkörperung der Lust.

Amm el-Thona = neunte Frau Rastullahs, einst eine Sultanin im kalten Norden, schön und grausam; wird oft mit der Sonnenscheibe gleichgesetzt.

Abu Dhelrumun ibn Chamallah = Kalif in Mherwed zu Beginn des Kriegs in der Khom; berüchtigt durch den zu niedrigen Goldanteil der Denare, die unter seiner Regierungszeit geschlagen wurden.

Achan = Oase in der westlichen Khom; gehört zum Stammesgebiet der Beni Terkui.

Adamant = tulamidisches Wort für Diamant.

Agha = Offiziersrang in der Armee des Kalifen.

Al'Anfa = mächtiger Stadtstaat im tiefen Süden des Kontinents Aventurien.

Al-Raschid nurayan schab Tulachim = philosophisches Werk, gilt den Kasimiten als heilig.

Almandin = tulamidisches Wort für einen Rubin.

Bastrabun ibn Rashtul = legendärer Sultan, der vor fast drei Jahrtausenden die Echsenvölker aus der Region des heutigen Kalifats vertrieb.

Beni Novad = nomadischer Stammesverband im Zentrum der Khom, kontrolliert die Oasen Keft und Tarfui; namensgebend für den Sammelbegriff Novadi; ihr Sultan Dschadir ben Nasreddin fällt in der ersten Schlacht bei Tarfui.

Beni Schebt = Stammesverband im Süden der Khom; kontrolliert die Oasen Shebah, Birscha und Manesh; Sultan dieses Volkes ist Mahmud ben Dschelef.

Beni Shadif = Stammesverband im Süden der Khom; Sultan Mustafa ist ihr Oberhaupt; die Beni Shadif kontrollieren die Stadt Unau und das südlich gelegene Hügelland des Shadif.

Beysal = in dieser kleinen Stadt feiert das al'anfanische Heer das Fest der Freuden; zu Beginn der Belagerung von Mherwed ist hier das Stabsquartier Tar Honaks.

Bireme = kleine Kriegsgaleere mit zwei übereinanderliegenden Ruder reihen.

Birscha = Oase im Süden der Khom; gehört zum Stammesgebiet der Beni Schebt.

Borbarad = mächtigster Schwarzmagier der aventurischen Geschichte; starb vor ca. 500 Jahren.

Boron = einer der Zwölfgötter; Gott des Schlafes, des Vergessens und des Todes; sein Symbol ist der Rabe.

Bosparans Fall = Fixpunkt aventurischer Zeitrechnung (993 vor Hal); mit der Zerstörung Bosparans war der Untergang des Alten Kaiserreichs besiegelt.

Brabaker Rohr = dem Bambus ähnliches Gewächs aus dem Süden Aventuriens.

Caljinaar = Erzdämonische Wesenheit, die auch unter den Namen Asfaloth oder ›Vielfarbige Herzogin des Wimmelnden Chaos‹ bekannt ist; ›Sie‹ ist die Herrin des ständigen Wandels und wird häufig von Magiern, die sich mit den Spezialgebieten der Magica mutanda und der Magica transformatorica beschäftigen, um Hilfe gerufen.

Chaneb = Fluß, der dem Cichanebi-Salzsee entspringt und bei Kannemünde ins Perlenmeer mündet.

Charyb'Yzz = Erzdämonische Wesenheit, die auch unter den Namen Charyptoroth, Unbarmherzige Ersäuerin oder Herzogin der Nachtblauen Tiefen bekannt ist; manche sehen in ihr das dunkle Gegengewicht zu Efferd, dem Gott der Meere; sie verursacht Schiffsuntergänge und Sturmfluten; Charyb'Yzz gebietet auch über die meisten Meeresungeheuer.

Cichanebi = großer Salzsee nördlich von Unau.

Dabla = kleine tulamidische Trommel.

Denar = Silbermünze im Kalifat. Unter Sultan Malkillah III. werden die Silbermünzen Zechinen statt Denare genannt; eine Zechine entspricht zwei mittelreichischen Silbertalern.

Dere = der Planet, auf dem der Kontinent Aventurien liegt.

Doppelkhunchomer = großer Zweihandsäbel mit breiter geschwungener Klinge.

Dschadra = Reiterlanze, die häufig von tulamidischen Krie-

gern verwendet wird.

Duglumspest = sehr seltene Krankheit, die zur völligen Zerstörung des Körpers führt; angeblich verwandeln sich die Erkrankten in Dämonen, weshalb die Duglumspest auch Dämonenfäule genannt wird.

Emir = tulamidischer Titel, der einen vom Kalifen eingesetzten Beamten bezeichnet, welcher über ein Gebiet unterschiedlicher Größe herrscht.

Esravun = der Name des Schwertes, das der Mautaban führt.

Fasar = mit etwa 23 000 Einwohnern aller Völker und Rassen ist die tulamidische Stadt im Hochland Mhanadistans die viertgrößte Siedlung Aventuriens; Fasar gilt als älteste Stadt von Menschenhand.

Feggagir = unterirdische Kanäle, die Unau von den Bergen im Osten her mit Wasser versorgen; im Volksglauben sind die Kanäle verflucht, die noch aus der kaiserlichen Besatzungszeit stammen.

Gelbherzen = Spotname für die Soldaten des Sultans von Unau.

Götterlauf = bei den Zwölfgötter-Gläubigen übliche Bezeichnung für das aventurische Jahr.

Götternamen = bei den Zwölfgötter-Gläubigen verbreitete Bezeichnung für einen Monat im aventurischen Jahreslauf.

Gottesnamen = bei den Rastullah-Gläubigen übliche Bezeichnung für einen der 40 Neun-Tages-Abschnitte des Jahres.

Hairan = Anführer einer Nomadensippe.

Halbspann = Längenmaß, das zehn Zentimetern entspricht.

Die Hand Borons = niemals deklarierte, aber allgemein gefürchtete Geheimpolizei Al'Anfas; als Meuchler und Agenten gehören die Mitglieder zu den wichtigsten Werkzeugen bei der Machtausübung des Patriarchen.

Hattah (Hattahi Pl.) = großes Kopftuch, das von den Männern fast aller Novadisippen getragen wird.

Heptagramm = siebenzackiger Stern; in aventurischer Dämonologie häufig als Schutzzirkel gegen Erscheinungen aus anderen Sphären genutzt.

Jubbah = bestickter und gefütterter knielanger Mantel.

Kabasflöte = in der Khom weit verbreitete Flöte, meist aus Schilfrohr geschnitten.

Kasimiten = stets verschleierte fanatische Kämpfer und »Missionare« im Dienste Rastullahs.

Kazaghand = eine sehr kostbare, tulamidische Variante des Ringelpanzers; in einem knielangen Seiden- oder Brokatmantel verborgen, befindet sich ein an der Brust überlappender, doppelter Ringelpanzer.

Keft = Oasenstadt im Zentrum der Khom; Heimat der Beni Novad; 760 nach Bosparans Fall (bzw. 233 vor Hal) offenbarte sich hier Rastullah den Novadis; die neun Mawdliyat von Keft gelten im Land der ersten Sonne als die wichtigsten Deuter von Rastullahs Willen.

Khom = große Wüste östlich des Alten Reiches.

Khomchra = Vulkan inmitten der Wüste Khom.

Khunchomer = Krummschwert, benannt nach der Stadt Khunchom.

Madamal = der aventurische Mond.

Madrash = kleine Stadt am Ufer des Mhalik.

Magica curativa = Zweig der aventurischen Magic, zu dem alle Heilzauber zählen.

Magica mutanda = Zweig der aventurischen Magic, der die Zauber zur Verwandlung von Lebewesen umfaßt.

Magica transformatorica = Zweig der aventurischen Magic, dem die Zauber zur Verwandlung von Unbelebtem angehören.

Mahmud ben Dschelef = Stammessultan der Beni Schebt.

Malkillahbad = kleine Stadt am Szinto; in der Schlacht bei Malkillahbad wird am 26. Firun 15 Hal das Heer des Kalifen Abu Dhelrumun vollständig vernichtet.

Manekh-Chanebi = Gebirge westlich des Großen Salzsees.

Maraskan = größte Insel im Perlenmeer, nordöstlich der Khom gelegen; der Legende nach verbannte Sultan Bastrabun die Echsenvölker aus Mhanadi, Ongalo und Thalusim nach Maraskan.

Marawedi = neue Goldmünze, die von Kalif Malkillah III. eingeführt wird; ihr Wert beträgt zehn Zechinen bzw. zwanzig mittelreichische Silbertaler.

Mautaban = der ›Vollstrecker‹ ist nicht nur der Scharfrichter des Kalifen, sondern auch Oberkommandierender aller Bewaffneten, die dem Herrscher unterstehen; in Friedenszeiten gehören zu seinen Aufgaben auch die Sicherung der Straßen und Wege sowie die Durchsetzung der Urteile, die von den Mawdliyat gefällt werden.

Mawdli (Mawdliyat Pl.) = Kaste der novadischen Religionslehrer, die als Deuter der Gebote Rastullahs sowie als Richter und Berater der Herrschenden auftreten.

Mehari = auch Qai’Ahjan genannt; Rennkamele mit fast weißem Fell, die vor allem in der Region um Unau gezüchtet werden.

Meile = aventurisches Längenmaß, das einem Kilometer entspricht.

Mhalik = kleiner Fluß an der Ostgrenze des Khoram-Gebirges; ergießt sich westlich von Mherwed in den Mhanadi.

Mhanadi = der drittgrößte Strom Aventuriens; während des Frühlingshochwassers schwillt er stellenweise auf eine Breite von mehreren Meilen an.

Mherwed = Stadt am Mhanadi nordöstlich der Khom, Sitz des Kalifen.

Murawidun (Murawid Sg.) = ›Mündel des Kalifen‹, so heißt

die Garde des Herrschers der Rechtgläubigen; sie setzt sich ausschließlich aus Waisen und Sklavenkindern zusammen, die als Krieger erzogen werden; da der Murawid keine Bindung an eine Sippe kennt, verhält er sich stets vollkommen loyal dem Kalifen gegenüber.

Mustafa ibn Khalid ibn Rusaimi = Sultan von Unau, später als Malkillah III. Kalif in Mherwed; einigt die Stämme der Khom zum Kampf gegen die Invasionsarmee Al'Anfas.

Mysterium von Keft = Offenbarung Rastullahs 233 vor Hal.

Neun = eine heilige Zahl der Vollkommenheit für jeden Rastullahgläubigen.

Novadis = Sammelbegriff für die verschiedenen Stammesverbände in der Khom.

Obaran = Gott des Lichtes und der Gerechtigkeit, verehrt von den Utulus der Waldinseln; Obaran ist als Himmels-gott der ewige Widerpart der Nachtschwarzen Herrin, die in den bodenlosen Tiefen der Meere herrscht.

Ongalobullen = Wildrinderart, die bis zu zwei Schritt Schulterhöhe erreicht; sie haben ein zotteliges schwarzes Fell und mächtige blauschwarze Hörner.

Patriarch = Titel des Oberhauptes des Boronkultes zu Al'Anfa; höchster Geweihter des al'anfanischen Ritus.

Piaster = Goldmünze. Unter dem Kalifen Dhelrumun wurde der Goldanteil der Münze reduziert, so daß ein Piaster heute nur noch einen Goldwert von 24 Denaren hat, wohingegen der offizielle Nennwert noch immer 100 Denare beträgt; unter Kalif Malkillah III. werden die Piaster von den Marawedi abgelöst.

Pyrdacor = einer der mächtigsten unter den Hohen Drachen Aventuriens; entfesselte den Ersten Drachenkrieg; wurde von verschiedenen Echsenvölkern als Gottkaiser verehrt.

Rabenschnabel = Hieb- und Stichwaffe der Reiterei mit einem ham-

merförmigen Kopf, der an einem Ende spitz zuläuft.

Raschtulswall = großer Gebirgszug im Nordwesten der Khom; mit Gipfeln von bis zu 8000 Schritt Höhe, nach dem ›Ehernen Schwert‹ höchstes Gebirge Aventuriens.

Rastullahellah = Bezeichnung der fünf hohen Feiertage im novadischen Kalender; auf jeweils acht Gottesnamen folgt ein Rastullahellah; jedem dieser fünf Tage ist eine besondere, rituelle Funktion zugewiesen; der erste gilt als Fasten- und Bußtag, der zweite als Tag der Karawanen und Heerschauen, der dritte als Tag der Rache, der vierte als Tag der Ruhe, und der fünfte Rastullahellah schließlich ist der höchste Festtag im Jahr; an diesem Tag werden die Hairane gewählt und mehrtägige Freudenfeiern beginnen, die oft bis ins neue Jahr andauern.

Schlund = Ghetto der Bettler in der Stadt Al'Anfa.

Schritt = aventurisches Längenmaß, das einem Meter entspricht.

Shadif = 1. Pferderasse der Tulamiden; 2. Steppenlandschaft südlich der Khom.

Shanja = die weibliche Form des tulamidischen Titels Sheik (Scheich).

Sharisad = tulamidische Tänzerin; manche Sharisad verfügen über magische Kräfte.

Shekel = Silbermünze aus Unau, die dem Wert eines Denar entspricht.

Ssrkhrsechim = ausgestorbenes Volk schlangenleibiger Echsenwesen, besonders berühmt für seine Zauberkräfte.

Sultan = Anführer eines ganzen Stammesverbandes, wie z. B. der Beni Schebt; oberster weltlicher Herrscher einer Region, der sich nur dem Wort des Kalifen oder aber dem Rat der Mawdliyat unterwirft.

Szinto = Fluß im Westen des Shadif.

Tapam = Neben einer Seele besitzen die Waldmenschen

nach ihrem Glauben auch noch ein Tapam, einen eigenen Schutzgeist; während die Seele mit dem Tod vergeht, ist der Tapam unsterblich.

Tarfui = Oase nordöstlich von Unau; im Lauf des Khom-Krieges kommt es hier zu zwei großen Schlachten und mehreren Scharmützeln.

Tulamiden = aventurische Volksgruppe; Bewohner der Khom und der angrenzenden Gebiete.

Tulamidya (seltener Tulamidisch) = Sprache der Tulamiden; verwendet als Schriftzeichen die neunzehn geheiligten Glyphen von Unau.

Tuzakmesser = besonders kunstvoll geschmiedete, leicht gebogene Schwerter aus Maraskan; sie gelten als die schärfsten Klingen Aventuriens.

Utulus = Ureinwohner der Waldinseln; eine ebenholzschwarze Haut, stark gekräuselter Haar und hoher Wuchs unterscheiden sie deutlich von den kleineren Mohas der südlichen Inseln.

Waqqif = Krumdolch der Novadis.

Yalla = Ausruf, je nach Betonung mit ›Vorwärts‹ oder ›Los, mach schon‹ zu übersetzen.

Zechine = Silbermünze, die vom neuen Kalifen Malkillah III. im Land der ersten Sonne eingeführt wird.

Zedrakke = kielloser tulamidischer Schiffstyp; besonders auffallend sind die großen, aus Binsen geflochtenen und mit Latten versteiften Segel, die von weitem an Drachenflügel erinnern.

Zitar = eine Art Harfe mit waagrecht gespannten Saiten.

Zorganpocken = meist tödliche Seuche, bei der sich auf dem Körper des Erkrankten erbsengroße Eiterpocken bilden.

Zwölf = eine Unglückszahl für jeden Rastullahgläubigen, was erst kürzlich durch die Schreckensherrschaft des zwölften Sultans von Unau bewiesen wurde.